



JÜRGEN BRUHN
» HAMBURG KAPUTT «

AUTOBIOGRAPHISCHER ROMAN

Die Sommerferien 1943 hatte er bei den Großeltern in Meiendorf verbracht. Da draußen vor den Toren Hamburgs brauchten sie sich vor Fliegeralarm nicht zu fürchten. Da war noch nie eine Bombe gefallen. Davon waren sie überzeugt.

Im Sommer 1980 kam er aus Kalifornien zurück. Er ging in dem Viertel spazieren, in dem sie sich als Jungs rumgetrieben hatten. Er stiefelte durch die Rainstraße, in der früher ihr Lehrer, der alte Soldat, gewohnt und in der sie Fußball gespielt hatten. Die Rainstraße, stellte er fest, war noch immer mit Teer asphaltiert, wie damals 1943, als sie viele Menschen während eines nächtlichen Bombenangriffs mit Stangen aus dem brennenden, phosphorverseuchten Teer gerettet hatten. Das alte Schulgebäude stand noch immer an der Ecke Harkort- und Rainstraße. Es sah nicht anders aus als damals. Und doch war es anders, 1943, als er ein 10jähriger Junge gewesen war und wie alle nur einen Wunsch hatte: in die Jugendmannschaft von Altona 93 aufgenommen zu werden. Jürgen Bruhn erzählt die Geschichte eines gewaltsamen Erwachsenwerdens ganz aus der Perspektive des Jungen: Was in den Nächten des Bombenterrors und der vom Himmel regnenden »Tannenbäume« in Hamburg geschah, wie Tod und Zerstörung um sich griffen, aber auch Tapferkeit, Menschlichkeit und Selbstlosigkeit möglich wurden, wie die Kinder versuchten, zusammen mit dem »alten Soldat«, Menschen aus dem glühenden, klebenden Straßenteer zu retten, wie er selbst den Tod von dreien seiner Freunde mit ansehen mußte und mit der Mutter im großen Strom der Flüchtlinge aus dem tosenden Hamburg floh. Bei den Großeltern

in Meiendorf lernte er russische Kriegsgefangene kennen, einer von ihnen, Rodion, rettete ihm das Leben und kam dabei selbst zu Tode ...
»Es wird erforderlich sein, wenigstens 10.000 Tonnen Bomben abzuwerfen, um diese Stadt auszulöschen«, hatte der Oberbefehlshaber des Britischen Bomberkommandos, Sir Arthur Harris, in seinem Einsatzbefehl Nr. 173 gesagt ... und so war es gekommen.

Jürgen Bruhn

1937 geboren, studierte Geschichte, Politik und Soziologie. Nach der Promotion Dozent für Zeitgeschichte an nordamerikanischen Universitäten. Gastprofessor für Global Studies an der California State University in Monterey. Von 1981 bis 1995 beim Hamburger »Spiegel« Journalist. Er veröffentlichte zahlreiche Artikel, Essays und Kurzgeschichten sowie wissenschaftliche Arbeiten und Sachbücher, zuletzt: »Ökoreport 2000: Wege aus der Umweltkatastrophe und Raubzug der Manager: Gegen einen Kapitalismus der Arbeit«. Im Rotbuch Verlag erschien 2000 sein historischer Roman »Störtebeker«. Jürgen Bruhn lebt in Hamburg.

JÜRGEN BRUHN

Hamburg kaputt

Autobiographischer Roman

Die Hanse

Für meine Mutter

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich.

© Die Hanse | Sabine Groenewold Verlage KG, Hamburg 2002

Umschlaggestaltung: atelier freilinger & feldmann

Motiv: Schmidt-Luchs, Hamburg

Herstellung: Das Herstellungsbüro, Hamburg

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-434-52584-X

Informationen zu unserem Verlagsprogramm finden
Sie im Internet unter www.die-hanse.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort 7

Erster Teil: Die Ruhe vor dem Sturm 9

Auf der Adolf-Jäger-Kampfbahn • In der Schule • Das
Fussballspiel • Die Strassenkloppe • Das Fest an der Elbe

Zweiter Teil: Der Angriff 79

Der Feuersturm • Die Lehmkuhle •
Die Verschütteten und Ersticken in der Billrothstrasse •
Der alte Soldat • Der Abschied

Dritter Teil: Die Flucht 151

Der Marsch nach Meiendorf • Die russischen Kriegs-
gefangenen • In der Hitlerjugend • Rodion Bashimiroff •
Die letzten Tage in Meiendorf

Nachbemerkung 248

Vorwort

Im Sommer 1980 kam er aus Kalifornien zurück. Er ging in dem Viertel spazieren, in dem sie sich als Jungs rumgetrieben hatten. Er stiefelte durch die Rainstrasse, in der früher ihr Lehrer, der alte Soldat, gewohnt hatte und in der sie Fussball gespielt hatten. Die Rainstrasse, stellte er fest, war noch immer mit Teer asphaltiert, wie damals 1943, als sie viele Menschen während eines nächtlichen Bombenangriffs mit Stangen aus dem brennenden, phosphorverseuchten Teer gerettet hatten. Das alte Schulgebäude stand noch immer an der Ecke Harkort- und Rainstrasse. Es sah nicht anders aus als damals. Es waren Ferien, der Schulhof war leer, und die Fenster der Kellerräume, in denen sie bei Fliegeralarm Zuflucht gesucht hatten, standen weit offen.

Über dem Gelände des 1943 abgebrannten Güterbahnhofs, auf der linken Seite der Rainstrasse, wenn man von der Schule her kam, wuchsen hohe Gräser, Pflanzen und Bäume. Aber er konnte noch die Schienenstränge und die Prellböcke aus dem grünen Wirrwarr hervorlugen sehen. Er ging unter der Eisenbahnüberführung hindurch und genau zu der Stelle, wo der Bahndamm damals eine Biegung hin zum Güterbahnhof machte, wo die Züge etwas langsamer fahren mussten und wo sie nach dem Krieg auf die fahrenden Güterzüge gesprungen waren, um Kohlen und Lebensmittel zu klauen. Hier blieb er einen Moment lang stehen, um sich zu erinnern. Aber zu viele Autos bretterten an ihm vorüber, und er ging weiter, überquerte die Stresemannstrasse, die zu

ihrer Zeit Schlageterstrasse hiess, und stand auf dem Sonderburger Platz, der jetzt in Kaltenkircher Platz umbenannt war.

Auf dem Sonderburger Platz hatten sie im Juli 1943 die Strassenkloppe gegen die Oeverseebande ausgefochten und sich vor dem Feuersturm in den unterirdischen Luftschutzbunker gerettet. Dann spazierte er die Stresemannstrasse runter Richtung Holstenbahnhof, klappte sein ganzes Viertel ab. Er schaute in die Hauseingänge und in die Treppenhäuser hinein, blickte auf die Namensschilder, suchte nach Namen wie Heilhoff, Fingerdo, Bahmling, Sterninske. Aber er fand sie nicht. Was bildest du dir eigentlich ein, dachte er, bist so lange weg gewesen, kommst nach so langer Zeit zurück und verlangst, dass man hier auf dich warten würde. Und er begriff: Hier war das Leben auch weitergegangen, und er war nicht dabeigewesen. Er verliess seine alte Strasse und ging in den S-Bahnhof Holstenstrasse hinein. Eine gewisse Traurigkeit übermannte ihn.

ERSTER TEIL

Die Ruhe vor dem Sturm

Auf der Adolf-Jäger-Kampfbahn

Die Sommerferien 1943 hatte er bei den Grosseltern in Meiendorf verbracht. Da draussen vor den Toren Hamburgs brauchten sie sich vor Fliegeralarm nicht zu fürchten. Da war noch nie eine Bombe gefallen. Da waren sie sicher. Davon waren sie überzeugt. Die Grosseltern wohnten in der Schumacher-Allee in einem schönen einstöckigen Haus, das sein Grossvater, der Maurer war, in den zwanziger Jahren selbst gebaut hatte. Hinter dem Haus lag ein grosser Garten, es war mehr ein Feld, auf dem Kirsch-, Apfel-, Birn- und Pflaumenbäume standen. Eine alte schwarze Pumpe, ein Waschhaus, ein Hühnerstall, ein Geräteschuppen und eine Jauchegrube waren da, und ganz hinten lag ein Kartoffelacker. Vor dem Haus hatte seine Grossmutter, die früher bei sogenannten Herrschaften Köchin gewesen war, Blumenbeete angelegt. Oft blieben Spaziergänger an der Pforte stehen, sahen über die Buchenhecke und bewunderten ihre Blumen.

Oberhalb der Schumacher-Allee, schräg gegenüber von Jebens Bauernhof, standen zwei lange Baracken, in denen russische Kriegsgefangene untergebracht waren. Die Bewohner der Schumacher-Allee kannten die meisten von ihnen, da sie zweimal in der Woche mit Eimern vor den Haustüren standen, um Kartoffelschalen zu sammeln. Die Gefangenen wurden von schwarzgekleideten Wachmannschaften, die Totenköpfe an ihren Mützen trugen, bewacht. Sie mussten für die Bauern auf den umliegenden Feldern arbeiten. Auch für seinen Grossvater erledigten sie häufig Gartenarbeiten. Dabei hatte er sich mit ei-

nem von ihnen angefreundet. Er war ungefähr 24 Jahre alt und hiess Rodion Bashimiroff. Vor der Gefangenschaft war er Leutnant in der Roten Armee gewesen. Er kam aus Leningrad, das die Wehrmacht noch immer belagerte. Rodion hatte ihm Schachspielen beigebracht. Vor dem Krieg, hatte Rodion gesagt, war er in einem Vorort Leningrads, in Deiskoje Selo, Deutsch- und Geschichtslehrer gewesen. Den ungewöhnlichen Vornamen hatten ihm die Eltern nach einer berühmten Figur der russischen Literatur gegeben, nach einem Mann namens Rodion Raskolnikoff. Du wirst später vielleicht einmal von ihm hören oder seine Geschichte lesen, hatte Rodion hinzugefügt, später, wenn der Krieg vorbei ist, wenn wieder Frieden herrscht.

Er hatte bemerkt, dass seine Grosseltern die Russen gern mochten. Seine Oma steckte ihnen oft selbstgebackenes Vollkornbrot zu, auch Wurst, Schmalz und Obst, und sein Opa schenkte ihnen Tabak und Kautabak. Die Russen nannten seinen Grossvater Towarish Willem, und zu seiner Grossmutter sagten sie Babuschka. Und sein Opa nannte die Russen Towarishi. Wenn die Russen das Haus seiner Grosseltern verliessen, gaben sie ihnen die Hand und sagten Doswidanja und Spaciwa.

Nachdem er aus den Ferien nach Altona zurückgekommen war, musste er häufig an Rodion Bashimiroff und die anderen russischen Kriegsgefangenen denken. Rodion, so kam es ihm vor, war seinem Lieblingslehrer Herrn Reinhardt, den sie alle den alten Soldaten nannten, sehr ähnlich. Der alte Soldat war auch ungefähr 24 Jahre alt, unterrichtete in seiner Klasse Deutsch und Geschichte und war vor seiner schweren Verwundung an der Ostfront Leutnant der Wehrmacht gewesen. Beide strahlten menschliche Wärme und Furchtlosigkeit aus, sie waren beide etwas Besonderes. Jedenfalls empfand er das so.

Die Sommerferien waren dieses Jahr kürzer gewesen als sonst, weil viele Frauen, besonders die unverheirateten und die ohne Kinder, früher in die Munitionsfabriken zurückmussten. Auch die Fussballsaison

der Gauliga, so hiess das damals, hatte früher begonnen als sonst. Altona 93 hatte den HSV am Sonntag, dem 19. Juli 1943, auf der Adolf-Jäger-Kampfbahn in Bahrenfeld mit 3:1 besiegt. Das Spiel hatte pünktlich um 15.30 Uhr begonnen. Die Atmosphäre unter den Zuschauern war gelöst und heiter gewesen. Es hatte schon lange keine Luftangriffe mehr gegeben. Es war ein warmer, sonniger Sommer-nachmittag gewesen. Daran konnte er sich später ganz genau erinnern. Schliesslich war er damals schon neun Jahre alt gewesen. Er wusste auch noch genau, dass der alte Brinkmann das erste und zweite Tor für 93 geschossen hatte und Eule Durin, der Rechtsausser, der grosse Spassvogel, das dritte. Beim zweiten Tor hatte Eule Durin, er war Fri-seur in Ottensen, eine Ecke genau auf Brinkmanns Kopf gezirkelt. Brinkmann brauchte den Ball nur einzunicken. Ede Martens im HSV-Tor hatte keine Chance. Eule hatte seine Kunstecken schon oft zelebriert. Sie feierten ihn mit Eule-Eule-Rufen. Und Durin winkte zu den Fans auf den Tribünen zurück. Eule Durin, der alte Witzbold und Kunstschütze, das war schon ein Kerl. Sie hatten ihn alle gern. Er war ein grosses Vorbild für sie. Nicht nur Durin und Brinkmann, auch die 38jährigen Wagner und Ring hatten sie wieder aus der Versenkung geholt. Beim HSV mussten die Altvorderen Risse und Frido Dörfel wieder ran.

Obwohl bei Altona 93 die Stammspieler Diedrichsen, Wohlmüt, Greif und Reinholz und beim HSV Warning, Reinhard, Schneider und andere fehlten – sie waren an der Ostfront –, war es ein hervorragendes Spiel gewesen. Altona 93 hatte es dem HSV, den Herren vom Rothenbaum, wie sein Vater immer sagte, gezeigt. Die alten Männer hatten noch einmal ihre Klasse bewiesen. 93 war spielerisch besser gewesen. Eindeutig besser, behauptete Uwe Heilhoff, der mit ihm und mit Helmut Sterninske, Berni Fingerdo und Dieter Bahmling Zeuge des Spiels gewesen war. Sie waren mit der S-Bahn von der Holstenstrasse bis Bahrenfeld gefahren und dann vom Bahrenfelder Bahnhof durch die

Griegstrasse an den Zeise-Werken vorbei zur Kampfbahn gegangen. Dieter Bahmlings Vater, der auf Fronturlaub war, hatte die S-Bahn-Karten bezahlt und in der Halbzeit für alle eine Brause ausgegeben. Ihre Schüler-Karten für das Spiel hatten sie selbst bezahlt, dafür hatten sie von zu Hause Geld bekommen. Bahmlings Vater trug seine schwarze Panzeruniform mit den Unteroffiziersinsignien. Er sah toll aus. Dieter Bahmling war stolz auf seinen Vater. Sie fühlten sich wohl und sicher in seiner Gegenwart. Sie waren alle 93-Anhänger und gingen ausser Sterninske in dieselbe Klasse. Sterninske ging in die vierte Klasse. Ihre Schule stand in der Nähe des Lessingtunnels in der Harckortstrasse, nicht weit vom Altonaer Bahnhof. Sie wohnten alle in der Schlageterstrasse, in der Nähe vom Sonderburger Platz, da, wo die Güterzüge hinter der Eisenbahnüberführung eine Biegung machten und langsamer fahren mussten, um in den Güterbahnhof an der Rainstrasse einzurollen.

Übrigens übernahm Altona 93 mit dem Sieg die Führung in der Hamburger Gauliga vor HSV und ETV. Am Ende des Spiels bejubelten die Zuschauer die 93-Spieler minutenlang. Über 25'000, meist ältere Männer, waren in die Kampfbahn gekommen, in der früher ihr Idol, der grosse Ballkünstler Adolf Jäger, seine Kreise gezogen hatte. Adolf Jäger, hatte sein Grossvater mütterlicherseits erzählt, hatte von 1908 bis 1924 achtzehnmal für Deutschland gespielt. Und 1912 hatte er die deutsche Fussball-Olympiaauswahl in Stockholm angeführt. 1908 war er vom grossen Lokalrivalen Union 03 zu Altona 93 gewechselt und hatte dort für Furore gesorgt, hatte dort den sogenannten Husarenstil eingeführt.

Mit Adolf Jäger, so sein Grossvater, errang Altona 93 1913/14 die letzte Norddeutsche Meisterschaft vor dem Ersten Weltkrieg. Mit ihm wurde 93, wie die Anhänger die Mannschaft nannten, in den zwanziger Jahren zum grossen Gegenspieler des HSV. In der Saison 1924/25 hatte 93 in einem der letzten Spiele mit Adolf Jäger den HSV um den Gross-Hamburg-Titel mit 3:2 geschlagen.

Damals hatte Hans Wentorf im Altonaer Tor gestanden, der auch gleichzeitig Torwart der Nationalelf gewesen war. Später, im letzten Spiel um die Gross-Hamburger Meisterschaft 1933, unmittelbar vor der nationalsozialistischen Neuordnung im deutschen Fussball mit der Einführung der Gauliga, besiegte Altona 93 den HSV mit 2:1. Ja, so war das damals gewesen, hatte sein Grossvater gesagt. Und 1923, zum 30jährigen Jubiläum, hatte 93 die berühmte englische Fussballmannschaft Sheffield Wednesday eingeladen. Sie hatten die Engländer 3:2 besiegt. Viele von uns erinnern sich noch an dieses legendäre Spiel. Sie hatten damals nach dem Spiel Adolf Jäger und den grossen englischen Mittelstürmer Tommy Hawton auf den Schultern vom Platz getragen und die Engländer mit grossem Beifall verabschiedet. Ja, mein Junge, hatte sein Opa noch hinzugefügt, so sehr liebten wir damals Fussball. An diese Worte seines Grossvaters musste er sich jetzt erinnern.

Sein Vater hätte das Spiel gegen den HSV gern gesehen, das wusste er. Aber der lag als Landser am Wolchow an der Front. Es hatte während des Spiels und danach keinen Fliegeralarm gegeben. Seine Mutter hatte ihm ans Herz gelegt, bei Fliegeralarm sofort das Stadion zu verlassen und in den nächsten Luftschutzkeller oder -bunker zu laufen. Er hatte ihr hoch und heilig versprechen müssen, das zu tun. Aber die Sirenen hatten nicht geheult, es hatte keinen Alarm gegeben. Das Spiel war ruhig über die Bühne gegangen. David hatte Goliath besiegt. Seine Mutter hatte ihm noch zwei Scheiben Brot mit Leberwurst mitgegeben. Die sollte er in der Halbzeit essen, hatte sie gesagt. Und das hatte er getan. Seine Freunde hatten auch Brote von zu Hause mitbekommen.

Auf der überdachten hölzernen Haupttribüne, die 1942 bei einem Luftangriff der Engländer abgebrannt, aber nun wieder aufgebaut worden war, sassen die Honoratioren: unter ihnen der Gauleiter Hamburgs, Karl Kaufmann, der ein Anhänger des HSV war, und sein Freund, der ehemalige HSV- und Nationalmannschafts-Mittelstürmer

und Parteigenosse Tull Harder. Tull Harder, hatte sein Opa vor gar nicht allzu langer Zeit berichtet, sei SS-Aufseher im KZ Neuengamme.

Sie standen mit Dieter Bahmlings Vater in der Nordkurve, der Altonaer Fankurve. Hinter ihnen wehte ein lauer Sommerwind durch die hohen Weidenbäume, die auch heute noch dort stehen. Er war glücklich über Altonas Sieg, und er hatte bei jedem Tor für 93 wie ein Verrückter geschrien. Ab August, so hoffte er, sein Vater hatte es ihm versprochen, würde er bei Altona 93 in der Knabenmannschaft spielen. Das konnte er kaum abwarten. Er hatte schon mittrainieren dürfen und kannte die Begleiter. Auch Uwe Heilhoff und Dieter Bahmling wollten eintreten. Ausserdem hatte er mit angehört, wie sein Vater bei seinem letzten Fronturlaub zu seiner Mutter gesagt hatte: Zu seinem 10. Geburtstag kriegt der Junge das Altona-Trikot: Hemd, Hose und Stutzen, alles zusammen. Du musst dafür sorgen, Elfi. Nur Fussballstiefel, sie nannten sie Buffer, die würde er nicht bekommen. Die waren für seine Eltern unerschwinglich. Er muss mit alten Strassenschuhen spielen, hatte sein Vater noch gesagt, das haben wir früher auch getan. Seitdem begann er sich vorzustellen, wie er in dem schwarz-weissrot gestreiften Jersey, den weissen Hosen und den schwarz-roten Stutzen aussehen würde.

Altona 93, das war für sie mehr als nur ein Fussballverein. Das bedeutete jeden Sonntag Mitfiebern um den Sieg, entweder auf der Adolf-Jäger-Kampfbahn oder am Volksempfänger. Altona 93, das war ihre Stadtteilmannschaft, das waren irgendwie sie selbst, da kannten sie jeden Spieler und sahen sich das Training der ersten Herren zweimal in der Woche an, wenn es vorher keinen Fliegeralarm gegeben hatte. Da konnte nur noch eine einzige Mannschaft mithalten, das war Union 03, der zweite grosse Stadtteilverein, der grosse Rivale, für den der ältere Bruder von Berni Fingerdo spielte. Wenn sie in der Nordkurve standen und auf das Einlaufen der 93er warteten oder in einer Schlange vor den Kartenhäuschen standen, dann fühlten sie sich wohl

und sicher und glücklich. Hier gehörten sie hin, das war ihr Platz, das war ihre Mannschaft. Sie dachten dann nur noch an das Spiel, das sie alles andere vergessen liess, bei dem sie wie ein Mann hinter ihrer Mannschaft standen.

Als er von der Adolf-Jäger-Kampfbahn nach Hause kam, später als sonst, und seiner Mutter die frohe Nachricht von Altonas Sieg über die Herren vom Rothenbaum überbrachte, war sie sehr aufgeregt, weil er nach dem Spiel nicht gleich nach Hause gekommen war, wie er es versprochen hatte. Er hatte noch auf dem Sonderburger Platz mit Uwe Heilhoff, Helmut Sterninske und Berni Fingerdo herumgelungert und mit einem Stoffball Fussball gespielt. Das hatte die Nachbarin, Frau Rahmann, gesehen und ihr erzählt. Du weisst doch, du sollst nach dem Spiel sofort nach Hause kommen, schimpfte sie, die Tommys können zu jeder Zeit Bomben werfen, und dann weiss ich nicht, wo du steckst. Ich werde noch ganz verrückt darüber. Sie wollte es seinem Vater an die Front schreiben, dass er nicht mehr auf sie hörte, und es sollte das letzte Mal gewesen sein, dass sie ihn zur Adolf-Jäger-Kampfbahn fahren liess.

Aber Dieter Bahmlings Vater ist doch dabeigewesen, und wir haben nur ganz kurz auf dem Sonderburger Platz Fussball gespielt, versuchte er sich zu verteidigen. Sie hatte sich am Küchentisch auf einen Stuhl gesetzt und den Kopf in die Hände gestützt. Er merkte, dass sie in sich hineinweinte. Er ging zu ihr und legte ihr den Arm um die Schultern. Es kommt nicht wieder vor, Mama, ich verspreche es, ich komme ab jetzt immer sofort nach dem Spiel nach Hause, versuchte er sie zu beruhigen. Sie nickte und schaute an seiner neuen Kordhose herunter. Er hatte sie zum Spiel anziehen dürfen. Es war das zweite Mal gewesen, dass er sie trug. Jetzt blickte er auch an seiner Kordhose herunter und sah, dass sie an der Innenseite des rechten Hosenbeins mit Teer verschmiert war, ganze Streifen Teer waren hineingepresst. Wie ist das passiert? fragte sie entsetzt, das kriegen wir nie wieder ab. Teer haftet

für immer. Die Hose ist hin. Er befühlte die Teerstreifen an seiner Hose. Die Finger blieben im Teer kleben. Er musste sie regelrecht vom Hosenbein losreissen. Da fiel ihm ein, dass er erst vorgestern auf seinem Heimweg von der Schule Arbeiter gesehen hatte, die die Rainstrasse, die zum Sonderburger Platz führte, mit flüssigem, heissem Teer asphaltiert und dann einige der leeren Teertonnen auf dem Sonderburger Platz abgestellt hatten. Und er hatte sich vorhin auf eine dieser Tonnen raufgesetzt, Sterninske auch, und sie hatten mit den Beinen geschlenkert. Das ist es gewesen, dachte er. Er erklärte es seiner Mutter. Er musste sofort die Kordhose ausziehen. Seine Mutter weichte das rechte Hosenbein in heissem Wasser und Seifenpulver ein. Es wird nichts nützen, sagte sie. Und er fühlte sich schäbig. Er wagte nicht mehr sie anzusehen.

Heute hatte er seine Mutter sehr enttäuscht, das war ihm klar. Er ging auf den Balkon und liess den Drachen, den sein Grossvater in Meiendorf ihm zum 8. Geburtstag geschenkt hatte, etwas über den Bahndamm fliegen. Aber es wehte kaum Wind. Sein Bott, das Drachenband, hing durch, und der Drachen wollte nicht recht aufsteigen. Dann hörte er aus der Richtung Holstenstrasse einen S-Bahnzug kommen und zog den Drachen schnell wieder ein. Der Zug hätte glatt das Bott durchtrennt, dachte er noch. Er sah dem S-Bahnzug nach, der an der Biegung zur Rainstrasse langsamer fuhr als auf gerader Strecke. Nach einer Weile rief seine Mutter, die übrigens gelernte Buchbinderin war, ihn zum Abendessen. Als er sich an den Küchentisch setzte, sah er, dass sie das eingerahmte Bild seines Vaters, das sonst auf ihrem Nachttisch stand, auf den Küchentisch gestellt hatte. Das tat sie immer, wenn sie nicht mehr weiterwusste. Er fühlte sich schuldig. Sie assen ihr Abendbrot, ohne ein Wort zu sagen. Im Volksempfänger spielten sie deutsche Operettenmusik. Marika Röck sang. Dann wurde die Musik unterbrochen. Es war acht Uhr abends. Meldungen von der Ostfront. Der Wehrmachtssprecher berichtete, die Front am Wolchow wär von den deutschen Truppen begradigt worden, der Iwan hätte

grosse Verluste erlitten, die deutschen Verluste wären gering gewesen. Aber sein Vater hatte beim letzten Fronturlaub gesagt: Mit Frontbeogradigung meinen die immer Rückzug. Dann wurde noch erwähnt, dass keine feindlichen Flugzeuge über der Nordsee und dem Kanal gesichtet worden wären.

Nach dem Wehrmachtsbericht spielten sie schwere, getragene Musik. Die spielen jetzt immer Wagner nach den Frontmeldungen, sagte seine Mutter, hoffentlich hört der verdammte Krieg bald auf und dein Vater kommt gesund zurück. Sie drehte den Volksempfänger aus, und er fragte, ob sie mit ihm noch ein paar Partien Dame und Mühle spielen würde. Das taten sie oft abends. Und er freute sich immer darauf. Dabei spendierte sie ihm ein grosses Glas Fassbrause, und sie selbst trank ein Körnchen, manchmal auch zwei. Seine Mutter lächelte und sagte: Los, spielen wir. Er lief ins Wohnzimmer und holte aus dem Schreibtisch seines Vaters, aus der rechten oberen Schublade, das Dame- und Mühlespiel. Während er die Steine aufs Brett setzte, schenkte seine Mutter Brause und Korn ein. Es schien alles wieder gut zu sein. Sie spielten immer ein ums andere Mal Dame und Mühle. Er gewann meistens beim Damespielen, weil er länger nachdachte und Doppelsprünge ausklügelte. Beim flinkeren Mühlespiel gewann seine Mutter häufiger. Auf jeden Fall war sie wieder besser drauf und er auch. Als es weit nach 10 Uhr wurde und er mit dem Spielen nicht aufhören wollte, weil er so oft gewann, befahl seine Mutter: Du musst jetzt ins Bett, morgen früh ist wieder Schule. Und er gehorchte ihr aufs Wort.

In der Schule

Der Wecker rasselte um sieben. Um acht musste er in der Schule sein. Er stand langsam auf und hörte seine Mutter schon in der Küche hantieren. Er zog sich an, ging zur Toilette, pinkelte, wusch sich und putzte die Zähne. An der Korridortür zur Küche stand ein Eimer mit

Wasser und schäumendem Seifenpulver, in dem sein rechtes Kordhosenbein hing. Er fasste ins Wasser, es war heiss. Der Teer am rechten Hosenbein war nicht abgegangen. Sie hat recht gehabt, dachte er, die Hose ist hin. Dann ging er in die Küche, sagte guten Morgen und setzte sich auf den Stuhl an der Balkonseite, auf den er sich immer setzte, seit sein Vater an der Front stand. Guten Morgen, antwortete seine Mutter. Vor ihm auf dem Tisch stand eine Tasse Tee, und es lag ein aufgewärmtes Brötchen mit Butter und Pflaumenmus, das sie selbst gemacht hatte, auf seinem Holzbrett, und daneben lag, säuberlich in Pergamentpapier eingewickelt, sein Schulbrot. Dahinter stand die alte Thermosflasche. Er drehte den Stöpsel der Thermosflasche ab und roch am Inhalt. Diesmal war es Erdbeersaft. Im Sommer bekam er für die Schule meistens Erdbeer- oder Kirschsafte oder Buttermilch mit und im Winter Tee, und zwar den Wurwele-Tee, den seine Urgrossmutter für den Winter zusammenbraute. Der schmeckte nicht besonders gut. Aber er sollte gesund sein, es war viel Kamille darin, und er hatte sich daran gewöhnt.

Er schlang das Brötchen in sich hinein, und seine Mutter sagte: Iss langsam, du hast Zeit genug. Als er das Brötchen aufgeessen und den heissen Tee ausgetrunken hatte, stand er auf, ging zum Waschbecken und wusch sich die klebrigen Hände. Danach packte er sein Schulbrot und die Thermosflasche in den Ranzen, hängte ihn sich lässig über die linke Schulter und sagte: Tschüss, Mama, bis heute Mittag. Seine Mutter drehte sich um, lächelte und fragte: Krieg ich keinen Kuss? So ging das jeden Morgen, er kannte das Spiel ja. Und er sagte: Na gut, ging zu ihr und drückte ihr einen Kuss auf die Wange. Sie nahm seinen Kopf in beide Hände und streichelte ihn. Es war ihm peinlich. Jetzt muss ich aber los, flehte er, sonst komme ich zu spät. Er löste sich von ihr und rannte zur Wohnungstür. Benimm dich in der Schule, rief sie hinterher, und lauf sofort in den Polizeibunker, wenn es unterwegs Fliegeralarm gibt, hörst du? Ja, Mama, rief er zurück. Und weg war er.

Auf dem Schulweg, die Rainstrasse hoch, traf er Berni Fingerdo, Uwe Heilhoff und Dieter Bahmling. Sie wohnten in Nummer 32, 34 und 38 der Schlageterstrasse. Er wohnte in Nummer 30 im 4. Stock. Sie wohnten nicht nur in derselben Strasse, sie hatten nicht nur denselben Schulweg, sie gingen auch in dieselbe dritte Klasse, waren alle Mitglieder der Schlageterbande und spielten in derselben Strassenmannschaft Fussball. Helmut Sterninske, der schon in die vierte Klasse ging, wohnte in der Schlageterstrasse Nr. 20. Er pennte noch. Er musste erst zur dritten Stunde hin. Es gab nicht genug Lehrer. Viele Lehrer waren an der Front. Und so fielen Unterrichtsstunden aus. Sterni, so nannten sie Helmut Sterninske, hatte es zuerst besser gehabt als sie. Sein Vater war nicht gleich eingezogen worden. Er arbeitete auf der anderen Seite der Elbe als Mechaniker bei den Blohm-&-Voss-Werken und baute U-Boote. Sterni konnte seinen Alten jeden Abend sehen. Jedenfalls bis April 1943. Bis sie ihn schliesslich holten und an die Ostfront nach Leningrad schickten.

Berni Fingerdos Vater war im November 1942 bei El Alamein mit Teilen von Rommels Afrika-Korps in englische Gefangenschaft geraten. Damals hatten sie auf der Strasse noch «Panzer rollen nach Afrika vor» gesungen. Und sie hatten den Refrain «unser Rommel, unser Rommel» mitgegrölt.

Uwe Heilhoffs Vater war 1941 an der Ostfront bei Kalinin gefallen. Für «Führer und Vaterland auf dem Felde der Ehre» hatte der Blockwart Peters gesagt und Uwe Heilhoffs Mutter das Soldbuch und die letzte Beförderungsurkunde zum Unteroffizier überbracht. Uwe Heilhoffs Mutter wollte das nicht glauben, sie konnte es nicht ertragen. Sie hatte zwei Selbstmordversuche hinter sich. Aber die Frauen in den Treppenhäusern Nr. 30, 32, 34 und 38, deren Männer an der Front standen, waren zu ihr gegangen, hatten sie getröstet, waren immer wieder zu ihr in die Wohnung gekommen, um ihr zu helfen, hatten sie eingeladen und ihr und den beiden Kindern Geschenke gebracht und

hatten für sie eingeholt. Bald darauf war Uwes Mutter wieder in Ordnung. So war das damals eben, hatte seine Mutter nach dem Krieg gesagt, die Frauen halfen einander, unter uns gab es ein Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Auf dem Schulweg, unter der Eisenbahnüberführung durch, die ganze Rainstrasse hoch, vorbei am Güterbahnhof, bis zum Lessingtunnel rauf, konnten sie sehen, dass die Rainstrasse fertig geteert war. Nur Autos durften noch nicht darauf fahren. Der Teer war noch nicht fest genug. Der frische Teer roch angenehm nach Tannenharz. Und Berni Fingerdo sagte: Wenn der Teer schön trocken ist, können wir darauf prima Fussball spielen. Übrigens nannten sie Berni Fingerdo meistens Fingerdoof. Als sie in die Harkortstrasse abbiegen wollten, fragte Uwe Heilhoff ihn, was er für Brot mithätte. Ich habe zwei Scheiben mit Leberwurst dabei, antwortete er. Gut, sagte Heilhoff, ich habe zwei Schmalzstullen mit Grieben und Zwiebeln dabei. Uwe Heilhoff wusste, dass er scharf auf seine Griebenschmalzstullen war. Und Heilhoff wollte seine Leberwurststullen. Sie tauschten ihre Brote. Sie waren beide sehr zufrieden darüber. So hatten sie es schon häufig gemacht, wenn sie Schmalz und Leberwurst auf Brot hatten. Sie hatten das zu Hause aber nie erzählt.

Dieter Bahmling, dessen Mutter die Bäckerei in der Schlageterstrasse Nr. 34 führte, solange ihr Mann an der Front war, hatte morgens immer frische Brötchen dabei, mit echter Butter drauf. Häufig brachte er auch Kuchen mit, vor allem Kopenhagener mit Kirschmarmelade oder Apfelmus drin. Davon kriegten sie immer welche ab. Dieter Bahmlings Mutter packte genügend Stücke ein. Sie wusste, dass sie alle davon abbekamen. Deshalb nannten sie Dieter auch Bäckerchen. Sie waren eben Freunde, Sterninske, Heilhoff, Fingerdo, Bahmling und er, damals, als sie 9 und 10 Jahre alt waren. Damals, als ihre Mütter sich alle kannten und sich gegenseitig zum Muckefuck besuchten, sich halfen, über ihre Männer, über die Front, über die Bom-

benangriffe sprachen, damals, als ihre Mütter oft die alte Frau Kaas einluden, weil sie Karten legen konnte.

Sie kann das Schicksal in den Karten voraussagen, hatte Frau Fingerdo über die alte Kaas behauptet. Sie liest es in den Karten. Und ihre Mütter wollten wissen, ob ihre Männer heil und gesund aus dem Krieg zurückkommen würden. Sie wagten nicht zu fragen, ob sie an der Front fallen würden. Die alte Kaas murmelte immer lautloses Zeug, wenn sie die Karten legte, manchmal hob sie dabei beschwörend ihre Hände empor, schaute gen Himmel, stiess einen Seufzer aus. Er hatte das zweimal miterlebt, als solch eine Sitzung bei seiner Mutter stattfand. Er hatte durchs Schlüsselloch des Wohnzimmers geguckt. Bei einer der ersten Sitzungen sollte die alte Kaas vor Frau Heilhoffs Stuhl eine Karte fallengelassen haben. So ging jedenfalls das Gerücht. Die alte Kaas hatte schneeweisses Haar, ein braun-grau gegerbtes, mit unzähligen Falten durchzogenes Gesicht. Keiner wusste, wie alt sie war. Er konnte die alte Kaas nicht ausstehen, sie war ihm unheimlich. Das ging auch Uwe Heilhoff und Dieter Bahmling so. Sie hatten richtig Angst vor der alten Kaas, sie waren davon überzeugt, die alte Kaas wär eine Hexe. Und ihre Mütter glaubten der Alten. Nur seine Mutter nicht. Seine Mutter glaubte nicht an Frau Kaas' Kartenlegen und Schicksalslesen. Das ist alles Hokuspokus, hatte sie gesagt, aber man kommt zusammen und vergisst darüber den Alltag. Ja, so war das damals.

Als sie das Schulgebäude betraten und die Treppen zum zweiten Stockwerk hochstiegen, war der Korridor mit Schülern überfüllt. Einige assen schon ihr Grosse-Pause-Brot und löffelten Suppe aus den blechernen Wehrmachtskochgeschirren, die ihre Väter auf Fronturlauben für sie mitgebracht hatten. An der Tür des Klassenzimmers hing ein Zettel, auf dem geschrieben stand: Unterricht fällt heute für die 3a in der 1. und 2. Stunde wegen Lehrermangel aus. Dann stand da noch drauf, dass sich alle Schüler der 2., 3. und 4. Klassen bis zu Beginn der 3. Stunde auf den Korridoren des ersten und zweiten Stockwerks oder

in der Aula aufhalten und Ruhe bewahren sollten und dass sie sich bei Fliegeralarm unter der Leitung von Schulrektor Bosch, Hausmeister Friedrichs und ihrer Klassenlehrer sofort in geordneten Reihen in die Kellerräume begeben sollten.

In den stinkenden, modrigen Kohlenkellern der Schule hatten sie schon im letzten Jahr und zu Beginn dieses Jahres häufiger gesessen. Aber ihre Schule war bisher nicht getroffen worden, wie auch die englischen Bombenangriffe – zumindest in ihrem Viertel – unter der Bevölkerung nicht allzuviel Schaden angerichtet hatten. In den letzten Monaten hatte es überhaupt keine Luftangriffe gegeben. Dabei hatten die Engländer auch bei Tage angegriffen. Helmut Sterninske hatte einmal, als er mit seiner Mutter bei Wedel an der Elbe spazierengegangen war, am Himmel ein Geschwader von Halifax- und Lancaster-Bomber gesehen, die auf Hamburg zuflogen. Das war im Juli 1942 gewesen. Sie hätten silbergrau ausgesehen, wären wunderschön gewesen, hatte Sterni ihnen erzählt, wie grosse Seevögel, und sie wären in geordneter Pfeilformation geflogen. Damals, im Juli 1942, hatte seine Mutter erzählt, wären bei diesem Angriff auf Hamburg über 300 Menschen umgekommen.

Er hatte sich oft an diese Geschichte erinnern müssen. Er selbst hatte noch keinen englischen Bomber am Himmel gesehen. Aber er hatte ihre Motorengeräusche gehört, wenn sie über Hamburg flogen und er mit seiner Mutter im Luftschutzkeller der Schlageterstrasse Nr. 30 sass. So war es auch im Juli 1942 gewesen. Auch die Flak hatte er gehört, die von den Dächern der Luftschutzbunker in den Himmel ballete, um die englischen Bomber runterzuholen. Manchmal gab es ein gewaltiges Getöse, das war dann, wenn eine 8.8-Flak einen englischen Bomber traf. Dann jubelten ein paar Leute im Keller, besonders der Blockwart Böhme, der auf dem rechten Revers seines Jacketts das Parteiabzeichen trug und auch häufig seine SA-Uniform anhatte. Böhme

machte immer Striche auf einen Bogen Papier und wusste am Ende eines Luftangriffs, wie viele feindliche Bomber die Flak abgeschossen hatte. Nimm dich vor diesem Kerl in Acht, hatte seine Mutter gesagt, sei immer freundlich zu ihm, und grüsse ihn mit «Heil Hitler». Und das hatte er auch immer getan.

Daran musste er denken, als er mit Fingerdo, Heilhoff und Bäckerchen in die Aula ging. Sie setzten sich auf die hintersten Bänke und fingen an, «Schiffe versenken» zu spielen, englische Schiffe natürlich. Als sie so richtig im Spiel versunken waren, knuffte ihn Uwe Heilhoff und sagte leise: Guck mal, der alte Soldat kommt. Er schaute auf und sah den einarmigen Herrn Reinhardt, der ihr Deutsch- und Geschichtslehrer war, auf sie zukommen. Sie nannten ihn den alten Soldaten, weil er am Ende jeder Unterrichtsstunde Geschichten von der Ostfront erzählte, an der er vor einem Jahr schwere Verwundungen erlitten und seinen linken Arm verloren hatte. Es war in der Nähe von Woronesh während einer Panzerschlacht geschehen. Herr Reinhardt war Soldat mit Leib und Seele. Er hatte sich nach dem Kurzzeitstudium freiwillig bei der Panzertruppe gemeldet und war nach seiner Ausbildung schnell Panzerkommandant und Leutnant geworden. Er hatte sie immer wie seinesgleichen behandelt, so, als wären sie seine Kameraden an der Front. Wenn er von den Schlachten an der Ostfront erzählte, dann war es mucksmäuschenstill im Klassenzimmer, dann hingen sie an seinen Lippen und wollten nicht, dass die Stunde zu Ende ging. Das Erstaunliche an seinen Geschichten war, dass er über die russischen Soldaten genauso in den höchsten Tönen sprach wie über die deutschen. Die russischen Soldaten, hatte er einmal gesagt, sind wie die deutschen, meine Kameraden. Sie mochten den alten Soldaten. Sie verehrten ihn. Er war so, wie sie einmal werden wollten. Er kannte keinen Hass. Er war grosszügig und furchtlos. Für den lass ich mich krumm schlagen, hatte Uwe Heilhoff noch vor Kurzem gesagt. Und Berni Fingerdo hatte gesagt, er würde vieles dafür geben, wenn sie ihm den Arm wieder annähen könnten.

Dann stand der alte Soldat vor ihnen und fragte: Alles in Ordnung, Jungs? Alles in Ordnung, Herr Reinhardt, antworteten sie unsionono. Er lächelte sie an. Dann sehen wir uns in der dritten Stunde, wenn nichts dazwischenkommt, sagt es euren Kameraden. Macht's gut bis dahin. Jawohl, Herr Reinhardt, machen wir. Der alte Soldat ging auf den Korridor hinaus, und sie machten sich wieder über das Versenken englischer Schiffe her.

Nachdem sie die erste Stunde mit «Schiffeversenken» hinter sich gebracht hatten, gingen sie auf den Korridor und erzählten ihren Klassenkameraden, dass sie in der dritten Stunde den alten Soldaten hätten. Er konnte sehen, dass sich alle freuten. Dann heulte plötzlich die Sirene auf dem Dach ihrer Schule. Fliegeralarm, Fliegeralarm, schallte es durch die Korridore. Sie stellten sich in Zweierreihen im Korridor des zweiten Stockwerks auf, so, wie der alte Soldat es ihnen gezeigt hatte. Unten im Parterre schrie der Hausmeister Friedrichs über Lautsprecher: Feindliche Bomber im Anflug auf Hamburg. Stellt euch in Zweierreihen auf. Er trommelte die Erstklässler zusammen und führte sie in die Kellerräume. Im Korridor des ersten Stocks hörten sie Rektor Bosch mit seiner krächzenden Stimme herumschreien und Befehle geben. In ihrem Korridor stand der alte Soldat vorn am Treppengeländer und rief: Aufgehen, aufgehen, mir nach, keine Angst, Jungs, wir meistern das. Da fühlten sie sich sicher. Mit dem alten Soldaten, das wussten sie, da konnte ihnen nichts passieren. In geordneten Zweierreihen marschierten sie mit ihm vornweg das Treppenhaus runter, am ersten Stockwerk und Parterre vorbei, hinein in das stinkige Kellergewölbe. Unten führte er sie den Gang entlang zu den hinteren Kohlenkellerräumen. In Gruppen zu zehnt in die einzelnen Kellerräume rein, befahl er, und verhaltet euch so diszipliniert wie immer. Ich weiss ja, ihr könnt es, Kopf hoch. Und sie riefen zurück: Jawohl, Herr Reinhardt.

Nach einer Weile – sie hatten es sich, so gut es ging, in einem der halbdunklen, modrigen Kohlenkeller gemütlich gemacht, Bäckerchen,

Heilhoff, Fingerdo und er sassen zusammen auf einer Bank – hörten sie den Parteigenossen Hausmeister Friedrichs über Lautsprecher ausrufen: Feindliche Bomber über Hamburg. Kellerlichter aus! Sie drehten das Licht aus, und Dieter Bahmling sagte furchtlos: Ob sie wohl diesmal unser Viertel und unsere Schule bombardieren werden? Die Tommys haben noch nie genau getroffen, antwortete Uwe Heilhoff, und ausserdem haben sie am Tag Angst vor unserer 8.8-Flak. Und er dachte, warum sollten die Tommys ausgerechnet ihr Viertel und ihre Schule bombardieren? Er erinnerte sich an ein Gespräch zwischen seinem Vater und seinem Grossvater, das er mit angehört hatte. Es war im September 1941 gewesen, als sein Vater auf Fronturlaub gewesen war und sie die Grosseltern in der Billrothstrasse besucht hatten. Die Engländer, hatte sein Opa gesagt, sind faire und zivilisierte Menschen, die wissen genau, dass die Nazis bei der letzten Wahl im März 1933 in unserem roten Altona nicht einmal 20 Prozent der Stimmen erhalten haben. Warum sollten sie deshalb Bomben auf uns werfen? Die werden sie auf die U-Boot-Werften im Hafen abwerfen, auch vielleicht auf Harvestehude, Rothenbaum und Eppendorf, wo Hitler über 35 Prozent bekommen hat. Sein Vater hatte daraufhin den Kopf geschüttelt und geantwortet, dass die Tommys sich darum keinen Scheissdreck kümmern würden, nachdem die deutsche Luftwaffe schon im November 1940 Arbeiterviertel in Coventry und Birmingham bombardiert hätte. Aber sein Grossvater wollte das nicht glauben. Die Engländer, so hielt er dagegen, haben schon im Ersten Weltkrieg wie Gentlemen gefochten, die werden so etwas niemals tun. Du solltest sie nicht mit den Nazis vergleichen. Er müsste das schliesslich wissen, fuhr sein Opa fort, denn er hätte im Ersten Weltkrieg gegen sie gekämpft, und er hätte englische Gefangene bewacht und sie kennengelernt.

Am Ende des Gesprächs und nach einigen Bieren hatte sein Grossvater seinen Vater noch an den «Altonaer Blutsontag» vom 17. Juli

1932 erinnert. Auch das berücksichtigen die Engländer natürlich, Wilhelm, hatte er noch hinzugefügt, du weisst doch, sie legen grossen Wert auf Geschichte und Tradition. Jetzt kam ihm wieder zu Bewusstsein, was sein Opa über den Altonaer Blutsonntag erzählt hatte. Damals, so hatte sein Opa gesagt, am 17. Juli 1932, die Nazis waren noch nicht an der Macht gewesen und er hatte noch immer als Drucker beim Hamburger Echo gearbeitet, hatte eine der schlimmsten Strassenschlachten zwischen der SA und den Roten in Altona stattgefunden. Die Nazis hatten 7'000 SA-Männer aus Schleswig-Holstein und Hamburg für einen Marsch durch das rote Altona zusammengezogen, um die Roten zu provozieren, um ihnen Angst einzujagen, um sie von den nächsten Wahlen abzuhalten. Damals hätten Sozialdemokraten und Kommunisten in Altona noch zusammengehalten. Vom Altonaer Bahnhof wären die Nazis mit Trommeln und Pfeifen und in ihren braunen Uniformen und mit den roten Hakenkreuzarmbinden losmarschiert. Sie wären mit Pistolen und Gewehren bewaffnet gewesen und hätten «Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen, SA marschiert in ruhig festem Tritt» gesungen und «Rotfront verrecke» gegrölt und «Thälmann und Breitscheid an den Galgen» geschrien. Sein Vater hatte dazu stumm genickt. Die Polizei hätte den SA-Marsch durch ihre Strassen nicht verboten, war sein Opa fortgefahren, sondern ihn beschützt. Dann wären die SA-Horden durch die Billrothstrasse marschiert, durch unsere Billrothstrasse. Die Genossen, auch Sozis darunter, hätten Färb- und Wasserbeutel aus den Fenstern und von den Dächern auf sie runtergeworfen. Und da hätten Polizei und SA in die Fenster und in die Treppenhäuser der Billrothstrasse geschossen. Die Genossen hätten schliesslich aus den Fenstern und von den Dächern zurückgeschossen. Und es hätte 18 Tote und über 60 Schwerverletzte gegeben. Die meisten von uns natürlich, aber das weisst du ja, hatte sein Opa erzählt und noch hinzugefügt: Nein, nein, Wilhelm, wir haben den Engländern genügend Beispiele geliefert, dass wir keine Na-

zis sind. Sie werden uns nicht bombardieren. Denk an meine Worte.

Aber sein Alter hatte geantwortet: Der Altonaer Blutsonntag ist den Tommys scheisseegal, Vater, du bist ein Träumer! Dieser Krieg wird von beiden Seiten ohne Rücksicht geführt. Deine Vorstellungen von Fairness und Anständigkeit gehören der Vergangenheit an. Die Tommys kämpfen mit den gleichen Mitteln wie die Nazis. Über diese Worte war sein Grossvater sehr erbost gewesen. Und er hatte seinem Vater entgegengeschleudert: Du hast ja 33 für Hitler gestimmt, obwohl ich dich gewarnt hatte. Damals hätten wir noch etwas gegen die Nazis tun können, Sozialdemokraten und Kommunisten gemeinsam. Aber ihr wart ja alle blind. Nun haben wir die Scheisse. Eure Generation muss es an der Front ausbaden.

Das hatte sein Opa schon früher zu seinem Vater gesagt. Und sein Vater hatte geantwortet, dass man das ja nicht voraussehen konnte. Aber diesmal schwieg sein Vater. Und sein Opa fuhr fort: Ihr habt alle euren Schwanz eingezogen. Ihr gehorcht nur noch, egal, was ihr für Befehle kriegt. Dann schimpfte seine Oma auf seinen Grossvater ein: Hermann, lass doch den Jungen zufrieden, er hat es schwer genug an der Front. Sein Opa wurde wütend: Halt dich da raus, Mutter, du bist doch nur auf Harmonie aus, das hilft nicht. Alter Griessgram, entgegnete seine Oma. Daraufhin sagte sein Opa nichts mehr zu seinem Vater, auch später am Essenstisch nicht. Ohne sich die Hand zu geben, waren die beiden am Abend auseinandergegangen. Sein Vater musste zwei Tage später wieder an die Ostfront. Seine Mutter hatte auf dem Nachhauseweg geweint.

Am letzten Urlaubstag seines Vaters hatte seine Mutter gesagt: Willi, du musst dich mit Vater wieder versöhnen. Du weisst, er ist ein guter Mensch. Er kann den Hitler und die Nazis nun mal nicht ausstehen, und dafür hat er doch seine Gründe. Wenn ich noch einmal auf Urlaub zurückkomme, tue ich das, hatte sein Vater geantwortet, darauf kannst du dich verlassen. Und seine Mutter hatte noch einmal die Ge-

schichte erzählt, wie sein Opa 1941 vor dem S-Bahnhof Holstenstrasse während einer Winterhilfeaktion für die deutschen Ostfronttruppen von einem älteren SA-Mann aufgefordert worden war, zu spenden. Der hätte plötzlich mit einer Gelddose vor ihm gestanden, in deren Schlitz man Münzen hineinstecken sollte, hätte die Dose geschüttelt und gesagt: Heil Hitler, Hermann, wir fordern eine Spende für die deutsche Winterhilfe. Der SA-Mann war ein früherer Genosse seines Grossvaters in der Altonaer SPD gewesen. Und sein Opa hätte geantwortet: Was sagst du, Alfons, Hein Dittmer? Den kenn ich nicht. Der ältere SA-Mann hätte ängstlich erwidert: Mensch, Hermann, lass das nicht die jüngeren SA-Männer hören, die lassen dich glatt abholen, und dann landest du bei Tull Harder im Konzertlager Neuengamme. Konzertlager, hatte seine Mutter noch erklärt, nannten viele Hamburger damals die Konzentrationslager. Sein Grossvater hätte seinen alten Genossen stehengelassen, hätte nicht gespendet, wäre einfach im S-Bahnhof Holstenstrasse verschwunden. Die älteren SA-Leute in ihrem Viertel, hatte seine Mutter hinzugefügt, kannten ihren Vater. Die wussten, dass er im Ersten Weltkrieg drei Tapferkeitsauszeichnungen erhalten hatte, auch das «Eiserne Kreuz». Die hätten ihren Vater niemals angerührt, obwohl er ein Roter war.

An all diese Dinge musste er denken, als er mit Heilhoff, Fingerdo und Bäckerchen auf einer Bank im Kohlenkeller der Schule sass und auf den Bombenangriff wartete. Auf einmal fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Die Billrothstrasse, die am Rande ihres Viertels lag, in der Nähe seiner Schule, das war die Strasse, in der seine Grosse Eltern schon immer in der Parterrewohnung Nummer 148 gelebt hatten. Die Billrothstrasse war eine der Strassen gewesen, in denen der Altonaer Blutsonntag stattgefunden hatte. Sein Grossvater, das wurde ihm jetzt klar, hatte daran teilgenommen. Der Grund, dass er sein linkes Bein nachzog und ihm zwei Finger der rechten Hand fehlten, musste mit

dem Blutsonntag zusammenhängen. Denn aus dem Ersten Weltkrieg war er mit einem Lungensteckschuss zurückgekommen. Diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf, als die Alarmsirene auf dem Dach der Schule dreimal kurz hintereinander schrillte. Das bedeutete Entwarnung. Hausmeister Friedrichs lief aufgeregt durch die Gänge des Kellergewölbes und schrie mit seiner Piepsstimme durch den Lautsprecher: Licht an. Erst auf Befehl die Kellerräume verlassen. Sie knipsten das Kellerlicht an. Der kleine Scheisser wird noch mal seine Stimme verlieren, flüsterte Bäckerchen und grinste sie an. Heilhoff hielt seinen rechten Zeigefinger vor den Mund und warnte: Seht euch vor, der kleine Scheisser ist SA-Mann.

Nach einer Weile sagte Dieter Bahmling: Mal wieder nix mit Bomben, die sind einfach über uns rübergeflogen, die Feiglinge. Ich würde die Flugzeuge so gern mal sehen, meinte Berni Fingerdo, dessen Vater vor seiner Gefangennahme zum Tapferkeitsoffizier in Rommels Afrika-Korps befördert worden war. Er musste daran denken, dass sein Vater, der kein Tapferkeitsoffizier geworden war, bei seinem letzten Fronturlaub gesagt hatte: Die bomben euch noch früh genug, und dann gnade euch Gott. Dann kam der alte Soldat in ihren Kellerraum und erklärte, dass die Tommys wohl nach Lübeck weitergeflogen wären. Die Engländer hätten erkannt, meinte er, dass Lübeck zu einem wichtigen Nachschubhafen für die deutschen Truppen geworden wär, die Leningrad belagerten. Aber auch in Lübeck, fuhr der alte Soldat fort, wartet unsere 8.8-Flak auf sie. Die werden ihr blaues Wunder erleben. Immerhin, gab er zu, können ihre Halifax- und Lancaster-Bomber genug Sprit fassen, um damit ganz bis nach Lübeck und wieder zurück nach England zu fliegen. Er merkte, dass im Tonfall des alten Soldaten ein Anflug von Bewunderung für die Tommys lag.

Kurz darauf hörten sie wieder Hausmeister Friedrichs Piepsstimme im Gang: Kellerräume verlassen, Kellerräume verlassen! Der alte Soldat trat in den Gang des Kellergewölbes und rief: In Zweierreihen antreten! Als sie alle angetreten waren, befahl er: In Zweierreihen marsch

nach oben. Sie marschierten das Treppenhaus hoch in den zweiten Stock, über den Korridor und in ihr Klassenzimmer hinein. Die dritte Stunde hatte bereits begonnen. Aber sie mussten noch lange auf den alten Soldaten warten, denn die Lehrer hielten im Rektorzimmer eine Konferenz ab. Und so sassen sie auf ihren Bänken, assen ihr Schulbrot viel zu früh auf und spielten weiter «Schiffe versenken». Als ihnen das zu langweilig wurde, zählten sie die deutschen Flugzeug- und Panzertypen auf. Für sie war die Me-110 das beste Kampfflugzeug der Welt und der Tigerpanzer der beste Panzer der Welt.

Uwe Heilhoff sass links von ihm und Bäckerchen rechts, Berni Fingerdoof sass zwei Reihen vor ihnen. Bäckerchen verteilte Kopenhagener mit Pflaumenmus. Sie kriegten klebrige Hände. Fingerdoof war zu ihnen gekommen, um sich seinen Kopenhagener abzuholen. Er biss einen grossen Happen ab, schmatzte laut und leckte sich die Finger ab. Dann schaute er sie eine Weile fragend an und sagte schliesslich: Was passiert eigentlich, wenn die Tommys nicht tagsüber, sondern nachts Bomben werfen? Unsere Flak holt sie auch dann vom Himmel runter, antwortete Uwe Heilhoff. Aber Fingerdoof war mit dieser Antwort nicht ganz zufrieden. Woher weisst du das so genau? fragte er. Heilhoff wusste das nicht so genau. Sie kamen überein, den alten Soldaten darüber zu befragen. Der muss es wissen, sagte Heilhoff, der kennt sich mit Waffen aus.

Als der alte Soldat endlich das Klassenzimmer betrat, die dritte Stunde war fast vorbei, hielt er beschwichtigend die rechte Hand nach oben. Er lächelte. Er war guter Laune, wie immer. Wir haben es wieder geschafft, Jungs, sagte er strahlend. Die Tommys haben tatsächlich Lübeck angefliegen. Das haben wir eben im Rektorzimmer im Radio mit angehört. Aber unsere Flak hat es ihnen gegeben. Die Tommys haben grosse Verluste erlitten. Die 8.8 hat ihre Bomber reihenweise in der Luft abgeschossen. Mit unserer Flak ist eben nicht zu spassen. Und

darauf, so betonte er, können wir alle stolz sein. Der Rest der englischen Kampfflugzeuge wär abgedreht und über Schleswig-Holstein und die Nordsee wieder nach Hause geflogen. Wie im März 1942, als sie Köln, Essen und das Ruhrgebiet angefliegen haben. Da haben wir sie auch am hellichten Tag vom Himmel geholt.

Was passiert eigentlich, wenn die Tommys Hamburg bei Nacht angreifen? fragte Berni Fingerdo. Das haben sie ja schon, antwortete der alte Soldat, keine Sorge, dann sind sie fast blind und treffen nicht genau. Ausserdem erhalten wir rechtzeitig Fliegeralarm und verdunkeln. Und unsere Flak hat riesige Suchscheinwerfer und seit 1942 das neue Würzburg-Radargerät. Damit orten wir sie sofort und schiessen sie dann mit Hilfe der Suchscheinwerfer ab. Das haben wir doch schon im Mai, Juni, September und Dezember 1942 über Hamburg vorgeführt, fügte der alte Soldat hinzu. Daran könnt ihr euch doch noch erinnern, oder? Sie nickten, auch Fingerdo. Es fiel ihnen ein, dass Hamburg ja schon vorher bei Nacht bombardiert worden war. Aber es war eben schon lange her, und ihr Viertel war nie getroffen worden. Der alte Soldat erklärte ihnen, wie das neue Würzburg-Radargerät der Flak funktionierte und wie die Suchscheinwerfer mit dem Radar verbunden waren. Die anfliegenden feindlichen Flugzeuge, sagte er, erscheinen auf den Radarschirmen wie kleine Striche, die sich auf den Zielpunkt der Flak zubewegen und immer näherkommen. Wenn sie den Zielpunkt erreicht haben, fangen die Suchscheinwerfer sie automatisch ein, und die Flak kann sie punktgenau treffen.

Sie waren von den Waffenkenntnissen des alten Soldaten überwältigt. Sie waren beruhigt. Sie wussten, sie brauchten keine Angst mehr vor nächtlichen Bombenangriffen zu haben. Der alte Soldat, der wusste Bescheid, der hatte wieder alles geklärt. Und er dachte, das muss ich unbedingt meiner Mutter erzählen, damit sie nicht mehr so grosse Angst vor nächtlichen Bombenangriffen hat. Er hatte ihr schon ein paarmal von den grossen Waffenkenntnissen des alten Soldaten er-

zählt, und sie hatte immer aufmerksam zugehört. Aber die Angst war nie ganz aus ihren Augen gewichen, das hatte er richtig sehen können. Aber dies hier, dachte er, die Sache mit dem neuen Würzburg-Radargerät, das würde sie wirklich ein für alle Mal beruhigen. Davon war er überzeugt. Und darüber war er sehr froh. Seine Mutter, und jetzt musste er in sich hineinlachen, die liess sich eben nicht so leicht überzeugen, die war störrisch und selbstbewusst, die hatte auch nicht an Frau Kaas' Kartenlegen geglaubt. Sein Vater hatte einmal zu ihm gesagt: Das Störrische, das hast du von deiner Mutter geerbt. Das hatte auch sein Opa gesagt, und deshalb musste es wohl stimmen.

Jedenfalls hatten sie in der vierten Stunde aus «Sigismund Rüstig» vorlesen müssen. Alle mussten abwechselnd vorlesen. Der alte Soldat hatte Sigismund Rüstig für sie ausgesucht, weil es seiner Meinung nach die Geschichte eines Menschen war, der selbst in Zeiten grosser Not und grösster Gefahr die schwierigsten Situationen meistern würde. Ihm gefiel die Erzählung und seinen Freunden auch. Es war eine wundervolle Abenteuergeschichte deutscher Auswanderer, und Sigismund Rüstig war ihr heldenhafter Anführer. Er konnte sich richtig mit Sigismund Rüstig eins fühlen. Das war ein Kerl, wie Kerle eben sein sollten, dachte er, ein Kerl, der sein Leben schliesslich für das Überleben seiner Leute opferte, mutig, aufrecht, hilfreich, furchtlos und gerecht, kurz: ein Vorbild für alle. Und er war dem alten Soldaten dankbar dafür, dass er Sigismund Rüstig für sie zum Lesen ausgesucht hatte.

In der fünften Stunde, es war die Geschichtsstunde, erzählte ihnen der alte Soldat wieder von seinen Erlebnissen an der Ostfront, von den Panzerschlachten bei Charkow und Woronesh, an denen er beteiligt gewesen war. Er sprach von den heldenhaften Taten der jungen deutschen Panzertruppe, von der Uneigennützigkeit und Hilfsbereitschaft der Kameraden. Das hätte sie zusammenschweisst, das hätte sie einander nähergebracht, das hätte sie sogar menschlicher werden lassen, meinte er. Und das hätte sie auch die Russen besser verstehen lassen,

von deren Tapferkeit und Aufopferungsbereitschaft er nur mit Bewunderung sprach. Der Iwan ist ganz anders, als man uns immer erzählt hat, sagte er. Es war mucksmäuschenstill in der Klasse, als er das erzählte. Dann reichte der alte Soldat Fotos herum. Sie zeigten ihn in seiner schwarzen Uniform vor seinem Tigerpanzer, einmal allein und zweimal mit Kameraden. Er trug das Eiserne Kreuz Erster Klasse mit Eichenlaub und Schwertern. Das war 1942 in Woronesh gewesen, sagte er, da war ich das erste Mal Panzerkommandant.

Sie schauten sich die Fotos genau an. Er stellte fest, dass der alte Soldat noch seinen linken Arm besass. Das muss gleich danach passiert sein, dachte er. Dann blickte er nach vorn zum Lehrerpult, zum alten Soldaten, und sah, wie er vorn mit strahlenden Augen erzählte, mit seinem verbliebenen rechten Arm seine Worte untermauerte, und wie sie alle begeistert und ohne ihn zu unterbrechen zuhörten. Sie liebten ihn. Er war ein Vorbild für sie. Er ist so wie Sigismund Rüstig, dachte er. Es fiel ihm wieder ein, dass der alte Soldat sie nie geschlagen hatte, wie es fast alle anderen Lehrer taten. Er behandelte sie, als wären sie seine Kameraden an der Front. Sie wussten, dass er das Eiserne Kreuz Erster Klasse mit Eichenlaub und Schwertern nicht nur für seine vielen Panzerabschüsse erhalten hatte, sondern auch dafür, dass er unter Einsatz des eigenen Lebens dreimal Kameraden aus brennenden Panzern gerettet hatte. Es war die höchste Tapferkeitsauszeichnung, die sie je gesehen hatten. Sie waren alle stolz darauf, dass er ihr Lehrer war. Die ganze Schule war stolz auf den alten Soldaten.

Am anderen Morgen, als sie die Rainstrasse zur Schule raufgingen, war auch Helmut Sterninske bei ihnen. Die ersten beiden Stunden fielen heute nicht für ihn aus. Sterni trug an diesem Morgen ein braunes Hemd mit einer schwarzen Kordel, eine kurze schwarze Kordhose und schwarze, hochgeschnürte Stiefel. Die grauen Wollsocken hatte er sorgfältig über den oberen Teil seiner schwarzen Stiefel gerollt. Quer über seinem braunen Hemd trug er einen schwarzen Lederriemen, der

vorn und hinten am Gürtel mit einem Karabinerhaken befestigt war. Sie wussten alle Bescheid, was los war. Trotzdem fragte Fingerdoof: Willst du uns was vormachen? Ich bin zur Hitlerjugend eingezogen worden, und heute Nachmittag um fünf muss ich zum Dienst antreten, antwortete Sterni und fügte hinzu: Ich bin eben schon zehn und nicht neun wie ihr Würmer. Und er grinste sie an. Sie fanden es toll, dass Sterni zur HJ musste. Sie wären am liebsten mit ihm gegangen. Sie beneideten ihn. Aber sie mussten noch etwas warten. Sterni war sowieso der Anführer ihrer Schlageterbande. Doch jetzt, da ihr Anführer Mitglied der HJ und Uniformträger war, würde ihr Ansehen bei den anderen Banden, besonders der Oeverseebande und der Harkortbande, enorm steigen, meinte Berni Fingerdo. Die werden sich in die Hosen scheissen, bevor sie uns angreifen, triumphierte Dieter Bahmling. Bei der nächsten Strassenkloppe würden sie es ihnen zeigen, meinte Uwe Heilhoff. Sterni strahlte, als er das hörte. Er war nun wirklich ihr Anführer, unangefochten.

Ausserdem hatte Sterni ja schon viel mehr erlebt als sie. Vor Kurzem hatte er ihnen erzählt, dass er Karin Behrmann im Gebüsch am Jahnplatz untern Rock gefasst hätte. Da sei es ganz warm gewesen. Dann hätten sie sich beide ganz ausgezogen. Und er hätte ein prima Gefühl dabei gehabt. Als sie mehr darüber wissen wollten, hatte er gesagt: Wenn ihr ein bis zwei Jahre älter seid, erzähl ich euch die ganze Geschichte. Jetzt schickt sich das noch nicht. Ja, Sterni war ihr Anführer, der hatte schon etwas erlebt, der hatte schon was mit Weibern gehabt. Und jetzt war Sterni bei der Hitlerjugend und trug Uniform. Wenn er doch bloss einen Monat älter wär, dachte er, dann könnte er auch so eine HJ-Uniform tragen. Dann kamen sie bei ihrer Schule an, standen vor dem Eingang, und Sterninske wurde von Klassenkameraden in braunen Hemden mit grossem Hallo begrüsst. Sie fassten sein Braunhemd an, strichen über seinen schwarzen Lederriemen und schüttelten ihm die Hand. Na, endlich, rief einer von ihnen, wurde

auch Zeit, du Pimpf. Jetzt bist du einer von uns. Lachend und scherzend und den rechten Daumen unter ihrem Lederriemen, gingen sie mit Sterni in den dritten Stock rauf. Heute Nachmittag hast du mit uns Dienst im Volkspark, du wirst schon sehen, sagte ein zweiter. Dieter Bahmling, Uwe Heilhoff, Berni Fingerdo und er standen für einen Moment da und fühlten sich allein gelassen, dann gingen sie schweigend in den zweiten Stock rauf. Das Einzige, worauf sie sich an diesem Tag freuten, war die dritte Stunde mit dem alten Soldaten.

In der zweiten Pause, sie hatten gerade Rechnen gehabt, gingen sie auf dem Schulhof auf und ab und sprachen über Sterninske. Der Glückliche, meinte Dieter Bahmling, die werden heute schon marschieren und militärische Grundübungen machen, ich weiss das von meinem Bruder. Bäckerchens älterer Bruder war HJ-Unterführer und hatte ihm erzählt, dass sie die Pimpfe oben im Volkspark mitten im Wald antreten liessen, ihnen Grüssen und Hackenzusammenschlagen beibrächten, und sie müssten nach dem ersten Marsch die Dienstgrade der Waffen-SS lernen. Ausserdem würde man sie im feldgrauen Wehrmachts-LKW mit dem Balkenkreuz von der Schule abholen und zum Volkspark fahren. Und darauf wären die Pimpfe besonders stolz, weil alle es sehen könnten. Beim zweiten oder dritten Mal müssten sie sich nach dem Abspringen von den LKWs schon selbst in Zweierreihen aufstellen. Dann würden sie mit den Unterführern Kehrtum und Linksschwenk-Rechtsschwenk üben und anschliessend mit Trommeln und Fahnen in den Wald marschieren. Dabei würden sie das Panzerlied «Verstaubt sind die Gesichter» und das HJ-Lied «Unsre Fahne flattert uns voran» singen. Ein paar Wochen später würden sie im Volkspark in Zelten übernachten und eine Feldküche errichten und ihre Mahlzeiten in Wehrmachtskochgeschirren bekommen. Sie würden Erbsen- und Kartoffelsuppe mit Bockwurst kochen. Und die Pimpfe würden sagen: So gut hätten ihnen Suppen noch nie geschmeckt. Später, so

hatte Bahmlings Bruder noch berichtet, dürften sie dann Gewehre und Pistolen auseinandernehmen und reinigen und mit Platzpatronen aus 98-K-Gewehren auf dem Schiessstand der Litzmann-Kaserne schiessen. Und sie dürften sich im Handgranatenwerfen üben. Ja, so ist das in der HJ, sagte Dieter Bahmling. Und sie verfluchten es, dass sie noch so jung waren, und sehnten den Tag herbei, an dem sie als Pimpfe in die HJ eintreten könnten.

Als sie Bäckerchens Kopenhagener aufgegessen hatten und am Ende der Pause wieder nach oben gingen, war der alte Soldat schon im Klassenzimmer. Er hatte eine grosse Landkarte der Südsee mitgebracht, hatte sie mit seiner einen Hand über die hohe Tafel gehängt und stand nun davor und schaute sich die vielen Inselgruppen an. Als Heilhoff, Bahmling, Fingerdo und er in das Klassenzimmer kamen, drehte er sich um und sagte: Setzt euch, Jungs, wir haben schon auf euch gewartet. Ich will euch heute den Bismarck-Archipel zeigen, wohin deutsche Auswanderer, wie im Buch Sigismund Rüstig und seine Leute, in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgewandert sind. Wie Sigismund Rüstig und seine Männer haben sie die Eingeborenen im fairen Kampf besiegt, das Land urbar gemacht und mit den Eingeborenen dann in Frieden gelebt. Nachdem er das gesagt hatte, setzte sich der alte Soldat an das Lehrerpult, schlug das Klassenbuch auf, schaute in die Runde, prüfte die Anwesenheit, sah, dass alle Bänke besetzt waren, unterschrieb für die dritte Stunde und klappte das Klassenbuch zu.

Danach stand er auf, ging zur Landkarte und zeigte mit seinem Rohrstock auf die verschiedenen Südsee-Inselgruppen. Das hier, sagte er, ist Neuguinea, die grösste der Südseeinseln. Und oberhalb von Neuguinea, genau hier, und er drückte den Rohrstock fast in die Landkarte, hier liegt der Bismarck-Archipel. Hierhin sind damals Deutsche aus Mecklenburg und Pommern mit Frauen und Kindern ausgewandert. Sie sind zuerst von Hamburg aus mit einem Auswandererschiff nach Neuguinea gesegelt. Von dort sind sie mit der Unterstützung der

«Deutschen Guinea Kompanie» auf zwei Dreimastern, so wie es im Sigismund-Rüstig-Buch beschrieben wird, auf eine bis dahin völlig unbekannte Inselgruppe gestossen. Sie haben sich auf den beiden grössten Inseln, die sie Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern nannten, niedergelassen. Hier, sagte der alte Soldat und klopfte mit seinem Rohrstock auf die beiden Inseln, hier sind sie an Land gegangen. Hier leben noch heute die Nachkommen von Sigismund Rüstig und seinen Leuten. Es war mucksmäuschenstill, als der alte Soldat diese Geschichte erzählte. Sie hingen an seinen Lippen. Dann erklärte er ihnen, dass diese beiden Inseln nun Neu-Britannien und Neu-Irland hiessen und seit 1919 zu England gehörten wegen des Versailler Friedensvertrages nach dem Ersten Weltkrieg. Er verstand das nicht ganz, aber er war froh zu wissen, dass die Nachkommen von Sigismund Rüstig dort noch immer lebten.

Sigismund Rüstig, fuhr der alte Soldat fort, hat natürlich in Wirklichkeit gar nicht gelebt. Er gilt als Symbol für die Tapferkeit, Furchtlosigkeit und den Tatendrang der deutschen Auswanderer. Als er ihnen das Wort Symbol erklärte und sie begriffen, dass Sigismund Rüstig tatsächlich nie gelebt hatte, waren sie sehr enttäuscht. Für sie war er, als sie das Buch gelesen hatten, ein Mensch aus Fleisch und Blut gewesen, einer, mit dem sie übereingestimmt hatten, einer, dem sie nachzueifern wollten. Aber es war ja immer noch der alte Soldat da, dachte er. Sie waren nicht allein, sie hatten immer noch jemanden, mit dem sie sich eins fühlen konnten. Als es klingelte, baten sie den alten Soldaten, in der Pause noch weiter über die deutschen Auswanderer auf dem Bismarck-Archipel zu erzählen. Der alte Soldat folgte ihrem Wunsch. Und er prägte sich auf der Landkarte genau die Lage der Inselgruppe oberhalb von Neuguinea ein. Das war nicht weit von Australien entfernt, dachte er, das würde er sich merken können. Zu Hause wollte er das in seinem Atlas alles noch einmal nachschauen. Es war heute doch noch ein guter Tag geworden. Sie hatten wirklich

viel gelernt heute. Aber das war ja kein Wunder, bei dem alten Soldaten lernten sie immer viel.

Etwas später ging die Klassentür auf, und ihr Heimatkundelehrer Herr Schlüter, ein älterer Herr mit Glatze, goldener Taschenuhr und Schmerbauch, kam herein. Der alte Soldat forderte sie auf, aufzustehen und Herrn Schlüter zu begrüßen. Sie sprangen alle auf und riefen wie aus einem Munde: Guten Tag, Herr Schlüter. Das freute Herrn Schlüter. Setzen! befahl er. Der alte Soldat entschuldigte sich bei Herrn Schlüter, dass er die Stunde überzogen hatte. Aber Schlüter lächelte ihn an und sagte: Sie wissen doch, lieber Kollege, für Sie geb ich gern etwas her. Die beiden schüttelten sich die Hand. Und sie konnten sehen, dass Schlüter den alten Soldaten gern mochte.

Das Fussballspiel

Nach der Schule trafen sie auf der Rainstrasse Abu Meyer und Horst Schönborn aus der Oeverseestrasse. Das waren ihre Gegner, von jeher schon. Beide waren Mitglieder der Oeverseebande. Abu war auch ihr Anführer. Sie hatten schon ein paarmal Strassenkloppe mit ihnen ausgefochten. Das ist Gesockse, hatte Dieter Bahmlings älterer Bruder, der HJ-Unterführer, immer behauptet; obwohl Abu Meyer und Horst Schönborn seit einem halben Jahr HJ-Pimpfe waren. Er konnte nicht finden, dass Abu Meyer Gesockse war. Ausserdem wusste er, dass seine Grosseltern mit Abus Grosseltern eng befreundet waren. Der Schönborn, hatte Bahmlings Bruder noch hinzugefügt, hat eigentlich einen jüdischen Namen. Das werde ich einmal bei der HJ-Gauleitung nachprüfen lassen. Ihre Väter und Grossväter wären früher alle Kommunisten gewesen, die ganze Oeverseestrasse hätte früher nur aus Kommunisten bestanden. Man hätte die ganze Bande 1933 ausräumen sollen, hetzte Bäckerchens Bruder häufig. Sie hatten alle etwas

Angst vor Bäckerchens Bruder. Fingerdoof hatte einmal gesagt, er traue ihm jede Gemeinheit zu. Jedenfalls nahmen sie sich vor ihm in Acht. Vor Kurzem erst hatte der HJ-Unterführer noch gesagt: Jetzt werde ich die Söhne und Enkel dieser Kommunistenbrut unter meine Fittiche nehmen. Die werde ich schon hinbiegen, darauf könnt ihr euch verlassen. Aus denen mache ich verwegene Hitlerjungen, hart wie Kruppstahl, schnell wie Windhunde und zäh wie Leder. Und das trauten sie Bäckerchens älterem Bruder zu.

Es war nur so, dass die Oeverseestrasse auch eine gute Fussballmannschaft besass und sie gern gegen sie spielten. Ihre besten Spieler waren Abu Meyer, Horst Schönborn und Hans Schwarte. Sie waren alle Mitglieder der Oeverseebande und spielten schon für Union 03. So war das nun mal. Und Abu Meyer wollte jetzt mit ihnen ein Fussballspiel verabreden, weiter nichts. Seid ihr bereit, ihr Scheisser? spottete er. Wo wollen wir spielen? fragte Sterni. Und wann? Oben in der Rainstrasse vor dem Güterbahnhof, antwortete Abu, da fahren kaum Autos. Wie ist es mit dem Sonderburger Platz? fragte er. Da stehen noch zu viele leere Teertonnen herum, die müssten wir erst wegräumen, entgegnete Horst Schönborn. Dann spielen wir oben in der Rainstrasse, bestimmte Sterni. Wie ist es mit übermorgen? Übermorgen passt gut, antwortete Abu, wir bringen auch den Ball mit. Sie wussten, die Oeverseer besaßen einen richtigen ledernen Fussball, und deshalb spielten sie auch gern gegen sie. Mit oder ohne Schiedsrichter? fragte Uwe Heilhoff. Abu lachte. Ihr braucht einen Schiedsrichter, ihr Heinis? Wenn ihr nicht foul spielt, brauchen wir keinen, sagte Fingerdoof. Halt die Fresse, du Arschloch, herrschte ihn Horst Schönborn an. Schnauze, erwiderte Fingerdoof. Alle wussten, die beiden mochten sich nicht. Sie kamen überein, übermorgen, am Donnerstag, um drei Uhr nachmittags oben in der Rainstrasse, vor dem Güterbahnhof zu spielen, und zwar ohne Schiedsrichter. Sie würden zwei dicke Tuae mitbringen und sie hinter den beiden Toren in halber Mannshöhe über

die Strasse spannen, damit die Autos davor abbremsen, anhalten, umkehren und so nicht beim Fussballspielen stören würden. So hatten sie es schon häufiger gemacht, wenn sie gegen die Jahnstrasse oder die Oeverseestrasse gespielt hatten. Die Autos waren dann in die Lessingstrasse oder den Vereinsweg ausgewichen. Ab und zu waren die Fahrer ausgestiegen und hatten sich eine Zeitlang ihr Spiel angesehen. Einige Fahrer hatten sie auch lauthals angefeuert.

Uwe Heilhoff versuchte, seinen rechten Daumen in das frische Teer der Rainstrasse zu pressen. Aber es gelang nicht, so sehr er auch drückte. Der Teer ist bombenfest, sagte er, wir können hier übermorgen spielen. Also, dann bis Donnerstag drei Uhr, sagte Abu, vergesst euer Tau nicht. Wir werden euch eins überbraten. Die beiden Oeverseer zogen davon. Wir müssen denen mal richtig das Maul stopfen, meinte Bäckerchen. Sie fingen an, ihre Mannschaft aufzustellen. Holle Weggerstedt muss auf jeden Fall im Tor stehen, empfahl er, wir müssen ihn opfern, der Oeverseer Sturm ist hervorragend. Ihr wisst, dass Abu immer gut für zwei Tore ist. Und sie stimmten ihm zu. Sie wussten, Holle war ihr bester Torwart, aber er war auch ein Tormacher. Er glaubte, er könnte Holle Weggerstedt, der in ihrer Schule im selben Stockwerk wie er in die 3b ging, dazu überreden, im Tor zu spielen. Mit Holle war er gut befreundet. Holle wohnte mit seiner Mutter genau gegenüber ihrer Wohnung, in Nummer 25 im 4. Stock. Sie konnten sich gegenseitig in die Wohnzimmer sehen und hatten von Wohnzimmer zu Wohnzimmer eine Zeichensprache entwickelt, mit der sie sich verständigten. Rechter Daumen runter bedeutete, sie würden sich unten auf der Strasse treffen, rechter Daumen hoch, sie würden sich oben bei Holle treffen. Linker Daumen hoch bedeutete, sie würden sich oben bei ihm treffen. Sie hatten sich oft gegenseitig besucht und Briefmarken getauscht. Seine Mutter meinte, Holle wär ein feiner Kerl. Holles Mutter hatte ihrem Sohn verboten, der Schlageterbande, in der sie alle Mitglieder waren, beizutreten. Das wären alles Briten, hatte sie gesagt, mit denen sollte ihr Holle nichts zu tun haben. Und

Holle gehorchte ihr. Aber Holle und er verstanden sich trotzdem prächtig. Wenn Holle bei ihm war, machte seine Mutter oft Honigbrote für sie, weil Holle sie gern ass. Holles Vater war 1941 an der Ostfront gefallen. Holle würde ihr Torwart sein, das war klar. Das würde er schon hinkriegen.

Dann brauchen wir noch Hansi Bursch, Gerd Wuchs und Hansel Dübel, und unsere Mannschaft ist vollzählig, sagte Sterni. Hansi Bursch ging mit Sterninske in die vierte Klasse. Gerd Wuchs und Hansel Dübel gingen mit Holle in die 3b. Hansi Bursch war vor zwei Monaten zur Hitlerjugend eingezogen worden. Hansel Dübel wohnte wie Holle Weggerstedt mit seiner Mutter auf der gegenüberliegenden Seite der Schlageterstrasse im 4. Stock der Nummer 27. Auch in Hansels Wohnzimmer konnte er von ihrem Wohnzimmer aus hineinsehen. Auch mit Hansel hatte er die Zeichensprache vereinbart. Auch Hansel war sein Freund. Hansels Vater war im November 1942 in Nordafrika bei El Alamein verschollen. Gerd Wuchs lebte mit seiner Mutter im Schrebergartenhaus seiner Grosseltern am Ende der Schlageterstrasse, hinter dem Unionsportplatz, da, wo die Eisenbahnstrecke nach Eidelstedt führte. Sein Vater war bereits in den ersten Tagen des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion auf einer Patrouille gefallen.

Auf dem Jahnsportplatz oder auf dem Sonderburger Platz spielten sie natürlich mit elf Mann, aber beim Strassenfussball, wegen der engen Strassen, immer nur mit neun, also mit einem Torwart, zwei Verteidigern, drei Läufern und drei Stürmern. Ja, so war das damals. Auf dem Jahnsportplatz durften sie seit einem Jahr nicht mehr spielen, da war immer für die HJ und jetzt auch den BDM, den sie «Bück dich, Mädchen» nannten, reserviert.

Als sie sich am Donnerstagnachmittag um kurz nach zwei Uhr an der Ecke Schlageter- und Rainstrasse trafen, um noch einmal die Taktik zu besprechen, sagte Fingerdoof: Die werden bestimmt foul spielen, die können gar nicht anders. Da müssen wir dagegenhalten, sonst haben wir nichts zu bestellen. Wenn die hacken, dann hacken wir auch,

befahl Sterni und stellte die Mannschaft auf: Holle im Tor, Uwe Heilhoff und Gerd Wuchs Verteidigung, ich spiele mit Hansel Dübel und Fingerdoof in der Läuferreihe. Er sollte mit Hansi Bursch und Dieter Bahmling im Sturm spielen. Damit waren alle einverstanden. Das war die stärkste Mannschaft, die sie aufbieten konnten, der beste Sturm, die beste Läuferreihe, die stärkste Verteidigung. Und mit Holle Weggerstedt stand einer im Tor, der einfach alles halten konnte. Mit dieser Aufstellung hatten sie schon Anfang Juni die Jahnstrasse 4:0 geschlagen.

Aber das Spiel gegen die Oeverseestrasse, das war etwas ganz anderes, da bolzten mit Abu Meyer, Horst Schönborn und Hans Schwarze drei Hitlerjungen, die gleichzeitig bei Union 03 in der Knabenmannschaft spielten. Das waren Vereinsspieler, die spielten mit richtigen Fussballstiefeln, die hatten ihnen an Taktik etwas voraus, die kannten Tricks, die man auf der Strasse nicht lernte, die ihnen ihre Trainer und Begleiter beigebracht hatten. Gegen die hatten sie schon zweimal verloren. Gegen die müssen wir «schottisch halbhoch» spielen, sagte er, weil der Lederball auf dem Teer viel höher aufspringt als auf Rasen oder Grand. Den Ausdruck «schottisch halbhoch» hatte er von seinem Vater gelernt. Und nicht so lange fackeln und kombinieren, fügte Hansi Bursch hinzu, dazu ist die Strasse zu eng, aus halbhoher Position auch aus der zweiten Reihe aufs Tor schießen, einfach den Schlappen draufhalten, so gut ist ihr Torwart nicht. Sie einigten sich, den Ball halbhoch zu halten, halbhoch zu passen und aus halbhoher Position aufs Tor zu schießen – auch aus der zweiten Reihe –, da der Ball auf dem Teerboden sonst zu oft verspringen würde. Mit dieser Taktik gewinnen wir, jubelte Bäckerchen und schulterte das Segeltau, das er immer aus dem Keller ihres Bäckerladens holte, wenn sie auf der Strasse gegen andere Mannschaften spielten. Sie würden es oben in der Rainstrasse wieder über die Strasse spannen, um Auto-

fahrer zu verschrecken. Übrigens besass nur Hansi Bursch Fussballstiefel, alle anderen Spieler ihrer Mannschaft trugen Strassenschuhe.

Als sie oben in der Rainstrasse vor dem Güterbahnhof anlangten, da, wo auch der alte Soldat wohnte, stand die Oeverseemannschaft bereits in ihrer Hälfte und trainierte mit dem echten ledernen Fussball. Sie hatten hinter ihrem Tor schon das Tau über die Strasse gespannt. Ihr kommt zu spät, ihr habt wohl Schiss, schrie Abu ihnen entgegen. Sie antworteten nicht. Dieter Bahmling und Uwe Heilhoff spannten das Tau hinter ihrem Tor über die Strasse, befestigten es auf der linken Seite an einem Gerüst und auf der rechten am Lattenzaun des Güterbahnhofs. Holle Weggerstedt und Hansel Dübel rollten zwei leere Teertonnen heran, die in einem Vorhof standen, und stellten sie als Torpfosten auf. So hatten es die Oeverseer auch getan. Die Tore waren je vier Meter breit. Dann ging das Spiel los. Sie passten sich den Ball tatsächlich halbhoch zu, als hätten sie es vorher eingeübt, als hätten sie vorher nie anders gespielt. Und es machte einen Riesenspass, mit einem echten Lederball Fussball zu spielen, der vor dem Spiel stramm aufgepumpt worden war und der auf dem Teerboden so schön hochsprang. Sie hatten sonst nur mit Stoff- oder Gummibällen gebolzt. Aber dieser Lederball, das war ein echter Fussball, der fühlte sich an den Füßen ganz anders an, der hatte ein ganz anderes Gewicht, der war stramm, der war echt. Das ist eine Wucht, mit so einem Ball zu spielen, dachte er, mit einem solchen Ball spielen auch die ersten Herrenmannschaften von Altona 93 und Union 03.

Das Spiel war auf zweimal dreissig Minuten angesetzt. Sterni und Abu trugen Armbanduhren. Sie würden beide die Halbzeit und das Spielende ansagen. So hatten sie es abgemacht. Spieler durften nicht ausgetauscht werden. Nur bei Verletzungen durfte ein Ersatzspieler eingesetzt werden. Ihr Ersatzspieler war Günther Bitt, der Sohn des Schlächtermeisters Bitt. Die Bitts hatten ihr Geschäft am unteren Ende der Schlageterstrasse, zum Holstenbahnhof hin. Günther Bitt war ein Draufhau. Er war schon elf Jahre alt und Hitlerjunge. Vom Fussball-

spielen hatte er keine Ahnung. Bitt stand an der linken Seite des Spielfeldes und feuerte sie an. Fingerdoof sollte recht behalten, die Oeverseer spielten foul, traten gegen ihre Schienbeine, rempelten sie an. Hansi Bursch wurde umgenietet, als er aus fünf Metern aufs Tor schiessen wollte. Er sah, wie Hansi im Liegen dem gegnerischen Spieler, der ihn gefoult hatte, in die Beine trat, wie er einfach zurückhackte, so, wie Sterni es empfohlen hatte. Wir brauchen einen Schiedsrichter, brüllte Holle Weggerstedt. Und er dachte, es wäre das Beste gewesen, wenn der alte Soldat ihr Spiel geschiedsrichtert hätte. Aber dazu war es nun zu spät.

Normalerweise würde Hansi Bursch so etwas nicht tun, das wusste er. Er kannte Hansi doch gut. Hansi war ein netter, ruhiger Kerl, auf den man sich verlassen konnte, technisch gesehen ein ausgezeichnete Fussballspieler. Hansi war kein Treter. Aber sie hatten ihn einfach umgesäbelt, diese Hunde. Hansi Burschs Vater hatte zwischen der Schlageter- und der Oeverseestrasse ein kleines Fuhrunternehmen. Er besass zwei dreirädrige Tempowagen und zwei Gespanne Pferd und Wagen. Sie hatten oft auf Burschs Hof gespielt. Hansis Vater hatte ihnen erlaubt, die Pferde im Hof ohne Sattel zu reiten. Dabei führte er sie an einer Leine im Kreis herum. Das war immer eine tolle Sache gewesen. Und anschliessend durften sie die Pferde striegeln und füttern. Sie hatten sich richtig verliebt in diese Riesenviecher. Manchmal steckten sie ihnen heimlich Zucker zu. Und die Pferde rieben den Kopf an ihren Schultern. Ansonsten musste Hansi schon kräftig im Fuhrunternehmen mitarbeiten und konnte nicht so häufig mit ihnen spielen. Denn sein Vater war lungenkrank, musste oft Pausen einlegen und brauchte deshalb auch nicht an die Front. Sie mochten Hansi gern. Der war kein Treter. Der hatte sich nur einmal vergessen.

Er hatte kaum über Hansi Bursch nachgedacht, als Sterni ihm den Ball halbhoch zuspitzelte. Er nahm den Ball mit dem Innenrist an und passte ihn halbhoch weiter auf Bäckerchen. Da kam Abu Meyer von

hinten auf ihn zu, trat ihm in die Seite, haute ihn einfach um, legte ihn flach und grinste auf ihn herunter. Er krümmte sich vor Schmerzen auf dem harten Teerboden. Er fluchte. Er wollte im Liegen zurücktreten. Er wollte Abu Meyer verletzen, wollte sich rächen. Er hatte schon seinen Fuss nach oben gezogen, als er daran denken musste, was der alte Soldat ihnen gesagt hatte, der sie ja auch im Sport unterrichtete. Immer anständig spielen, Jungs, hatte er ihnen eingeprägt, sauber bleiben, nicht hacken. Sport ist einfach zu grossartig, um ihn durch Foulspielen kaputtzumachen. Zeigt euren Geist durch fairen Kampf. An diese Worte des alten Soldaten musste er jetzt denken. Er zog seinen Fuss wieder zurück, stand auf, ohne Abu eines Blickes zu würdigen, und spielte weiter. Der alte Soldat hat ja recht, dachte er, sie liebten dieses Spiel. Es war ihr ein und alles. Und sie spielten gegen die Oeverseer überlegen, hatten die besseren Chancen, spielten wie eine richtig zusammengewachsene Mannschaft, wie aus einem Guss, wie ein echtes Team, hätte der alte Soldat gesagt. Und so schoss Hansi Bursch nach einem halbhohen Pass von Hansel Dübel auch ihr erstes Tor. Er schoss es links unten rein, mit dem rechten Schlappen. Der Ball berührte noch die Tonne. Das Tor war sauber, es war einwandfrei herausgespielt worden, halbhoch über drei bis vier Stationen. Ein Klassetor. Die Oeverseer protestierten nicht. Es war zu eindeutig korrekt. Der alte Soldat hätte seine Freude daran gehabt, dachte er. Über ein solches Tor hätte er gejubelt, so wie sie jetzt, das wusste er. Hansi Bursch warf die Arme in die Luft. Ein breites Grinsen lief über sein Gesicht. Ich hab ihn reingemacht, rief er. Und sie freuten sich für ihn.

Die Oeverseer antworteten mit wilden Angriffen. Flach und schnell spielten sie. Aber der Ball versprang ihnen zu oft, berührte zu oft den Teerboden. Sie konnten ihn nicht kontrollieren. Als Horst Schönborn plötzlich drei Meter vor Holles Tor auftauchte, scharf in die rechte Ecke schoss und Holle sich ihm entgegenwarf und den Ball hielt, da schrie Schönborn: Bei euch steht der Teufel im Tor. Holle rief zurück:

Nein, ich bin der liebe Gott. Sie hatten es alle gehört, und sie mussten laut lachen. Uwe Heilhoff lief auf Holle zu, klopfte ihm anerkennend auf die Schulter. Sterni rief: Das ist phantastisch, Holle, einfach phantastisch, den hatte ich schon drin gesehen. Der Holle, der ist schon ein Kerl und ein Witzbold und der beste Torwart, den es im Altonaer Strassenfussball gibt, fand er, der wird später bei Altona 93 in der ersten Mannschaft spielen, der wird noch einmal ganz berühmt werden. Und vielleicht würden sie ja später bei 93 zusammenspielen.

Dann warf Holle den Ball zu Gerd Wuchs, zum Schrebergarten-Wuchs, zum Schweiger-Wuchs, der war nicht nur ein eisenharter Verteidiger, an dem so leicht keiner vorbeikam, der war auch ein guter Fussballspieler. Wuchs nahm den Ball mit dem linken Spann an, liess ihn zweimal aufspringen, umspielte einen Oeverseer, tunnelte einen zweiten, lief an dem vorbei, schaute gar nicht auf den Ball, sondern nur nach vorn auf Dieter Bahmling, Hansel Dübel und ihn. Der Ball schien an seinen Strassenschuhen zu kleben. Wuchs trieb den Ball bis in die äusserste linke Strassenhälfte des Gegners, dann flankte er halbhoch auf Bäckerchen. Der liess den Ball von seiner Brust für Hansel Dübel abtropfen. Hansel Dübel, der ihr technisch bester Spieler war, umkurvte elegant Hans Schwarte, dann einen zweiten Oeverseer, dann umspielte er auch den Torwart und schob den Ball lässig mit dem rechten Fuss ins leere Tor. Es stand 2:0. Ja, so war das damals. Die Oeverseer waren geschockt. Er lief auf Hansel Dübel zu, umarmte ihn und sagte: Mensch, Hansel, prima, wie du das gemacht hast. Du bist eine Kanone. Und er konnte sehen, wie Hansel übers ganze Gesicht strahlte. Sie gaben sich die Hand. Nach dem Anstoss der Oeverseer räumten Uwe Heilhoff, Gerd Wuchs und Holle Weggerstedt hinten alles ab. Da kam keiner mehr durch.

Dann war Halbzeit. Autos waren in der Zwischenzeit vor ihren Tauen in die Lessingstrasse und in den Vereinsweg abgebogen. Sie hatten sie nicht gestört. Sie behielten die obere Rainstrasse für sich.

Sie hörten, wie in der gegnerischen Hälfte Abu Meyer und seine Leute aufeinander einschrien und fluchten und sich gegenseitig die Schuld zuschoben, dass sie nicht vorn lagen. Fingerdoof grinste. Die Arschlöcher fallen jetzt übereinander her, sagte er, so ergeht es einem, wenn man keine Taktik hat. Sie bildeten in der Mitte des Spielfeldes einen Kreis, und er schlug vor, auf dem Teer weiterhin «schottisch halbhoch» zu spielen. Bei mir geht heute keiner rein, behauptete Holle Weggerstedt. Und Hansel Dübel versprach, noch ein zweites Tor zu schießen. Helmut Sterninske feuerte sie noch einmal an: Heute machen wir sie fertig, Leute, das wird unser erster Sieg gegen die Oeverseestrasse. Sterni schaute ihn an, lachte und fragte: Weiterhin schottisch halbhoch? Sie stimmten überein, auf dem Teer weiterhin schottisch halbhoch zu spielen. Und so begann die zweite Halbzeit. Sie hielten den Ball halbhoch, schlugen die Pässe halbhoch, liessen den Ball sowenig wie möglich aufspringen und kamen so mit dem Teerboden besser zurecht als Abu und seine Oeverseer.

Die verstanden einfach nicht, was passierte, spielten noch ruppiger als zuvor, liefen und fluchten, und der Ball versprang ihnen ein ums andere Mal. Holle lachte sie aus und rief: Ihr müsst den Ball drei Zentimeter unter der Grasnarbe spielen, Jungs, dann wird es besser. Dir hau ich gleich eine in die Fresse, schmetterte ihm Horst Schönborn entgegen. Hans Schwarte lief wutentbrannt auf Holle zu. Er war grösser als die anderen Spieler. Er sah brutal aus, und es war ihnen klar, dass er Holle verprügeln wollte. Aber Sterni stellte sich zwischen die beiden, stemmte seine Fäuste auf die Hüften und sagte ruhig und fest: Verpiss dich, Schwarte, sonst polier ich dir die Schnauze. Und Schwarte zog den Schwanz ein.

Dann spielten sie weiter Fussball. Holle hielt sein Wort, er hielt seinen Kasten rein. Er spürte, dass Holle heute unschlagbar war, da konnten die Oeverseer machen, was sie wollten. Sie hätten noch den ganzen Tag lang spielen können und hätten kein Tor gegen ihn zustandege-

bracht. Wuchs und Heilhoff liessen hinten keinen mehr durch. Einmal warf Holle den Ball – er hatte ihn gerade vor Abu abgefangen – auf Fingerdoof und schrie: Spiel ihn auf Hansel, der schuldet uns noch ein Tor. Und Berni Fingerdoof schlug eine hohe, weite Flanke auf Hansel Dübel. Hansel nahm den Ball direkt aus der Luft an und knallte ihn gegen die rechte Teertonne. Von dort sprang er ins Teerfeld zurück. Scheisse, fluchte Hansel, die Teertonne ist zu breit. Aber es dauerte keine zwei Minuten, da umfummelte Bäckerchen zwei Oeverseer, legte sich den Ball gekonnt vom rechten Fuss aufs rechte Knie, von dort auf den Kopf, liess ihn ein paarmal auf seiner Stirn auftropfen, und als ein Oeverseer auf ihn zurannte, nickte er den Ball zu Hansel Dübel. Der nahm ihn mit der Brust an, liess ihn einmal aufspringen und jagte ihn, ohne zu gucken, ins linke Toreck. Der Ball war drin. Unhaltbar. 3:0, jubelte Hansel, ich habe es euch doch versprochen.

Und dann fing Hansel Dübel an, sich um sich selbst zu drehen, zu hopsen und zu springen, fing an zu tanzen und zu singen. Hansel war ein verrückter Kerl, ein lustiger Hund. Sie hatten sich schon oft über ihn totgelacht. Fingerdoof hatte sich einmal vor Lachen über ihn in die Hose gepisst. Hansel warf seine Arme ruckartig in die Luft und sang dabei:

«Ich bin der Dübel von der Waterkant, das schönste Tor, das hab ich reingerammt. Die Oeverseer sind geschlagen, sie werden's niemals wieder wagen.»

Der ist nicht ganz bei Trost, sagte Horst Schönborn, der hat 'ne Klatsche. Abu Meyer meinte: Den bringen sie bald nach Langenhorn in die Klapsmühle. Aber sie liessen nichts auf ihren Hansel kommen. Er gehörte zu ihnen. Ohne ihn war das Leben in ihrer Strassenbande undenkbar. Es wäre langweilig ohne Hansel, hatte er oft empfunden. Etwas meschugge ist mein Hansel ja, hatte Hansels Mutter einmal gesagt und ihrem Sohn dabei übers Haar gestrichen. Und Hansel hatte dabei Grimassen gemacht. Hansels Lehrer hielten grosse Stücke auf ihn, obwohl sie wussten, dass er in der Klasse ihre Gewohnheiten und

Redeweisen perfekt nachahmte und sie dabei durch den Kakao zog. Oft konnten sie nicht anders, als über sein Affentheater zu lachen. Der alte Soldat liebte ihn. Und sein Klassenlehrer, Herr Petersen, hatte zu Hansels Mutter gesagt: Ihr Hansel, Frau Dübel, der ist hochbegabt, in allen Fächern, er muss später aufs Gymnasium. Ja, so war das damals mit ihrem Hansel Dübel.

Der Torwart der Oeverseer holte den Ball aus einem Vorgartengestrüpp heraus, behielt ihn in seinen Händen wie etwas Kostbares und schaute mit ängstlichem Blick auf Abu Meyer. Ich konnte ihn nicht halten, Abu, er war zu scharf geschossen, sagte er bedrückt. Aber Abu hatte sich schon weggedreht und schrie: Ihr Schlageter seid eine Bande von Hosenscheissern und Müttersöhnchen. Das reicht, Abu, antwortete Sterni. Aber es reichte Abu nicht. Seid ihr Scheisser Manns genug, 'ne Kloppe anzunehmen? brüllte er. Klar, rief Sterni zurück, da machen wir euch auch fertig. Wann wollt ihr's haben? Heute noch, entgegnete Abu wütend, um sechs Uhr, vor dem Abendbrot, auf dem Sonderburger Platz. Wir kommen mit Knüppeln. Wir sind da, erwiderte Sterni. Die Oeverseer banden ihr Tau los, rollten die leeren Teertonnen auf den Bürgersteig und verliessen das Spielfeld. Sie hatten genug. Sie wollten einfach nicht mehr Fussball spielen. Sie waren auf Rache aus, das konnte man ihren Gesichtern ansehen. Wir sind mit 3:0 Abbruchsieger, schrie Fingerdoof ihnen hinterher. Aber die Oeverseer drehten sich nicht um. Sie wollten nur weg von hier.

Sie stellten sich wieder in der Mitte des Teerplatzes auf, bildeten einen Kreis. Sie waren stolz, schlugen sich gegenseitig auf die Schultern. Holle Weggerstedt und Hansel Dübel waren ihre Helden. Mit euch beiden verlieren wir kein Spiel mehr, sagte Sterni. So gut hatten sie noch nie gespielt. Wenn das der alte Soldat gesehen hätte, dachte er. Der wohnte nämlich in der Rainstrasse Nummer 83 im dritten Stock, schräg gegenüber von ihrem Strassenfussballplatz. Der alte Soldat hatte ihnen häufig aus seiner Jungenzeit berichtet. Er hatte ihnen

erzählt, dass es auch zu seiner Zeit, zu Anfang der 30er Jahre, schon ausgezeichnete Strassenmannschaften gegeben hätte und dass die besten Strassenspieler später auch die besten Vereinsspieler geworden wären. Daran musste er jetzt denken, als Uwe Heilhoff ihm auf die Schulter klopfte und fragte: Warum bist du so nachdenklich, wir haben doch gewonnen? Und er antwortete: Weisst du, ich hab mir gerade vorgestellt, dass wir in neun bis zehn Jahren bei Altona 93 oder Union 03 in der Ersten spielen. Uwe Heilhoff lachte. Vielleicht, vielleicht, sagte er. Und etwas traurig fügte er hinzu: Holle, Hansel und du bestimmt. Ich nicht. Ich will später Kapitän werden und zur See fahren, das weisst du doch. Aber einmal im Jahr lade ich euch auf mein Schiff ein, und wir sehen uns alle wieder. Dann fahren wir die Elbe hoch, in die Nordsee und nach Helgoland. Das werden wir dann das Schlageterbande-Treffen nennen. Das ist prima, sagte er, ganz prima. Und wenn du Landurlaub hast, kannst du unsere Spiele auf der Adolf-Jäger-Kampfbahn umsonst sehen. Wir besorgen dir Freikarten. Hört sich gut an, meinte Heilhoff, dann mache ich Fotos von euch und hänge sie in meiner Kajüte auf, so werdet ihr immer bei mir sein. Dann rollten Hansi Bursch und Gerd Wuchs die beiden leeren Teertonnen in den Vorhof zurück. Bäckerchen und Fingerdoof nahmen das über die Strasse gespannte Segeltau ab. Alles hatte seine Ordnung. Jetzt konnten die Autos wieder durch die Rainstrasse fahren. Das Spiel war aus.

Die Strassenkloppe

Als sie im Kreis standen, mitten auf der Rainstrasse, nach dem Abbruch des Spiels – die Oeverseer waren schon längst verschwunden –, hatten sie nur noch über die Kloppe gesprochen. Lasst uns schwören, sagte Sterni. Sie schworen, Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand gespreizt zum Himmel, alle bei der Kloppe gegen die Oeverseebande

mitzumachen. Das ist für die Schlageterbande eine Sache der Ehre, erklärte Sterni und blickte ihnen dabei fest und lange in die Augen. Sie fühlten, dass der Schwur sie zusammenschweisste wie eine wirkliche Gemeinschaft. Ab jetzt werden wir immer für einander einstehen, sagte Sterni. Und er dachte, dass Sterni das prima gesagt hatte. Sterni war eben ihr Anführer.

Auch Holle wollte bei der Strassenkloppe dabeisein, obwohl seine Mutter ihm verboten hatte, Mitglied der Schlageterbande zu sein. Sie würden alle kommen. Sie würden sich alle bei Sterni vor der Haustür treffen, Viertel vor sechs. Dann würden sie gemeinsam, wie eine starke Truppe, geordnet auf den Sonderburger Platz marschieren, so schlug Sterni es vor. Sie würden noch Horst Wiedemann und Günther Bitt, die beide HJler waren, mitnehmen. Sie wussten, die würden sofort mitmachen. Die hassten die Oeverseer wie die Pest, weil die Oeverseebande sie schon zweimal verdroschen hatte. Diesmal werden wir sie schlagen, wie beim Fussball, rief Dieter Bahmling triumphierend. Wir machen sie fertig, schrie Berni Fingerdo. Und sie brüllten: Ja, wir machen sie fertig. Gerd Wuchs, der sonst so Schweigsame, der im Schrebergarten wohnte, fuhr dazwischen: Die kommen mit Knüppeln, mit grossen, dicken Knüppeln, wie beim letzten Mal. Die ziehen sie uns über die Rüben und verdreschen uns nach Strich und Faden. Was wollen wir dagegen tun? Sie schauten an sich herunter, und es herrschte für einen Moment Stille. Der Moment schien ewig zu dauern. Dann blickten sie erwartungsvoll auf Sterni. Sterni blickte auf sie zurück. Er zuckte mit den Schultern. Ich habe einen Plan, unterbrach Gerd Wuchs das Schweigen, wir holen die Bohnenstangen aus dem Geräteschuppen meines Grossvaters, die sind lang und stark genug, damit können wir gut zuschlagen. Wir können sie auch als Lanzen benutzen, fügte er noch hinzu. Sie nickten, sie waren begeistert von dem Vorschlag. Das ist es, jubelte Sterni, mit den Stangen verprügeln wir sie. Und Hansel Dübel sang:

«Feine Bohnenstangen, grosse Bohnenstangen, wir wollen tüchtig zulangen, ihnen auf die Köpfe schlagen, uns an ihren Schreien laben.»

Sie wieherten vor Lachen. Sterni sagte: Einfach phantastisch, unser Hansel ist ein Dichter, ich wusste es schon immer. Er erinnerte sich dann, dass seine Mutter auch schon einmal gesagt hatte: Der Hansel wird später mal ein grosser Schriftsteller. Ihr werdet es sehen. Bäckerchen ging als erster nach Hause, um noch etwas zu pennen. Er musste oft um drei Uhr morgens mit seiner Mutter aufstehen, um in der Backstube Brote, Brötchen und Kopenhagener zu kneten und in den Ofen zu schieben. Weckt mich um halb sechs, bloss nicht vergessen, bettelte er. Er wollte unbedingt dabei sein. Holle ging erst gar nicht nach Hause, weil er Angst hatte, seine Mutter würde etwas über die Kloppe herausbekommen und ihn nicht wieder auf die Strasse runterlassen. Hansi Bursch wollte Mullbinden und Desinfektionsmittel aus dem Verbandskasten seines Vaters besorgen. Wir müssen vorsorgen, meinte er, als er sie verliess, für alle Fälle, ihr wisst ja, was letztes Mal passiert ist. Hansel Dübel ging noch einmal kurz nach oben, weil er für seine Mutter den Abfalleimer runterbringen musste. Ausserdem, sagte er, würde er für sie einen Schlachtruf ausdenken. Mach ihn kurz, rief ihm Sterni hinterher, damit wir ihn behalten können. Sie gingen noch zu Horst Wiedemann rauf und erzählten ihm von der Strassenkloppe gegen die Oeverseebande. Er sagte sofort zu, um Viertel vor sechs bei Sterni im Treppenhaus zu sein.

Danach schlichen sie sich in Berni Fingerdos Wohnung rauf. Das durften die Nachbarn nicht sehen. Fingerdoof war ihr Schlüsselkind. Seine Mutter arbeitete bei Klöckner in der Rüstungsfabrik. In Fingerdoofs Wohnung hatte die Schlageterbande schon so manchen Kriegsrat abgehalten. Sie fühlten sich wohl dort. Seine Mutter hatte das Wohnzimmer sehr gemütlich mit alten Bauernmöbeln eingerichtet. Bernis Leute waren aus den Vierlanden in die Stadt gekommen und sprachen häufig das Platt dieser Gegend.

Auch Berni sprach manchmal Platt mit ihnen. Das Wohnzimmer war seit Kurzem überhängt mit Bildern von Bernis Vater in der Khakiuniform des Rommelschen Afrika-Korps, mit all seinen Auszeichnungen. Dat is min Vadder, sagte Fingerdoof stolz und zeigte auf die Fotos, de kumt wedder ut de Gefangenschaft rut, dat het min Modder secht, und dann giv dat 'ne grote Fier bi uns. Sprich hochdeutsch mit uns, Berni, sagte Sterninske. Na gut, antwortete Fingerdoof, schaut mal auf dieses Foto hier. Er zeigte auf ein goldumrahmtes grosses Bild. Da steht mein Alter mit unserem Rommel zusammen. Das war damals, als er die Tapferkeitsmedaille, das Eiserne Kreuz mit Eichenlaub und Schwertern, bekommen hat. Rommel gibt ihm die Hand, das könnt ihr ja sehen, oder? fuhr Fingerdoof fort. Sie starrten alle auf das goldumrahmte Foto. Tatsächlich, Feldmarschall Rommel gab Bernis Vater die Hand. Bernis Vater stand kerzengerade vor Rommel, und Rommel lächelte ihn an. Bewundernd nickten sie. Das ist phantastisch, sagte Sterni, einfach phantastisch. Sie konnten die Augen nicht von dem Bild lassen. Fingerdoofs Stellung in der Schlageterbande war von diesem Augenblick an enorm gestiegen. Von nun an galt er als zweiter Mann hinter Sterni.

Wir müssen jetzt darüber nachdenken, wie wir die Bohnenstangen aus dem Geräteschuppen von Wuchs in Sternis Hauseingang kriegen, ohne aufzufallen. Mit Wiedemann und Bitt sind wir elf. Wir brauchen also elf Bohnenstangen, sagte Fingerdoof und warf sich in Position. Uwe Heilhoff, der mit Gerd Wuchs im Schrebergarten oft gebuddelt und gepflanzt hatte und die Lage des Schrebergartens genau kannte, schlug vor, am Bahndamm hinter den Schrebergärten entlangzuschleichen. Dort gäbe es genug Gestrüpp und Büsche, man würde sie nicht sehen können. Sie könnten von dort unbemerkt durch den hinteren Garteneingang hineingehen, dort stünde der Schuppen, die Tür wär nie verschlossen. Die Fenster des Wohnhauses lägen nach vorn. Man würde sie nicht entdecken. Das stimmt genau, sagte Gerd Wuchs.

Meine Leute können uns nicht sehen, wenn wir von hinten, wenn wir vom Bahndamm her kommen. Sie entschieden, dass Wuchs, Sterni, Heilhoff und Fingerdoof in den Geräteschuppen schleichen sollten, um die Bohnenstangen herauszuholen. Die anderen sollten im Gestrüpp zwischen der Lehmkuhle und dem Bahndamm bleiben, wo sie keiner sehen konnte. Auf ein Alles-klar-Zeichen von ihnen, ein zweifaches Pfeifen: einmal lang, einmal kurz, sollten die vier mit den Bohnenstangen den Schuppen verlassen und zu ihnen rüber ins Gestrüpp laufen. Von da an ist es nur noch ein Kinderspiel, sagte Wuchs. Das war ihr Plan, damals, am Donnerstag, dem 22. Juli 1943. Später, bei einer guten Gelegenheit, so hatte Sterni noch gesagt, würden sie die Bohnenstangen wieder in den Geräteschuppen zurückbringen. Nach der Strassenkloppe würden sie sie erst mal bei Sterninske in den Vorkeller legen. Mein Opa wird das gar nicht merken, erklärte Gerd Wuchs, die Ernte ist schon längst vorbei, und er braucht die Bohnenstangen dieses Jahr nicht mehr.

Nach dem Kriegsrat in Fingerdoofs Wohnzimmer machten sie sich zum Bahndamm hinter den Schrebergärten auf. Es wurde Zeit, denn sie mussten die Bohnenstangen ja noch in Sterninskes Hauseingang schleppen und Bäckerchen wecken. Unterwegs kam ihnen Hansi Bursch entgegen, er hatte Verbandszeug und Desinfektionsmittel mitgebracht. Jetzt kann uns nichts mehr passieren, meinte Hansi, wir sind gegen alles gefeit. Sie versteckten das Zeug erst mal in Sternis Keller und liefen dann im Trab über den Sonderburger Platz zum Schrebergartenbahndamm. Dort versteckten sie sich im hohen Gestrüpp, genau vor dem Hintereingang zu Wuchs' Schrebergarten. Sie bäugten das Wohnhaus, das nach vorn lag, und den Schuppen, der direkt am Hintereingang stand. Sie warteten zwei Arbeiter ab, die von der Schicht kamen und weitergingen, dann kam noch eine Radfahrerin vorbei. Danach war Stille, weit und breit kein Mensch zu sehen. Los jetzt, flüsternte Wuchs. Sterni, Fingerdoof, Heilhoff und Wuchs verließen un-

bemerkt das Gestrüpp, rannten über den sandigen Gehweg zum Hintereingang des Gartens, öffneten die Tür, liessen sie offenstehen, liefen um den Geräteschuppen herum und verschwanden.

Holle Weggerstedt, Hansi Bursch und er hockten im hohen Gestrüpp und beobachteten den Weg zwischen Schrebergarten und Bahndamm. Niemand kam vorbei, kein Fahrrad, kein Mensch. Autos durften hier sowieso nicht fahren. Auch in den anderen Schrebergärten konnten sie keine Menschenseele bemerken. Wir sollten nicht zu lange warten, meinte Hansi Bursch und verliess das Gestrüpp, ging vorsichtig auf den Weg raus, schaute nach links und rechts. Niemand kam. Hansi gab ihr Zeichen: ein langer Pfiff und ein kurzer. Da liefen die vier auch schon mit den langen Bohnenstangen um den Geräteschuppen herum – jeder trug drei Stangen unterm Arm –, rannten durch die offene Gartentür und auf den Weg rauf. Holle Weggerstedt und er verliessen das Gestrüpp, und sie verteilten die Bohnenstangen. Gerd Wuchs schloss die Gartentür. Dann liefen sie am Bahndamm entlang rauf zur Schlageterstrasse, vorbei am Union-Sportplatz und am Sonderburger Platz. Während sie liefen, rief Sterni: Leute, das hat phantastisch geklappt, einfach phantastisch. Er konnte fühlen, dass sie alle sehr glücklich waren über das Gelingen ihres Plans. Alles hatte so funktioniert, wie sie es sich vorgestellt hatten. Einfach perfekt.

Als sie bei Sterni vor dem Hauseingang ankamen, warteten Horst Wiedemann und Günther Bitt schon auf sie. Ihr habt die Stangen, grossartig, sagte Wiedemann, damit werden wir die Scheisser verdreschen. Sie legten die Bohnenstangen ins Treppenhaus, und Uwe Heilhoff sagte: Einer muss Bäckerchen holen. Es ist gleich halb sechs. Hansi Bursch machte sich auf, um Dieter Bahmling zu wecken. Jetzt muss auch unser Dichter bald kommen, dachte er, Hansel hat uns doch einen Schlachtruf versprochen. Kaum hatte er daran gedacht, als Hansel Dübel in der Tür des Hauseingangs stand, seine rechte Faust hochhielt und rief:

Haut se, haut se, immer auf die Schnauze. Sie brüllten vor Lachen. Ja, Hansel, ja, jubelte Sterni, das ist kurz genug, das ist unser Schlachtruf.

Sie nahmen die Bohnenstangen auf und fingen an, im Treppenhaus Fechtübungen auszuführen. Die Bohnenstangen krachten aneinander, und sie fanden heraus, dass sie nicht brachen, dass sie stark genug waren. Das machte sie siegessicher. Nun hatten sie keine Angst mehr vor den Oeverseern und ihren Knüppeln. Die sind knüppeldickefest, sagte Fingerdoof, die werden nicht mal auf ihren Köpfen zerbrechen. Wir können sie auch als Lanzen benutzen, meinte Holle, sie mit den Spitzen abstechen, sie aufspießen und in ihre Beine pieken. Als er hörte, dass Holle Weggerstedt vom Aufspießen und Abstechen sprach, kriegte er es ein bisschen mit der Angst zu tun. Aber dann dachte er: Ich kenne Holle ja, der wird niemanden aufspießen oder abstechen, dazu ist er gar nicht fähig. Und er beruhigte sich wieder. Hansi Bursch und Bäckerchen traten ins Treppenhaus. Jetzt waren sie vollzählig.

Etwas später verliessen sie Sternis Treppenhaus, überquerten die Schlageterstrasse und marschierten zum Sonderburger Platz. Es war kurz vor sechs. Sie hielten die Bohnenstangen wie Lanzen, wie Speere über ihren Köpfen. Sie waren sich sicher, sie waren ganz ruhig, und sie brüllten: Haut se, haut se, immer auf die Schnauze. Die Oeverseebande stand schon auf dem Sonderburger Platz, sie warteten schon auf sie. Die Oeverseer waren mehr als sie, die meisten von ihnen hielten Knüppel in den Händen. Sie marschierten direkt auf die Oeverseer zu und schrien wie aus einer Kehle: Haut se, haut se, immer auf die Schnauze. Sie schwangen dabei die langen, kräftigen Bohnenstangen über ihren Köpfen und stiessen sie nach vorn, als wollten sie die Oeverseer aufspießen. Die Oeverseer wichen zurück. Entsetzen sprach aus ihren Gesichtern. So hatten sie sich das nicht vorgestellt. Abu Meyer und Horst Schönborn standen vor ihren Leuten und wirbelten mit ihren dicken Knüppeln herum. Abu schrie: Kommt her, ihr

Hunde, ihr Schlageter-Gesockse. Sie liefen mit erhobenen Stangen in die Oeverseer Reihen hinein und brüllten: Haut se, haut se, immer auf die Schnauze. Sie stachen mit den Stangenspitzen auf die zurückweichenden Oeverseer ein. Ihre Bohnenstangen, die viel länger waren als deren Knüppel, krachten auf deren Köpfe, und das ergab seltsame Geräusche. Vor allem Wiedemann und Bitt hatten es auf die Köpfe der Oeverseer abgesehen, schlugen wie die Berserker auf ihre Schädel ein, und bald sah er einige von ihnen blutüberströmt zusammensinken. Er kriegte es wieder mit der Angst zu tun. Er dachte, Wiedemann und Bitt wären verrückt geworden und sie sollten nicht auf die Oeverseer einschlagen, wenn sie schon auf dem Boden lagen, sich krümmten und sich nicht mehr wehren konnten.

Während er darüber nachdachte und untätig war, zog ihm ein Oeverseer seinen Knüppel über den Schädel. Er fiel hin, es brummte in seinem Kopf, und er sah Sterne. Der Schmerz war so gross, dass er dachte, es würde ihm der Kopf abfallen. Als er am Boden lag, kam ein zweiter Oeverseer auf ihn zugerannt und schlug ihm mit seinem Knüppel auf die Stirn. Er verlor seine Bohnenstange. Er hielt die Hände vor den Kopf und fühlte, dass Blut aus seiner Stirn sickerte. Der zweite Oeverseer schlug auf seine Arme ein. Er konnte seine Bohnenstange nicht fassen, die Arme versagten ihm den Dienst. Er kroch über den Boden, um sie wieder aufzuheben. Da schlug ihn der Oeverseer zweimal auf den Rücken, dass er dachte, er würde in zwei Teile brechen.

Dann war es um ihn geschehen. Schreiend, wütend, halb verrückt vor Schmerz griff er mit aller Kraft nach seiner Bohnenstange, fasste sie, stand auf, schlug auf den Oeverseer ein, brüllte: Du dreckiges Schwein, holte aus und stiess dem Oeverseer seine Lanze wuchtig in den Bauch. Der kippte nach hinten über, liess seinen Knüppel fallen, schrie auf, und er liess seine Lanze auf dessen Beine krachen, zweimal. Dann stand er über ihm, der Kerl bewegte sich nicht mehr, lag da vor ihm, war verteidigungslos. Er wollte ihm seine Bohnenstange über den

Kopf ziehen. Aber da sah er plötzlich den alten Soldaten vor sich, fast leibhaftig stand der vor seinen Augen. Und der alte Soldat sprach: Halt, schlag nicht zu, das ist kein fairer Kampf. Dann verschwand der alte Soldat wieder. Er schlug nicht zu, half dem Oeverseer auf und liess ihn davonlaufen.

Einige Meter von ihm entfernt schlugen Horst Wiedemann und Abu Meyer aufeinander ein, wie die Verrückten. Hasserfüllt sind sie, dachte er, wie Totschläger. Wiedemanns Gesicht war blutverschmiert, aber er lachte, und er schrie: Dich mach ich heute fertig, du rote Sau. Abus Gesicht und Stirn waren voller Platzwunden, und er schrie zurück: Mich schaffst du nicht, du Hundsfott. Alle wussten, dass Abu ein Kämpfer war, ob es um Fussball oder um Kloppe ging, und er war der Anführer der Oeverseebande. Aber mit seinem kleinen Knüppel und seiner kleinen Gestalt war er dem viel grösseren Wiedemann mit der viel grösseren Bohnenlanze einfach nicht gewachsen. Abu gab trotzdem keinen Schritt nach. Während die beiden in der Mitte des Platzes kämpften, trieben die Schlageter die Oeverseer zurück, über den ganzen Sonderburger Platz, trieben sie mit ihren langen Stangen bis zum Eingang des unterirdischen Bunkers, der am gegenüberliegenden Ende des Sonderburger Platzes lag.

Er hörte Fingerdoof schreien: Haut se, haut se, immer auf die Schnauze, und alle Schlageter stimmten mit ein. Und genauso war es, Hansel Dübel hatte mit seinem Schlachtruf recht, sie hauten den Oeverseern buchstäblich was auf die Schnauze. Die standen nun vor dem Eingang des tief unter der Erde liegenden Bunkers, wie an die Wand gedrängt. Die Schlageter prügeln sie mit ihren Bohnenstangen in den Eingang hinein, schlugen ihnen die Knüppel aus den Händen, machten sie wehrlos. Die Oeverseer stolperten die Treppen runter, verschwanden in der Tiefe des Bunkereingangs. Die Schlageter standen oben vor dem Eingang des Bunkers, schauten in das dunkle Loch

des Eingangs hinein. Aber unten regte sich nichts, nichts war zu sehen, nichts zu hören. Phantastisch, rief Sterni, einfach phantastisch, jetzt haben wir sie in unserer Hand, da lassen wir sie nicht wieder raus.

Günther Bitt lief mit Fingerdoof, Bäckerchen und Hansi Bursch um den Bunkereingang herum zu einem Haufen kleiner viereckiger Pflastersteine, die dort aufgestapelt lagen. Sie zogen die Hemden aus, legten die Pflastersteine darauf, schnürten die Hemden zusammen und liefen damit zum Bunkereingang zurück. Jetzt fangen wir mit der Bombardierung an, rief Günther Bitt und lachte laut. Er nahm den ersten Pflasterstein und warf ihn in das schwarze Loch des Bunkereingangs hinunter. Unten im Dunkeln hörten sie einen dumpfen Laut und dann Schreien. Daraufhin machten es ihm alle nach, nahmen sich Steine aus den Hemden und warfen sie mit voller Wucht in den Bunkereingang hinunter. Und die Schreie aus dem dunklen Loch wurden zu einem dauerhaften Wimmern.

Nur Holle Weggerstedt, Hansel Dübel und er machten nicht mit. Er war einfach sprachlos, unfähig, etwas zu tun, wollte nicht glauben, was geschah. Ein regelrechtes Trommelfeuer ist das, rief Günther Bitt, und jetzt kommen die Tiefflieger. Bitt warf die Steine tiefer als zuvor in den unterirdischen Bunkereingang, weil die sich da unten, wie er behauptete, auf den Boden gelegt hatten, um ihrem Steinhagel zu entgehen. Plötzlich schrie Holle: Seid ihr verrückt geworden, wollt ihr die da unten umbringen? Holle stellte sich vor den Bunkereingang. Da liessen sie von den Steinen ab, starrten auf Holle, begriffen, was sie getan hatten, und schauten voller Angst in das dunkle Loch hinein. Die Arschlöcher haben doch selber schuld, fluchte Bitt, warum haben sie sich da unten reingeflüchtet? Kommt raus, wir tun euch nichts mehr, rief Hansel Dübel nach unten. Aber unten regte sich nichts.

Oben kriegten sie noch mehr Angst. So 'n Schiet, flüsterte Fingerdoof, hoffentlich leben die noch alle. Hinter ihnen, in der Mitte des Sonderburger Platzes, krachte es. Hinter ihnen war ein wilder Kampf

entbrannt. Abu fluchte. Wiedemann hatte ihm seinen Knüppel entzweigeschlagen. Nun hatte er Abu in der Gewalt, traf ihn mit seiner Bohnenstange ein paarmal schwer auf den Kopf. Dann hörten sie einen fürchterlichen Schrei. Es war Abu. Wiedemann hatte ihm mit einem gezielten Schlag mit der Spitze seiner Bohnenstange das rechte Ohr fast vom Kopf getrennt. Es hing zur Hälfte herunter. Abu versuchte, es mit seiner rechten Hand immer wieder an seinen Kopf zu drücken, aber es gelang nicht, es fiel immer wieder herunter, und es blutete stark. Wiedemann schlug weiter auf Abu ein. Aufhören, aufhören, schrie er. Er lief zu den beiden rüber, stellte sich zwischen sie und rief: Wir dürfen uns doch nicht totschiagen, hört auf. Er fing zu heulen an, schlug die Hände vors Gesicht. Wiedemann liess endlich von Abu ab. Abu setzte sich auf den Boden und hielt das rechte Ohr an den Kopf. Seine rechte Hand war blutüberströmt, er weinte in sich hinein. Er wollte Abu aufhelfen, beugte sich zu ihm runter. Aber Abu schrie: Hau ab, ich brauch keine Hilfe. Dann wagten sich die anderen Oeverseer nach und nach mit erhobenen Händen aus dem dunklen Bunkerloch heraus. Blankes Entsetzen war in ihren Augen zu lesen. Viele hatten blutige Köpfe, andere hielten sich den Bauch vor Schmerzen. Keiner von ihnen sagte ein Wort. Holle Weggerstedt rief: Die Kloppe ist zu Ende, bringt Abu nach Hause, er braucht einen Arzt. Die Oeverseer nahmen Abu in ihre Mitte und zogen ab.

Auch die Schlageter verliessen schweigend den Sonderburger Platz, gingen mit gesenkten Köpfen zu Sternis Hauseingang und schleppten ihre Bohnenstangen, die alle heil geblieben waren, in Sternis Vorkeller. Dort lassen wir sie erst mal liegen, sagte Gerd Wuchs und ging, ohne ein Wort zu sagen, in seinen Schrebergarten zurück. Hansi Bursch desinfizierte Fingerdoofs und Bäckerchens Platzwunden und legte Sterni einen Verband an. Bäckerchen, Sterni, Heilhoff, Fingerdoof und er verabredeten sich für morgen früh, für den gemeinsamen

Schulgang. Es war jetzt kurz vor sieben, Zeit nach Hause zu gehen. Er wusste, dass seine Mutter das Abendbrot fertig hatte.

Als er nach oben ging, klingelte und seine Mutter die Tür öffnete, war er völlig abwesend. Was ist los? fragte sie. Wie siehst du bloss wieder aus? Du hast eine Beule auf der Stirn und einen Riss über deiner linken Augenbraue. Du blutest ja. Habt ihr wieder Kloppe mit diesen Briten aus der Oeverseestrasse gehabt? Er nickte. Seine Mutter fasste seinen rechten Arm und zerzte ihn in die Wohnung. Sie war wütend. Wo soll das noch hinführen mit dir? Was soll ich bloss machen? Ich wünschte, der verdammte Krieg wär zu Ende, dein Vater käme nach Hause und würde dir ordentlich den Hintern versohlen. Ja, Mama. Er erzählte ihr alles, was auf dem Sonderburger Platz passiert war, auch, dass ihm der alte Soldat im Geiste erschienen war, als er auf den wehrlosen Oeverseer einschlagen wollte. Als er zu Ende erzählt hatte, schüttelte seine Mutter den Kopf und sagte: Ihr mögt die Gewalt schon fast so gern wie eure Väter. Gott sei Dank hat der alte Soldat dich vor einer schlimmen Tat bewahrt.

Dann drängte sie ihn vor das Waschbecken in der Küche, wusch die Wunden aus, klebte ein Pflaster auf seinen aufgeschlagenen rechten Handrücken und träufelte Franzbranntwein auf den Augenbrauenriss. Dabei musste er sich bücken, und der Franzbranntwein brannte in seinem Augenbrauenriss wie der Teufel und lief in sein linkes Auge rein. Aber er gab keinen Mucks von sich. Danach holte sie ihm ein neues Hemd, denn an seinem alten fehlten drei Knöpfe, und es war auf der einen Seite aufgerissen. Er zog das alte Hemd aus und das neue an. Seine Mutter konnte die blutunterlaufenen Striemen auf seinem Rücken sehen. Sie schüttelte wieder ihren Kopf und sagte: Junge, Junge, diesmal seid ihr zu weit gegangen. Nun wasch dir die Hände, und dann wird Abendbrot gegessen. Er wusch sich die Hände und passte auf, dass keine Seife unter das Pflaster auf seinem rechten Handrücken kam. Dann setzte er sich an den Küchentisch und trank seinen heissen

Tee. Während des Essens erzählte sie ihm, dass sie am Sonnabend, wenn es keinen Fliegeralarm gäbe, mit den Heilhoffs und den Bahmlings an den Elbestrand nach Neumühlen zum Baden fahren würden. Wir werden den 103er Bus nehmen und uns am Neumühlener Kühlhaus treffen. Darauf freute er sich riesig, denn er wusste, Uwe Heilhoff und Bäckerchen würden auf jeden Fall dabei sein, und sie könnten zusammen am Strand Blödsinn machen. Auch Uwe Heilhoffs Schwester Maren würde kommen, und er könnte sie das erste Mal im Badeanzug sehen.

Aber am meisten freute er sich auf das Schwimmen in der Elbe. Zuletzt hatte er im Juli 1942 in der Elbe gebadet. Danach war seine Mutter nicht mehr mit ihm an die Elbe gefahren, weil sie Angst vor englischen Luftangriffen hatte. Drüben auf der anderen Seite der Elbe liegen die U-Boot-Werften von Blohm & Voss und Howaldt, die werden die Engländer eines Tages bombardieren, hatte sie gesagt. In der Elbe, zwischen Neumühlen und Ovelgönne, hatte sein Vater, der übrigens kaufmännischer Angestellter von Beruf war, ihm das Schwimmen beigebracht, als er 1941 auf Fronturlaub gewesen war. Er hatte ihm die Schwimmbewegungen zuerst trocken auf dem Elbstrand gezeigt, und er musste sie nachmachen. Dann hatten sie sie gemeinsam im flachen Wasser ein paarmal wiederholt. Danach hatte sein Vater ihn einfach ins tiefe Elbwasser geworfen und gerufen: Schwimm! Sein Vater war sofort hinterhergekommen. Aber er war fortgeschwommen, weit auf die Elbe raus. Sein Alter hatte hinterhergerufen: Komm zurück, die Elbe hat gefährliche Strudel. Er hatte gehorcht, war zu seinem Vater zurückgeschwommen, und der hatte ihn in die Arme genommen, noch mitten im tiefen Wasser. Sein Vater hatte zum Strand, zu seiner Frau, gerufen: Elfi, unser Junge kann schwimmen. Und seine Mutter hatte gestrahlt und gewunken. Ja, so war das damals gewesen an der Elbe. Daran musste er jetzt denken.

Schling nicht so, mahnte seine Mutter nach einer Weile, und trink deinen Tee. Dann sah sie ihn lange verstohlen an, konnte nicht umhin,

ihm übers Haar zu streichen, und sagte: Verdammter Bengel. Er bemerkte ein kaum wahrnehmbares Lächeln im Gesicht seiner Mutter. Da wusste er, dass sie ihm wieder gut war. Spielen wir heute Abend Dame und Mühle, Mama? fragte er leise. Erst machst du deine Schularbeiten, antwortete sie mit fester Stimme. Als sie den Tisch abräumte, eine neue Decke auflegte und er seine Schulhefte aus dem Ranzen holte, erwähnte sie ganz nebenbei: Übernächsten Sonntag sind wir bei Oma und Opa in der Billrothstrasse zum Essen eingeladen. Es gibt Rotkohl mit Rinderhack. Das war sein Lieblingsessen. Zu seinen Grosseltern ging er gern. Da gab es immer kleine Geschenke, und sein Opa erzählte häufig Geschichten aus dem Ersten Weltkrieg.

Weisst du, hatte sein Grossvater bei ihrem letzten Besuch in der Billrothstrasse zu ihm gesagt, an Heiligabend 1914, bevor es dunkel wurde, hielten wir Tafeln mit Weihnachtsgrüssen über die Brustwehre. Die Engländer taten das auch. Wir lagen ja kaum 50 Meter auseinander. Einige von uns konnten genug Englisch und übersetzten ihre Texte. Auf einer unserer Tafeln stand: «Hallo, da drüben, wir sind Niedersachsen. Ihr seid Angelsachsen. Wenn ihr nicht schiesst, schiessen wir auch nicht.» Wir und die auf der anderen Seite riefen so lange hin und her, bis ein Waffenstillstand in unserem Frontabschnitt bei Armentières ausgehandelt war. Dann haben wir einfach die Knarren in die Ecke geworfen, die Befehle zum Töten verweigert, und die Engländer taten das gleiche. Zu Dutzenden kletterten wir auf beiden Seiten aus den Schützengräben, und es folgten immer mehr und mehr, liefen aufeinander zu, umarmten uns, tauschten Geschenke aus. Die Engländer gaben uns Corned Beef in Dosen und Toffee-Karamelbonbons, und wir schenkten ihnen Kommissbrot und Tabak. Dann sind wir zusammen auf dem Schlachtfeld spazierengegangen, haben französischen Wein und deutschen Schnaps getrunken, Zigarren und Pfeifen geraucht, haben gelacht und gesungen. Danach haben wir gemeinsam unsere Toten begraben, fuhr sein Grossvater fort.

Und ein englischer Priester namens Adams hat auf Englisch und Deutsch den Trauergottesdienst gehalten.

Als es dunkel wurde, haben wir im Niemandsland grosse Feuer entfacht, uns gemeinsam um die Feuer gesetzt und uns gewärmt. Englische und deutsche Soldaten hatten vorher im Hinterland Tannenbäume besorgt, und wir haben Figuren geschnitzt und sie in die Bäume gehängt und zusammen Weihnachten gefeiert. Mein Nachbar an der Feuerstelle hiess John Boyce, er war Werkzeugmacher aus Birmingham, erzählte sein Grossvater. John und ich haben Fotos von unseren Frauen und Kindern ausgetauscht und darüber gelacht, weil ihre Kleidung so ähnlich war und sie alle so ernst in die Kamera schauten. Dann habe ich John mein Schweizer Armeemesser mit dem Korkenzieher geschenkt und er mir seine neue Shagpfeife. Ich habe die Shagpfeife immer wieder gestopft, und wir haben sie abwechselnd geraucht. Wir haben in dieser heiligen Nacht viel getrunken und uns immer wieder die Hände geschüttelt. Um Mitternacht haben wir gemeinsam «Stille Nacht, heilige Nacht» gesungen, auch an den anderen Feuerstellen haben sie es gesungen. Ich habe gar nicht gewusst, dass die Engländer unser schönstes deutsches Weihnachtslied kennen. John Boyce hätte ihm am Ende zu verstehen gegeben, fuhr sein Opa fort, dass dies einer der schönsten Augenblicke seines Lebens gewesen wär, vor allem, weil sie dieses Lied zusammen gesungen hätten. What a great moment, what a wonderful song, hätte John gesagt. I shall never forget it, Hörrmän.

Auch sein Grossvater, so schien es ihm, hatte diesen Moment nie vergessen. John Boyce müsste jetzt so alt sein wie ich, hatte er bei ihrem letzten Besuch in der Billrothstrasse gesagt. Sicherlich lebt er noch in Birmingham, aber vielleicht ist er auch gefallen. An noch etwas könnte er sich genau erinnern, und er würde es nie vergessen, sein Leben lang nicht: Etwas weiter von ihnen entfernt, aber noch in ihrem Frontabschnitt bei Armentières, lagen damals das 133. Sächsische Infanterieregiment und ihm gegenüber ein Regiment der Lancashire Fu-

siliers. Soldaten beider Einheiten hatten sich am Morgen des 25. Dezember im Niemandsland getroffen und ein grosses Feld von Einschlängen gesäubert und zwei Tore aufgestellt. Und um 11 Uhr begann ein Fussballspiel zwischen Deutschen und Engländern, zwischen Saxons and Anglo-Saxons, wie die Männer aus Lancashire sagten. Auf beiden Seiten waren sie zum Fussballfeld hinübergelaufen, wollten das Spiel miterleben, wollten ihre Mannschaften anfeuern. Die Teams spielten mit einem zerfurchten, abgewetzten, braunen englischen Lederball, den sie damals mit dem Mund aufpusten und mit Lederriemen zuzschnüren mussten. Es war ein erstaunliches Spiel gewesen. Es gab einen englischen Schiedsrichter. Aber den hatten sie nicht gebraucht, es gab keine Fouls. Das gemeinsame Schicksal und der grosse Respekt voreinander liessen sie fast körperlos spielen. Es war eine Augenweide, schwärmte sein Grossvater. Sie wollten sich an dieses Ereignis ihr Leben lang erinnern. Es war herrlich anzusehen, wie sie spielten. Die deutschen Soldaten klatschten bei englischen Spielzügen, und umgekehrt war es genauso. It was great sportsmanship, sagte der Kapitän des englischen Teams am Ende. Das Spiel endete 2:2; es war über zweimal dreissig Minuten gelaufen, ohne Pause. Sie hatten Angst gehabt, über die volle Distanz zu spielen, weil sie fürchteten, ihre Offiziere würden den Waffenstillstand während des Spiels aufheben.

Nach dem Spiel hatten sie sich alle noch einmal die Hände gegeben, und die Spieler hatten gesagt: Wenn ihr nicht schieisst, schiessen wir auch nicht. Aber kurz darauf nahm die Artillerie auf beiden Seiten wieder das Feuer auf. Die Geschosse flogen über ihre Köpfe rüber. Ihr Waffenstillstand war zu Ende. Sie liefen auf beiden Seiten in ihre Schützengräben zurück. Offiziere hätten an den Weihnachtsfeierlichkeiten und am Spiel nicht teilgenommen, hatte sein Grossvater noch gesagt.

Später, nach seiner schweren Lungenverletzung – der Lungenschuss war hinten aus seinem Rücken ausgetreten und hatte dort ein grosses

Loch verursacht –, hatte sein Grossvater englische Kriegsgefangene bewacht und war ausgezeichnet mit ihnen zurechtgekommen. Sie hätten ihm genug Englisch beigebracht damals, so dass sie sich verständigen konnten. Und er hätte ihnen ab und zu von seinen eigenen Lebensmittelrationen abgegeben; besonders das deutsche Brot hätten die Engländer gern gegessen. Nach diesen Erzählungen seines Opas hatte er immer geglaubt, dass die Engländer ein ganz besonderes Volk wären, Menschen, die einfach vorbildlich wären, zu denen man aufschauen könnte wie zu dem alten Soldaten.

Seine Grossmutter, die Schneiderin war, hatte häufig, wenn sie bei ihnen zu Besuch waren, ein neues Kleidungsstück für ihn genäht, das er dann anpassen musste. Dabei steckte sie die Masse mit kleinen spitzen Nadeln ab, vor denen er grossen Respekt hatte, denn sie hatten ihn mehr als einmal gestochen. Halt still, hatte seine Oma dann immer gesagt, sonst pieks ich dich noch einmal. Er sass oder stand dann wie erstarrt da. Nach einer solchen Prozedur steckte seine Oma ihm 50 Pfennig zu und flüsterte: Aber sag es nicht deiner Mutter. Mit dem Geld kaufte er sich in Killewinskis Apotheke Salmi und Brausepulver. Damals kostete eine Tüte Brausepulver 5 Pfennig, eine grosse Tüte Salmi 10 Pfennig und eine kleine 5 Pfennig.

Brausepulver lutschen taten viele damals. Vor allem, weil es in der Handfläche, wenn man die Tüte darauf ausschüttete und das Pulver mit der Zunge leckte oder darauf spuckte, so schön schäumte und prikkelte, und es bildeten sich Blasen. Aber noch besser fand er es, Salmis auf dem Handrücken mit der Zunge abzulecken. Dabei machten sie regelrecht Kunststücke mit den Salmis, häuften sie zu Dreiecken, zu Sechsecken, zu Kreisen auf dem Handrücken an. Es durfte beim Ablecken keiner runterfallen. Manchmal machten sie sogar aus zwei Dreiecken ein Sechseck und aus einem Sechseck einen Kreis, indem sie aussen am Sechseck neue Salmis hinzufügten, bis sich daraus ein

Kreis bildete. Einige von ihnen, wie Uwe Heilhoff, hatten es dabei zu wahrer Meisterschaft gebracht. Wie gesagt, er bevorzugte damals Salamis vor Brausepulver. Die Mädchen in ihrer Strasse mochten lieber Brausepulver. Übrigens musste seine Mutter, wenn sie bei seinen Grosseltern in der Billrothstrasse zu Besuch waren, jedesmal auf dem Klavier die Serenade von Tocelli spielen. Die Augen seiner Grossmutter glänzten dann immer.

Das Fest an der Elbe

Als sie am 24. Juli, um kurz vor ein Uhr nachmittags, mit dem 103er Bus an der Neumühlener Bushaltestelle ankamen, den Elbwanderweg ein Stück entlanggingen und am Neumühlener Kühlhaus stehenblieben, stellten sie fest, dass die Heilhoffs und Bahmlings schon da waren. Sie sassen auf einer Bank vor dem Kühlhaus und warteten auf sie. Auch Uwe Heilhoffs Schwester Maren sass mit ihnen auf der Bank. Sie gingen auf sie zu, und seine Mutter sagte: Kinder, was ist das für ein schöner warmer Sommertag heute, lasst uns gleich baden gehen. Sie gingen unten am Elbestrand entlang und fanden bald einen freien Platz auf dem weissen Elbesand, kaum drei Meter vom Wasser entfernt. Ideal, sagte Frau Bahmling. Sie legten ihre Taschen nieder, breiteten Wolldecken auf dem Strand aus, holten Töpfe, Teller und Bestecke aus den Taschen und legten sie auf die Wolldecken. Zuletzt nahmen sie Handtücher, Badeanzüge und Badehosen aus den Taschen. Dann fingen sie an, sich auszuziehen oder besser: umzuziehen. Auch Maren Heilhoff zog sich um, und er schaute sich das genau an. Ihre Mutter half ihr dabei, indem sie ein Handtuch um ihren Rock hielt und es hinten zuknotete. Aber das war ja nichts Neues, so machten sie es alle und liessen unter den Handtüchern geschickt ihre Unterwäsche fallen. Nur bei den Mädchen, so hatte Sterni jedenfalls behauptet, könnte man manchmal etwas sehen, weil sie es schwieriger hätten, ih-

ren Badeanzug ganz bis nach oben zu ziehen, dabei löste sich der Knoten, und das Handtuch fiel zu Boden. Darauf wartete er. Doch Maren Heilhoff tat ihm den Gefallen nicht. Es gab nichts zu sehen. Aber sie sah seine Augen auf sich gerichtet und warf ihm einen schnippischen Blick zu, als sie es mit ihrem Badeanzug geschafft hatte, und streckte ihm die Zunge raus. Seine Mutter hatte bemerkt, dass er auf Maren geguckt hatte. Sie lächelte, gab ihm einen Klaps auf den Hintern und sagte: Nun zieh dich endlich um, du Schlawiner.

Als sie mit der Umzieherei fertig waren, liefen sie ins juliwarme Elbwasser. Uwe Heilhoff, Bäckerchen und er schwammen sofort weit raus. Sie fühlten sich grossartig. Ganz in ihrer Nähe, fast zum Anfassen, fuhr ein Elbdampfer nach Blankenese rauf. Sie winkten den Passagieren zu, und die winkten zurück und klatschten. Sie kamen sich wie richtige Kerle vor. Uwe Heilhoff sagte: Wir sind in seiner Fahrinne, lasst uns ein bisschen hinter dem Dampfer herschwimmen. Vom Strand schrien ihre Mütter, sie sollten umkehren wegen der Strudel. Aber sie taten so, als hörten sie nicht, und schwammen weiter hinter dem Elbdampfer her, so lange, bis Bäckerchen sagte: Nun sind wir bald bei Teufelsbrück, lasst uns man wieder umkehren, sonst kriegen wir nichts zu essen. Sie schwammen langsam zurück und unterhielten sich dabei über das Essen, das ihre Mütter zu Hause zubereitet hatten. Es gibt Kartoffelsalat mit Frikadellen, sagte er, und darauf freuten sie sich. Weit hinten sahen sie ihre Mütter im flachen Wasser stehen, winken und gestikulieren. Sie winkten erhaben zurück. Ab und zu legten sie einen Spurt ein, um zu sehen, wer von ihnen der schnellste war. Es war immer Uwe Heilhoff. Kein Wunder, meinte Bäckerchen, er will ja auch Kapitän werden.

Als sie aus dem Wasser stiegen, schimpften ihre Mütter sie aus. Sie waren erregt. Wenn ihr frechen Bengels das noch einmal macht, fahren wir mit euch nie wieder an die Elbe, sagte seine Mutter und warf ihm einen wütenden Blick zu. Maren Heilhoff sagte: Ihr Blödmänner,

wir haben uns Sorgen gemacht. Dann warfen ihre Mütter ihnen Handtücher zu, damit sie sich abtrockneten. Aber sie taten es nicht. Das lässt man von der Sonne trocknen, erklärte Dieter Bahmling. Und sie setzten sich mit ihren nassen Körpern neben die Decken in den weissen Elbesand und kamen sich, wie Sterni gesagt hätte, phantastisch vor, einfach phantastisch. Nach einer Weile, sie waren inzwischen trocken geworden und spielten mit einem Gummiball auf ein Einmetertor Fussball, kam oben am Strandweg der Eismann mit seinem Laden vorbei. Er hupte zuerst ununterbrochen. Dann rief er: Schokoladeneis, Erdbeereis, Vanilleeis, Eis am Stiel. Sie schauten erwartungsvoll auf ihre Mütter. Maren Heilhoff sagte: Ihr kriegt nichts, ihr Doofen, ihr habt nicht gehorcht. Aber Frau Heilhoff meinte: Naja, wir wollen noch mal ein Auge zudrücken. Da schrien sie vor Vorfreude auf, gingen auf ihre Mütter zu, liessen sich jeder einen Groschen geben, liefen nach oben auf den Strandweg zum Eismann und stellten sich in die Schlange. Als sie an der Reihe waren, kriegten sie jeder für einen Groschen eine grosse Kugel Eis in einer Waffeltüte. Bäckerchen hatte Erdbeereis bestellt, Heilhoff und er Schokoladeneis. Es war herrlich kalt und schmeckte wunderbar. Einen so grossartigen Tag wie heute hatten sie lange nicht erlebt, dachte er. Eisschleckend gingen sie zu ihren Decken zurück. Hinten in der Schlange standen ihre Mütter und Maren Heilhoff. Als sie an ihnen vorbeigingen, hielten sie triumphierend die Eiskugeln nach oben.

Etwas später kamen ihre Mütter und Maren mit Eiskugeln und setzten sich zu ihnen auf die Woldecken. Sie schmatzten, leckten und schleckten an ihrem Eis, um sie herum taten es die Leute genauso. Man konnte es hören. Köstlich, sagte Frau Bahmling, es schmeckt besser als Kuchen. Halb Hamburg lag hier am Elbestrand, so schien es. Elbdampfer, vollgepackt mit fotografierenden «Butenhamburgern», so hiessen damals die Nighthamburger, fuhren die Elbe rüber nach Finckenwerder und die Elbe rauf nach Blankenese und von dort rüber nach

Cranz ins Alte Land. Die fahren da rüber zum Kaffeetrinken, sagte Frau Heilhoff und ass ihre leere Waffeltüte auf. Ruderboote fuhren mit dem Wind im Rücken die Elbe rauf, Segelboote kreuzten vor dem Wind so dicht an ihnen vorbei, als würden sie durch ihr Wohnzimmer segeln. Auf einigen Segelbooten flatterten Piratenflaggen, und überall flogen Möwen aufgeregter herum. Habt ihr euch den Eismann mal genau angesehen? fragte seine Mutter die beiden anderen Frauen. Die beiden nickten. Ich finde, er sieht aus wie Joseph Goebbels, nur dass er keinen Klumpfuß hat, sagte seine Mutter. Die beiden schauten sich um, dann grinsten sie. Die Ähnlichkeit ist da, flüsterte Frau Heilhoff. Und seine Mutter fuhr fort: Kennt ihr schon den neuesten Goebbels-Witz? Sie rückten etwas näher zusammen, und seine Mutter sagte leise: Also, Jupp Goebbels hält eine Rede auf einer Parteiversammlung und sagt: Das deutsche Volk ist wie der deutsche Adler, der Kopf ist unser Führer, der rechte Flügel die SS, der linke Flügel die SA ... Da steht hinten im Saal ein Arbeiter auf und schreit: Und das Arschloch, das bist du. Die drei Frauen hielten die Hand vor den Mund und kicherten eine ganze Weile. Dann flüsterte Bäckerchens Mutter: Mensch, Elfi, sei vorsichtig, um uns herum sitzen vielleicht Parteigenossen. Zu den Kindern gewandt, sagte sie leise: Was ihr eben gehört habt, dass ihr mir ja nichts davon in der Schule oder euren Freunden auf der Strasse erzählt, hört ihr? Wir kommen sonst in Teufels Küche.

Aber das wussten sie schon, dass sie über solche Sachen nichts weiter erzählen durften. Auch Maren wusste das. Über solche Witze, die ihre Eltern erzählten, hatten sie schon oft geschwiegen. Da fiel ihm ein, dass sein Opa vor Kurzem erzählt hatte: Der Führer hätte eine blonde Seele, immer etwas Hirse in der Hose, und es wäre ihm keiner gewachsen. Er hatte den Witz nicht verstanden, seine Oma auch nicht. Seine Oma hatte nachgefragt, woher sein Opa denn wüsste, dass dem Führer keiner gewachsen wäre. Sein Opa hatte geantwortet: Weil er seine Hände immer schützend vor seinem Schniedelwutz übereinan-

derhält, wenn er eine Rede hält. Und da hatte seine Oma verstanden und gelacht. Ja, so war das damals.

Jedenfalls war der Elbestrand von Neumühlen und Ovelgönne überfüllt mit jungen Müttern und Kindern ohne Väter. Die waren im Krieg oder gefallen. Plötzlich entdeckten sie, dass nur wenige Meter von ihnen entfernt Horst Schönborn und Hans Schwarte aus der Oeverseebande mit ihren Müttern am Strand lagen. Schönborn trug einen weissen Verband um den Kopf. Er tat so, als würde er sie nicht sehen. Aber Frau Schönborn winkte zu seiner Mutter herüber. Die beiden kannten sich, sie waren zusammen in die Schule gegangen. Seine Mutter winkte zurück. Frau Bahmling sah das und sagte: Die Schönborns sind doch Halbjuden, oder? Seine Mutter zuckte mit den Schultern. Weiss ich nicht, Elsa. Dann stand seine Mutter auf und sagte: Jetzt geht ihr drei mit mir zu ihnen, und ihr Bengels schliesst Frieden. Sie gehorchten. Sie gingen zu den Schönborns und Schwartes rüber. Frau Schönborn stand auf und gab seiner Mutter die Hand. Gut, dich mal wieder zu sehen, sagte sie. Was haben die Jungs bloss wieder angerichtet, Inge? sagte seine Mutter. Frau Schönborn antwortete: Das kannst du wohl sagen, Elfi, diesmal haben unsere einen Arschvoll gekriegt, und wie. Abu lag bis gestern im Allee-Krankenhaus, die haben sein Ohr wieder angeflickt. Seine Mutter schüttelte den Kopf. Was soll aus diesen Briten bloss werden? Ich weiss es auch nicht, antwortete Horst Schönborns Mutter, sie wachsen eben ohne Väter auf. Seine Mutter schaute auf Hans Schwarte und Horst Schönborn, dann schaute sie auf Bäckerchen, Uwe Heilhoff und ihren eigenen Sohn. Sie seufzte. Nun gebt euch die Hände, befahl sie, vertragt euch wieder, macht Frieden. Wer weiss, wie lange ihr noch zusammenspielen könnt. Horst Schönborn und Hans Schwarte standen auf. Schönborn rückte seinen weissen Kopfverband zurecht. Sie gaben ihnen die Hände, und sie sagten alle drei: Frieden? Und Hans Schwarte und Horst Schönborn antworteten:

Frieden. Seine Mutter verabschiedete sich von Frau Schönborn und Frau Schwarte.

Sie gingen wieder an ihren Platz zurück, setzten sich auf die Wolldecken, und seine Mutter sagte: Ich mache euch drei dafür verantwortlich, dass es keine Kloppe, keine Gewalt mehr zwischen Schlageterstrasse und Oeverseestrasse gibt. Ist das klar? Sie nickten. Nach einer Weile gingen sie wieder ins Wasser. Diesmal gehorchten sie und schwammen nicht so weit raus. Sie blieben zusammen in einer Gruppe. Sie fanden grossen Spass daran, ihre Mütter mit Wasser zu bespritzen. Und sie tauchten lange und taten so, als wären sie untergegangen. Sie kamen ganz spät wieder hoch und schauten in die ängstlichen Gesichter ihrer Mütter und lachten sich einen.

Dann schwammen sie auf Maren Heilhoff zu, die im vorigen Jahr Schwimmen gelernt hatte. Kurz vor ihr tauchten sie ab, schwammen unter Wasser auf sie zu, kniffen ihr in die Beine, kamen in ihrem Rücken wieder an die Oberfläche, und Uwe Heilhoff zog seiner Schwester an den Zöpfen. Sie drehte sich um, blickte sie wütend an und schrie: Ihr Arschlöcher. Dann umzingelten sie sie und bespritzten sie mit Wasser. Frau Heilhoff kam ihrer Tochter zu Hilfe und sagte: Mein armes Kind, was machen sie bloss mit dir, zieht ab ihr frechen Bengels. Auf dem Rücken schwimmend, zogen sie ab, stiessen ein Siegesgeheul aus und riefen spöttisch: Mein armes Kind, was machen sie bloss mit dir.

Später, als sie aus dem Wasser stiegen, fragte Bäckerchen seine Mutter: Gibt es heute überhaupt nichts zu futtern, Mama? Verdient habt ihr es ja nicht, antwortete Frau Bahmling. Aber wir werden es uns mal überlegen. Sie kannten ihre Mütter. Sie setzten sich artig neben die Decken auf den Elbesand und liessen sich trocknen. Nächste Woche spielt Altona 93 gegen Victoria auf der Höhenluft, sagte er, da können wir mit unseren Rädern hinfahren. Bäckerchen war einverstanden. Gut, dann sagen wir Sterni und Fingerdoof noch Bescheid, meinte Uwe Heilhoff. Die können sich hinten bei uns auf die Gepäckträger

setzen. Nur wenn es keinen Fliegeralarm gibt, fuhr seine Mutter dazwischen. Dann gab es Essen. Es gab warmen Kartoffelsalat mit Speckstippe und Frikadellen. Sie hatten einen Mordskohldampf und putzten ihre Teller in null Komma nix leer. Es schmeckt prima, Mama, sagte er. Und er konnte sehen, wie seine Mutter sich freute. Sie hielten ihren Müttern die leeren Teller hin und bekamen einen Nachschlag und jeder noch eine halbe Frikadelle. Fresser, sagte Maren Heilhoff – sie hatte keine halbe Frikadelle mehr bekommen – und guckte sie verächtlich an, nichts als grossmäulige Fresser. Aber sie hörten das nicht, sie waren zu sehr mit ihrem Essen beschäftigt. Ihre Mütter schauten sich gegenseitig an und lachten in sich hinein.

Etwas später, ihre Mütter hatten Teller und Bestecke wieder in den Einholtaschen verstaut – vom Kartoffelsalat und den Frikadellen war nichts mehr übriggeblieben –, schaute sich Frau Bahmling ein paarmal demonstrativ um. Dann holte sie ein Päckchen aus ihrer Tasche heraus und sagte: Seht euch mal um, hier rauchen viele Frauen. Die drei Frauen schauten sich um, und Uwe Heilhoffs Mutter sagte: Tatsächlich, die schmöken hier. Bäckerchens Mutter nahm drei Zigaretten aus dem Päckchen. Ich habe für jede von uns eine Juno mitgebracht, sagte sie stolz, reichte sie herum, zerknüllte das leere Päckchen, warf es in ihre Einkaufstasche zurück und fingerte eine Schachtel Streichhölzer daraus hervor. Die Frauen steckten sich die Zigaretten in den Mund, und Bäckerchens Mutter gab jeder Feuer, zuletzt sich selbst. Dann pafften sie alle drei Rauch in die Luft und schauten dem Rauch nach. Und es kam ihm vor, als fühlten sich ihre Mütter grossartig.

Nun schenk schon 'nen Kleinen ein, Elfi, sagte Frau Bahmling. Seine Mutter holte drei Schnapsgläser und eine kleine Flasche Korn aus ihrer Tasche, den sie auch zu Hause trank, wenn sie lange nichts von der Front gehört hatte oder wenn er wieder etwas ausgefressen hatte. Echter Oldesloer, sagte sie und füllte die drei Schnapsgläser voll. Die drei Frauen tranken den Schnaps mit einem Schluck aus, leckten

sich die Lippen und sagten: Aah. Frau Bahmling schnalzte mit der Zunge und sagte: Kinder, genießt den Krieg, der Frieden wird schrecklich. Hör auf mit solchem Blödsinn, Elsa, fuhr seine Mutter dazwischen. Noch einen, Elfi, bat Uwe Heilhoffs Mutter, auf einem Bein können wir nicht stehen. Sie hielt ihr leeres Glas ausgestreckt. Seine Mutter füllte wieder die Gläser. Wenn doch bloss mein Gerhart noch da wäre und miterleben könnte, dass es uns so gut geht, sagte Frau Heilhoff, nun liegt er in der kalten Erde bei Kalinin. Sie weinte kaum merklich in sich hinein. Seine und Bäckerchens Mutter nahmen Frau Heilhoff in die Arme und streichelten sie. Auch Maren Heilhoff strich ihrer Mutter übers Haar. Die drei Mütter tranken ihren zweiten Schnaps in einem Zug aus. Kriegen wir nichts zu trinken? rief Bäckerchen dazwischen. Sie schauten ihre Mütter fragend und fordernd an. Nanu, haben wir euch Plagen vergessen? antwortete seine Mutter und schaute in die Runde. Aber sie wussten, dass sie Spass machte. Das Spielchen kannten sie schon. Sie kriegten jeder ein grosses Glas voll mit ihrer geliebten sprudelnden Fassbrause. Auch Maren bekam ein Glas Brause. Sie fühlten sich richtig wohl, als sie so auf dem warmen Elbesand sassen, genüsslich ihre Brause schlürften und die Kohlen-säure in ihre Nasen stieg und prickelte.

Dann fingen ihre Mütter plötzlich an zu singen. Zuerst sangen sie auf platt. Und Uwe, Bäckerchen und er sangen mit:

Ik heb mol 'nen Hamburger Fährmaster sehn, tomerhode, tomerhode,

de Masten so schep as de Schipper sin Been, tomerhode, hode, ho.

Am Ende des Liedes sangen sie alle, auch die Nachbarn, den englischen Refrain mit:

Blow boys blow
for Californeio,

there's plenty of gold
so I am told
on the banks of Sacramento.

Alle Hamburger kannten diesen englischen Text. Sein Grossvater in der Billrothstrasse hatte ihm erzählt, dass englische Seeleute diesen Refrain während der kalifornischen Goldgräberzeit in den 1850er und 60er Jahren nach Hamburg gebracht hätten. Von da an hätte man diesen Text zuerst in Hafenkneipen gesungen, und nun konnte ihn jedes Hamburger Schulkind. Hamburg hat schon immer ein gutes Verhältnis zu England gehabt, hatte sein Grossvater noch gesagt. Darauf sangen sie:

An 'ne Eck steit 'n Jung mit 'n Tüdelband, in 'ne anner Hand 'n Boderbrot mit Kees, wenn he blos nich mit de Been in 'n Tüdel kümmt, un dor ligt he ok all long op de Nees ...

Dieses Lied hatten sie alle in der Schule gelernt, schon der ersten Klasse. Das ist kein plattdeutsches Lied, hatte sein Opa gesagt, das ist missingsch. Lind seine Mutter hatte behauptet, das wäre das schönste Jungenlied unserer Stadt Hamburg. Bevor der Refrain kam, rief Bäckerchens Mutter: Und alle. Und sie sangen alle mit:

Ja,ja,ja,
klaun, klaun, Äppel wullt wi klaun
ruck, zuck öber'n Zaun.

Ein jeder aber kann das nicht, denn er muss aus Hamburg sein.

Die Leute um sie herum waren auf sie aufmerksam geworden, und viele hatten angefangen mitzusingen. Als seine Mutter das hochdeutsche Lied «Auf der Reeper bahn nachts um halb eins» anstimmte, fielen noch mehr mit ein. Nach diesem Lied fing nicht weit von ihnen entfernt eine Frau laut zu singen an: «Es geht alles vorüber, es geht al-

les vorbei.» Und es schien, als würde der ganze Elbestrand mitsingen: «Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei.» Viele Frauen standen plötzlich auf und sangen aus vollem Herzen: «Auf jeden September folgt wieder ein Mai.» Frau Heilhoff und seine Mutter sangen: «Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, erst geht der Führer und dann die Partei.» Als das Lied zu Ende war, weinten einige, andere umarmten sich. Frauen, die sich nie gesehen hatten, prosteten einander zu. Und hier und da hörte man sie beim Zuprosten sagen: Auf das Leben. Danach war es für eine Weile ganz still am Elbestrand. Sie mochten ihre Mütter gar nicht anschauen. Es lag etwas Feierliches, etwas für sie nicht Verständliches in den Gesichtern. Jedenfalls empfanden sie, dass sie sie nicht stören durften.

Sie sprangen wieder ins Wasser. Diesmal allein, ohne ihre Mütter und Maren. Sie schwammen nicht zu weit raus. Sie schwammen ganz ruhig in der Elbe, da, wo es keine Strudel gab, und sie winkten ihren Müttern, und die winkten zurück, und sie fühlten sich gut dabei. Keiner von ihnen sagte beim Schwimmen ein Wort. Als sie später aus dem Wasser stiegen, hörte er Uwe Heilhoffs Mutter sagen: Die glauben noch, sie leben ewig. Für sie gibt es noch keinen Tod. Bäckerchens Mutter antwortete: Das ist auch gut so, Gesche, lass sie man, du weisst doch, sie müssen sich früh genug ändern. Seine Mutter verteilte den Rest Korn auf die drei Schnapsgläser, und die drei Frauen prosteten sich noch einmal zu und kippten den Schnaps in einem Zug runter. Man kann sich kaum vorstellen, dass Krieg ist, sagte seine Mutter dann. Es ist wie die Ruhe vor dem Sturm. Schaut euch die Leute an, die feiern hier am Elbestrand ein Fest, als hätte es nie Fliegeralarm und englische Bomben auf Hamburg gegeben. Die drei Frauen nickten.

Und er dachte, dass sie immer und ewig über den Krieg, über Fliegeralarm und englische Bomben reden müssten. Dabei hatte der alte Soldat ihnen in der Schule doch versprochen, es würde nichts passieren in Hamburg. Die 8.8-Flak mit dem neuen Würzburg-Radarsystem

und den riesigen Suchscheinwerfern würde die englischen Bomber einfach orten, abfangen und punktgenau vom Himmel runterschiessen, vor allem in der Nacht. Das hatte er seiner Mutter doch erzählt. Deshalb konnten sie doch alle beruhigt sein. Der alte Soldat, der verstand etwas von Waffensystemen, auf den konnte man sich verlassen.

Später, auf der Heimfahrt im Bus, lud Frau Heilhoff die beiden anderen Frauen noch auf ein Likörchen und ein Schwätzchen zu sich ein. Die beiden sagten zu. Sie waren müde vom Schwimmen und dösten im Bus vor sich hin. Als der Bus über den Hermann-Göring-Platz fuhr, waren sie eingeschlafen, auch Maren schlief fest. Da sahen sie euch an, sagte Frau Bahmling, als könnten sie keiner Fliege etwas zuleide tun. Draussen war es schummrig geworden. Als sie mit dem 103er Bus zu Hause anlangten – der Bus hielt fast vor ihrer Haustür – und ihre Sachen nach oben in den 4. Stock schleppten, sagte seine Mutter im Treppenhaus: Frau Bahmling und ich gehen noch einmal für eine Stunde zu Frau Heilhoff. Mach keinen Unsinn. Du bist ein grosser Junge. Ich kann mich doch auf dich verlassen, oder? Das kannst du, Mama, du brauchst dir keine Sorgen zu machen, antwortete er. In ihrer Wohnung stellten sie die Taschen auf einen Küchenstuhl. Seine Mutter holte ihren Badeanzug und seine Badehose und die Handtücher aus den Taschen und hängte sie draussen auf dem Balkon zum Trocknen auf. Es war jetzt schon fast dunkel. Aber es war noch immer warm. Dann nahm sie Topf, Teller, Gläser und Bestecke aus ihrer Einholtasche und stellte sie in die Spüle. Ich wasche morgen ab, sagte sie. Nun geh man ins Bett und lies noch in deinem Sigismund Rüstig. Dann wirst du gut schlafen können. Morgen früh bekommst du ein gekochtes Ei. Sie strich über sein Haar und gab ihm einen Kuss auf die Wange. Zieh nur die Jacke und die Schuhe aus, und leg dich mit dem Zeug ins Bett, vielleicht gibt's heute Nacht Fliegeralarm und wir müssen in den Keller runter. Dann bis nachher, sagte sie, du weisst ja, ich bin bei Uwes Mut-

ter. Bis später, Mama, mach dir keine Sorgen. Seine Mutter verliess die Wohnung.

Er zog Jacke und Schuhe aus, hängte die Jacke ordentlich über einen Küchenstuhl, wie seine Mutter es ihm gezeigt hatte, ging noch einmal pinkeln und legte sich dann angezogen mit seinem Sigismund-Rüstig-Buch ins Bett. Er las gerade die Stelle, wo Sigismund Rüstig mit den Jungen, die sich ihm angeschlossen hatten, die vordere Seite des Forts gegen die anstürmenden Wilden verteidigte. Die Jungen kämpften heldenhaft mit Gewehren, Messern und Degen wie erwachsene Männer. Sie hielten die Stellung und warfen die Wilden zurück. Und er dachte, am 5. August würde er 10 Jahre alt werden, dann könnte er endlich der HJ beitreten. Diesen Tag sehnte er herbei. Sie würden im Wald marschieren und Waffen tragen dürfen, wie die Jungen bei Sigismund Rüstig. Und er könnte manchmal wie Sterni in HJ-Uniform in die Schule gehen. Ja, diesen Tag wünschte er herbei. Bevor er einschlief, dachte er noch, was für ein wunderbarer Tag es heute gewesen sei und dass es immer so sein müsste.

ZWEITER TEIL

Der Angriff

Der Feuersturm

In dieser Nacht, der Nacht vom 24. auf den 25. Juli 1943, genau um 0.33 Uhr, heulten in ganz Hamburg die Sirenen. Er wachte sofort auf. Er hatte kaum drei Stunden geschlafen. Es war ja nicht das erste Mal, dass die Sirenen nachts heulten. Aber dieses Mal, so kam es ihm vor, heulten sie ganz besonders schrill. Es lag etwas Wehklagendes im Geheule, so als ob Tausende von Menschen laut weinten. Er kriegte es mit der Angst zu tun. Er sprang aus dem Bett. Fliegeralarm, Fliegeralarm, schrie er. Seine Mutter stürzte in die Küche und drehte den Volksempfänger auf volle Lautstärke. Feindliche Bombergeschwader im Anflug auf Hamburg, erscholl es aus dem Volksempfänger. Es war die Stimme Onkel Baldrians, die aus dem Radio sprach. So nannten die Hamburger damals den Staatssekretär im Gauleiteramt, Georg Ahrens, der aus dem Reichssender Hamburg die Hamburger auf Bombenangriffe vorbereitete, ihnen Trost zusprach und später auch die Entwarnung durchgab. Alle Hamburger werden aufgefordert, sofort die Luftschutzkeller oder die nächstliegenden Bunker aufzusuchen, sagte Onkel Baldrian. Und dann fügte er in seinem typisch beruhigenden, wohlthuenden, mitfühlenden Ton hinzu, wofür ihn die Hamburger so sehr liebten und weshalb sie ihn Onkel Baldrian nannten: Meine lieben Hamburger, es handelt sich diesmal um eine bedeutend grössere Anzahl Bomber, die auf unser Hamburg zufliegen, als im Juli letzten Jahres. Ihr müsst euch deshalb auf einen längeren Aufenthalt in den Kellern und Bunkern einrichten, nehmt genügend Nahrungsmittel,

Wasser, Wolldecken, Kerzen und Taschenlampen mit. Wir werden alles tun, was in unserer Macht liegt, um die Notlage zu lindern. Wie immer werden wir unser Schicksal gemeinsam meistern. Dann schaltete sich der Reichssender Hamburg aus.

Zieh die Jacke und die Schuhe von gestern an, nimm eine Wolldecke und eine Taschenlampe aus der Kammer, los, los, steh nicht so rum, rief seine Mutter. Sie zog sich blitzschnell an, er konnte kaum folgen. Sie hängte sich einen Mantel über, rannte in die Küche zurück, schnitt Brot ab, wickelte Wurst und Käse in Pergamentpapier, goss zwei Thermosflaschen voll mit Wasser, holte Papiere und Geld aus dem Küchenschrank und tat alles in die grosse Einkaufstasche, mit der sie gestern noch an der Elbe gewesen waren. Bist du fertig? rief sie. Wir müssen runter. Nur noch das Gesicht waschen, rief er aus dem Badezimmer zurück. Wir haben keine Zeit mehr für so was, komm jetzt. So schnell sind die nicht hier, dachte er. Seine Mutter stand schon mit der Einkaufstasche an der Wohnungstür. Er schnappte sich die Wolldecke und die Taschenlampe, lief zur Wohnungstür, warf sie hinter sich zu, und dann rannten sie die Treppen vom vierten Stock in den Keller runter, seine Mutter vorneweg. Panische Angst stand in ihrem Gesicht geschrieben. Und er dachte, sie wäre übergeschnappt. Im zweiten Stock überholten sie die Rahmanns und die Henkels. Da fiel ihm ein, dass sie in der Wohnung die Gasmasken vergessen hatten.

Die beiden Ehepaare waren schon älter und konnten nicht so schnell laufen. Der alte Rahmann war bereits pensioniert. Langsam, langsam, sagte er, als sie an ihnen vorbeiliefen, ihr habt doch gehört, was Onkel Baldrian gesagt hat, es wird alles gutgehen. Es wird diesmal nur etwas länger dauern.

Als sie im weissgetünchten Luftschutzkeller der Schlageterstrasse Nr. 30 ankamen, stand SA-Mann und Blockwart Böhme mit einer Liste an der Tür und trug ihre Namen ein. Heil Hitler, sagte Böhme, jetzt fehlen nur noch die Rahmanns und die Henkels, dann sind wir vollzäh-

lig. Heil Hitler, antwortete seine Mutter und knuffte ihn in die Seite, und er sagte auch: Heil Hitler. Böhme stand vor ihnen, kerzengerade, in seiner braunen SA-Uniform mit der roten Hakenkreuzbinde am rechten Arm und mit seiner Namensliste. Böhme schaute um sich und erkannte, dass Frau Meier mit ihrer kleinen Tochter, Frau Detlefsen und ihr alter Vater, der Apotheker Killewinski mit seiner Frau, Frau Willokat mit ihrem vierjährigen Sohn, der pensionierte Lokomotivführer Willi Stark mit seiner Frau, der alte Postler Jansen und seine Frau und die Golombeks schon auf den Bänken sassen. Böhmes eigene Frau sass verängstigt und wie immer ohne einen Pieps zu sagen an der gegenüberliegenden Wand des Kellers.

Kurz darauf humpelten die Rahmanns und die Henkels in den Keller. Heil Hitler, sagten die vier alten Leute wie aus einem Munde, als sie den Raum betraten. Heil Hitler, antwortete Böhme, jetzt sind wir alle da. Er trug ihre Namen ein und legte die Namensliste auf den Tisch, der zwischen den beiden Bankreihen stand. Böhme war zufrieden. Sie konnten sogar ein kleines Lächeln in seinem Gesicht erkennen. Wieso sind wir alle da? dachte er. Die Frankens sind noch nicht hier, die müssen noch immer oben im dritten Stock sein. Aber das war ihm schon ein paarmal aufgefallen, als sie während der Bombenangriffe unten im Keller gesessen hatten. Besonders im Juli 1942 hatte er das bemerkt, weil sie da so lange im Keller verweilen mussten und die Motorengeräusche der englischen Bomber einfach nicht verschwinden wollten. Die Frankens waren damals nicht im Keller gewesen. Das kam ihm komisch vor. Er hatte Frau Franken vorher am Tag auf der Strasse gesehen. Er hatte sie begrüsst, und sie hatte wie immer freundlich zurückgegrüsst. Sie waren also dagewesen. Dieser Gedanke ging ihm nicht aus dem Kopf. Er setzte sich mit seiner Mutter ganz hinten in die rechte Ecke des Raumes, das war ihr vom Blockwart Böhme zugewiesener Platz. Seine Mutter schob die Einkaufstasche unter die Bank. Und dann fragte er sie: Mama, warum sind die Fran-

kens nicht hier unten wie wir? Weil Herr Franken Jude ist. Und seine Frau? Sie ist Christin wie wir. Sie darf hier runterkommen, aber sie will es nicht. Was ist mit den Juden, Mama? Ich weiss es nicht, flüsterete seine Mutter, sei still, das ist hier nicht der Platz, um darüber zu sprechen.

Dann schaltete sich der Reichssender Hamburg wieder ein. Der Volksempfänger stand mitten auf dem Tisch. Meldung des Reichssenders Hamburg, hiess es, Meldung des Reichssenders Hamburg. Die Kellerinsassen beugten sich weit zum Tisch vor, als müssten sie alles, Buchstabe für Buchstabe, mitkriegen. Es war nicht Onkel Baldrians Stimme. Es war eine fremde, grobe, harsche Stimme, die warnte: Es ist 0:51 Uhr, feindliche Flugzeuge nähern sich dem Raum Hensmoor-Heide. In wenigen Minuten fallen die ersten Bomben auf Hamburg. Dann war wieder Funkstille. Unsere Flak wird es schon richten, darauf können wir uns verlassen, erklärte Böhme, wir müssen nur Ruhe bewahren. Kurz darauf meldete sich die fremde Stimme noch einmal aus dem Volksempfänger: Es ist 0:53 Uhr, die ersten feindlichen Flugzeuge fliegen über den Stadtteil Altona. Verbleiben Sie in den Luftschutzkellern und Bunkern. Sekunden später hörten sie im Keller die Motorengeräusche der englischen Bomber. Der Reichssender schaltete sich aus. Die ersten Bomben fielen. Sie konnten das Krachen und Rumsen deutlich hören und dazwischen das Ballern der 8.8-Flak. Seine Mutter hatte den rechten Arm um ihn gelegt und zog ihn zu sich. Er merkte, dass sie zitterte. Es wird schon alles gutgehen, Mama, sagte er und streichelte ihre Hand. Dann krachte es ganz nahe bei ihnen. Das muss auf der gegenüberliegenden Strassenseite gewesen sein, vielleicht Hansels und Holles Haus? dachte er. Die Motorengeräusche in der Luft wurden immer stärker. Sie schwollen zu einem Brausen, zu einem nicht enden wollenden Brummen und dumpfen Donnerrollen an. Sie schienen direkt über ihnen zu hängen, so als würden sich über ihrem Haus Nummer 30 alle feindlichen Bomber zu einem grossen,

letzten, alles vernichtenden Abwurf versammeln. Jedenfalls schien ihm das so, und er kriegte es mit der Angst zu tun.

Wieder und wieder rumste und zischte es. Ein Höllenlärm schwebte über ihrem Haus. Es wurde heiss im Keller. Das Haus schien zu wanken. Im Keller fiel der Putz von der Decke und den Wänden. Das Licht flackerte. Es stank nach Säure und verbranntem Zeug. Das sind Phosphorbrandbomben, sagte der Apotheker Killewinski. Die Golombeks schrien: Helft uns, helft uns. Das Licht im Keller ging aus, dann ging es wieder an. Die Tommys wollen uns diesmal austradieren, rief eine Stimme vorn im Kellerraum. Halten Sie Ihren Mund, Jansen, schrie Blockwart Böhme dazwischen, das ist defätistisch, das lasse ich nicht zu. Ich werde Meldung über Sie erstatten. Dann polterte und krachte es gegen die Tür. Rauch zog in ihren Raum. Da ist eine Wand eingestürzt und gegen unsere Tür geprallt, sagte der Postler Jansen, jetzt kommen wir hier nicht wieder raus, wir sind verschüttet. Jansen stand auf, rüttelte an der Kellertür, aber sie liess sich nicht öffnen. Die Trümmer blockierten sie von aussen. Auch der Lokführer Willi Stark versuchte die Tür zu öffnen. Er hatte viel mehr Kraft als Jansen. Aber es gelang ihm nicht, und er fluchte: Verdammte Scheisse, jetzt sind wir hier unten eingesperrt. Ruhe, rief Böhme, ich verlange absolute Ruhe. Im Kellerraum fingen sie an zu husten. Die Luft wurde dünner, sie mussten tiefer atmen. Das Licht flackerte und zuckte wieder. Frau Meiers kleine Tochter fing an zu weinen, und die Mutter sumgte das Kinderlied «Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg». Die Ehepaare Rahmann und Henkel hielten sich eng umschlungen. Er konnte deutlich sehen, wie die beiden alten Männer ihre Frauen streichelten und ihnen etwas zuflüsterten. Jetzt ging das Licht wieder aus, ging wieder an, flackerte und zuckte noch ein paarmal und ging dann endgültig aus. Taschenlampen und Kerzen an, befahl Böhme. Drei Taschenlampen hatten sie im Keller, der Postler Jansen, der Lokführer Willi Stark hatten eine und er. Sie knipsten sie sofort an und legten sie auf den Tisch.

Dann zündeten sie vier Kerzen an und befestigten sie mit flüssigem Wachs auf dem Tisch. Zündet nicht alle Kerzen auf einmal an, rief Willi Stark, vielleicht brauchen wir später noch welche. Jetzt folgten mehrere ohrenbetäubende Einschläge. Das Haus wankte, durch den Keller zog ein merkwürdiger säureartiger Geruch, die Kerzen flackerten, gingen aus, die Kellerdecke schien sich zu senken. Es kam ihm so vor, als wären Bomben auf ihr Haus gefallen, durch den Boden und die vier Stockwerke durchgeschlagen und auf ihre Kellerdecke geplumpst. Das sind Sprengbomben, sagte der Apotheker Killewinski, die krachen durch alle Decken durch.

Es geht alles so schnell, so rasend schnell, dachte er. Sie zündeten die Kerzen wieder an, und er schmiegte sich an seine Mutter und sagte: Wir müssen hier raus, Mama, es ist zu gefährlich hier unten. Später, wenn die Bomben nicht mehr fallen, wenn die Tommys eine Pause machen, antwortete sie und zog ihn an sich. Dann krachte es wieder über ihnen im Haus. Der Säure- und Brandgeruch drang mehr und mehr zu ihnen in den Keller. Das ist Phosphor, sagte Killewinski und schnupperte mit der Nase. Sie fingen wieder zu husten an. Die beiden alten Ehepaare atmeten schwer. Die Kerzen flackerten wieder. Das Tausendjährige Reich wird verkürzt, sagte eine männliche Stimme. Es war der alte Henkel. Wer war das? schrie Böhme vorne an der Kellertür. Keiner antwortete. Keiner denunzierte. Jetzt wurde es noch heisser im Keller, so heiss, dass sie anfangen, sich auszuziehen, und dennoch schwitzten. Er hatte sein Hemd ausgezogen und sass mit nacktem Oberkörper da. Ein nicht enden wollendes, unheimliches Heulen drang von aussen in den Keller, wie er es noch nie in seinem Leben gehört hatte. Er kriegte es wieder mit der Angst zu tun. Der Lokführer Willi Stark ging durch den Kellerraum und sah nach, ob es Feuerlöschgeräte, Sandsäcke und genügend Wasser in den bereitstehenden Eimern gab. Er stellte fest, dass zwei rote Feuerlöcher vorn an der Wand hingen und die Sandsäcke unter den Bänken lagen. Kein Wasser in

den Eimern, sagte er leise und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wieder rumste es auf ihre Kellerdecke. Glatter Durchschlag, bemerkte der Apotheker Killewinski. Frau Willokat fing mit ihrem vierjährigen Sohn zu beten an, indem sie die Hände des Kleinen gefaltet hielt: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name, dein Reich komme ... Frau Detlefsen und ihr alter Vater hielten Kreuze vor sich und beteten: Maria, du Gebenedeite, hilf uns in der Not, erlöse uns von dem Übel, Heilige Jungfrau Maria, bitt für uns ... Nun werden sie wieder zu Christen, sagte seine Mutter leise zu ihm. Böhme polterte dazwischen: Hören Sie schon auf mit dem Gewäsch, haben Sie lieber Vertrauen zu unserem Führer. Da platzte seiner Mutter der Kragen, und sie schrie Böhme an: Halten Sie den Mund, und lassen Sie die Leute in Frieden beten! Haben Sie überhaupt keine Achtung mehr vor den Menschen? Böhme antwortete nicht. Er schrieb etwas in seine Namensliste. Er sah, wie die meisten Kellerinsassen zu dem, was seine Mutter gerade gesagt hatte, zaghafte nickten. Er schaute seine Mutter von der Seite an. Sie war sehr erregt.

Dann schienen sich draussen die Motorengeräusche, das Donnern, das Rumsen der Bomben zu entfernen. Die Tommys machen da oben eine Feuerpause, um sich für den zweiten Schlag zu sammeln, sagte der Apotheker Killewinski. Nein, behauptete Frau Willokat, der Herr hat unsere Gebete erhört. Wir müssen sofort die Wand zum nächsten Kellerraum durchschlagen, bevor wir hier ersticken, forderte Willi Stark und hielt einen der beiden grossen Vorschlaghämmer in der Hand, die zum Zubehör des Luftschutzkellers gehörten. Böhme nahm den zweiten Vorschlaghammer. Abwechselnd schlugen die beiden Männer gegen die Wand, die sie vom nächsten Luftschutzkeller trennte. Sie hatten beide ihre Hemden und Unterhemden ausgezogen. Ihre Körper waren in Schweiß gebadet. Wie die Berserker schlugen sie gegen die Wand. Sie husteten. Böhme spuckte gegen die Wand. Willi Stark atmete schwer. Es war mehr ein Röcheln. Wir müssen

durchbrechen, sonst sind wir verloren, flüsterte der Lokführer zu Böhme. Die beiden alten Ehepaare hielten sich eng umschlungen. Sie atmeten kaum noch, sprachen nicht mehr miteinander. Das unheimliche Heulen draussen hatte nicht aufgehört. Jetzt gingen die Kerzen wieder aus. Nur die drei Taschenlampen spendeten noch Licht. Das ist Kohlenmonoxyd, erklärte der Apotheker Killewinski, es entsteht, wenn die Luft nicht mehr genügend Sauerstoff hat. Draussen muss ein Feuersturm herrschen, der der Luft den Sauerstoff nimmt. Daran können wir ersticken. Sie schauten Killewinski entsetzt an. Davon hatten sie noch nie gehört. Sie konnten sich das nicht vorstellen. Einige wollten sich die Gasmasken aufsetzen. Das nützt nichts, sagte Killewinski.

Willi Starks Atem rasselte jetzt laut. Böhme stützte sich mit einer Hand an der Wand ab und schnappte nach Luft. Wir müssen weiter, sagte Willi Stark. Und die beiden Männer schlugen mit den Vorschlagshämmern weiter abwechselnd gegen die Trennwand. Er spürte einen noch nie gekannten Druck auf der Brust, so, als läge ein schweres Gewicht darauf. Das Atmen begann ihm Schmerzen zu bereiten. Unwillkürlich fing er an, seine Brust zu massieren. Seine Mutter sah das und sagte: Hör auf zu reiben, spar deine Kräfte. Du musst ganz tief einatmen und die Luft, solange du kannst, in deinen Lungen behalten. Sie machte es ihm vor. Er machte es ihr nach. Er glaubte, zuerst etwas Linderung zu spüren. Aber dann schien es ihm, als würden seine Lungen platzen, und die Schmerzen beim Atmen nahmen zu. Vorne im Kellerraum schrien sie: Hilfe, wir ersticken, so helft uns doch! Darauf folgte Schweigen, dann Wimmern. Dann hörten sie ein Poltern. Wir sind durch, schrie Willi Stark, wir sind durch. Böhme und der alte Lokführer hatten ein Loch in die Trennwand geschlagen, und die Mauersteine waren in den gegenüberliegenden Kellerraum gefallen. Das hatte das Poltern verursacht.

Ein Luftstrom strich von drüben in ihren Kellerraum hinein, er zog über ihre Köpfe hinweg, sie konnten ihn deutlich spüren. Er hob den

Kopf, atmete hastig ein und aus. Die Schmerzen in seinem Brustkorb liessen nach. Er hielt die Luft etwas länger in den Lungen an. Dann blies er sie langsam und befreit aus. Seine Mutter tat das gleiche. Er sah ein Lächeln auf Willi Starks Gesicht. Willi Stark atmete tief und lange ein und aus. Dann vergrösserte er mit seinen Hammerschlägen das rettende Loch. Er mochte Willi Stark, diesen Riesenkerl. Der redete nicht viel, der war ein Tatmensch, und er war immer freundlich zu ihm gewesen. Die beiden alten Ehepaare richteten sich auf, schnuperten den Luftstrom, sogten ihn in sich auf, pusteten ihn wieder aus sich heraus. Das Leben ist zurückgekehrt, Marta, sagte der alte Henkel zu seiner Frau, die zu weinen anfang. Die Alten sassen jetzt aufrecht und nicht mehr zusammengekauert auf der Bank. Wir haben es geschafft, sagte der alte Rahmann und streichelte seine Frau. Dann zündeten sie die Kerzen wieder an, sie flackerten zuerst noch. Aber nach einer Weile brannten sie normal weiter.

Das Loch in der Wand war jetzt gross genug, um in den gegenüberliegenden Luftschutzkeller hinüberzutreten. Drüben hatten sie die durchgefallenen Mauersteine weggeräumt. Die da drüben hatten Böhme und Willi Stark ein paarmal angefeuert, hatten gerufen: Ihr schafft es, macht weiter, ihr seid gleich durch. Die da drüben freuten sich über ihren Durchbruch. Die da drüben haben aus mir nicht erklärlichen Gründen noch genügend Sauerstoff, sagte Killewinski und schüttelte seinen Kopf. Aber dann hatte Killewinski doch noch eine Erklärung parat. Ich denke, der Kellerraum drüben ist viel grösser als unserer, sagte er, und es atmen nicht so viele Leute dort wie bei uns, deshalb haben sie noch genug Sauerstoff. Drüben sassen die alten Harms, die Behrmanns, die Ehrlichs, die Tiedemanns, der alte SA-Mann Bindner. Ausser den alten Harms-Eheleuten und Bindner waren es nur Frauen mit ihren Kindern. Willi Stark und Böhme waren die ersten, die durch das Loch stiegen, drüben die Kellertür aufstiessen, mit einer Taschenlampe durch den Vorkeller leuchteten und sich zu ihrer mit Trümmer-

haufen zugeschütteten Eingangstür vorarbeiteten. Darauf folgten der Postler Jansen mit seiner Frau und die Killewinskis. Er zog seine widerstrebende Mutter durch das Kellerloch in den anderen Raum und in den Vorkeller. Angst war in ihrem Gesicht zu lesen. Die Bomber kommen zurück, sagte sie, wir sollten im Keller bleiben. Lass uns sehen, was mit unserer Wohnung passiert ist, sagte er. Dann folgten ihnen alle anderen aus den Kellerräumen. Zuletzt kamen die alten Rahmanns und Henkels heraus. Alle wollten nach oben in ihre Wohnungen, wollten sehen, was noch zu retten war. Vielleicht können wir gar nicht mehr rauf, wimmerte die alte Henkel. Willi Stark, Böhme, Jansen und der alte Harms schaufelten den Vorkeller und die Stufen zum Treppenhaus frei. Das unheimliche Heulen, das er vorhin gehört hatte, wurde jetzt noch viel stärker. Draussen muss ein Orkan herrschen, sagte Willi Stark. Das ist der Feuersturm, erklärte Killewinski. Selbst durch das Treppenhaus fegte ein Sturm.

Sie kamen oben im Treppenhaus an und wurden an die Wand gedrückt. Als Willi Stark und Böhme mit vereinter Kraftanstrengung die Treppenhaustür aufrissen, wurden sie alle von einer Druckwelle an das Treppenhausgeländer zurückgeschleudert und purzelten durcheinander. Die alten Leute verletzten sich dabei und schrien. Willi Stark und Böhme krochen an der Treppenhauswand entlang nach vorn und schlossen die Haustür wieder.

Er hatte sich am Kopf verletzt, war mit dem Hinterkopf gegen eine Treppenstufe geknallt. Als er seinen Hinterkopf berührte, hatte er Blut an seiner Hand. Er schaute sich um und sah, wie seine Mutter sich aus einem Knäuel von Leibern rauswühlte. Sie stand auf und kletterte die Treppenhausstufen rauf. Er war erstaunt. Sie hatte doch eben noch Angst gehabt. Aber jetzt schien sie fest entschlossen zu sein, nach oben in den 4. Stock, in ihre Wohnung, zu gehen. Als er ihr folgte, drehte sie sich um und sagte wütend: Du bleibst hier unten. Aber er gehorchte nicht. Er sagte einfach: Nein.

Gemeinsam krochen sie auf den Stufen zum ersten Stockwerk hoch. Das Treppenhaus schien intakt zu sein, das Geländer schwankte an einigen Stellen, und es stank nach Säure und verbrannten Klamotten. Auf der rechten Seite lag die Wohnungstür zersplittert im Treppenhaus, Rauch waberte aus der Wohnung. Er schaute kurz hinein und sah, dass die Decke des Wohnzimmers auf den Fussboden heruntergestürzt war. Möbel lagen zuhauf zertrümmert darunter und darüber. Im hinteren Zimmer, dem Schlafzimmer, brannte es lichterloh. Das ist die Wohnung der Böhmes, sagte seine Mutter. Sie krochen weiter. Vom zweiten Stockwerk bis rauf zum Boden, stellte er fest, gab es auf der rechten Wohnungsseite keine Decken und Fussböden mehr, nur noch grosse Löcher, an deren Wänden es kohlte und glimmte. Im zweiten Stock rechts war die Wohnung von Willi Stark und seiner Frau gewesen. Alles war auf den Fussboden des ersten Stocks gestürzt. Die Bomben sind auf der rechten Seite durch den Boden bis runter auf den Fussboden des ersten Stockwerks geschlagen, schoss es durch seinen Kopf. Er konnte es nicht fassen. Wir wohnen oben im vierten Stock auf der linken Seite, dachte er noch, da hörte er, wie die Motorengeräusche, das Brausen und Donnern am Himmel zurückkamen. Die Bomber sind wieder da, rief seine Mutter.

Er vernahm das Ballern der Flak. Ganz in der Nähe rumste es mehrere Male gewaltig. Als sie im dritten Stock ankamen – das Treppengeländer war von da an abgebrochen und heruntergestürzt –, musste er an die Frankens denken, die auf der linken Seite genau unter ihnen wohnten. Er klingelte bei ihnen. Die Klingel ging nicht. Er schlug mit der rechten Faust, so hart er konnte, gegen die Wohnungstür. Nach einer Weile machte Frau Franken auf. Er sah, dass ihr Mann sich hinter ihr versteckt hielt. Mein lieber Junge, was ist denn? fragte Frau Franken. Sie weinte. Sie müssen mit Herrn Franken sofort zu uns in den Keller kommen, antwortete er, die Bomber kommen zurück. Bitte, kommen Sie runter mit uns. Da kam Herr Franken nach vorn, legte ei-

ne Hand auf seine Schulter und sagte: Das werde ich dir nie vergessen, mein Junge. Ich danke dir von Herzen. Wir würden ja gerne mit dir kommen, aber wir dürfen nicht. Deine Mutter wird es dir später erklären. Und jetzt, in Gottes Namen, geht. Wir werden für dich, für deine Mutter und für alle Hausbewohner beten. Wir kennen uns ja alle schon so lange. Seine Mutter nahm ihn an die Hand. Leben Sie wohl, Frau Franken, leben Sie wohl, Herr Franken, sagte sie. Frau Franken machte langsam die Wohnungstür zu.

Er stolperte mit seiner Mutter in den vierten Stock rauf. Er verstand die Welt nicht mehr, als sie auf der linken Seite vor ihrer Wohnungstür standen. Seine Mutter schloss die Tür auf. Eine Druckwelle kam ihnen entgegen, warf sie einfach um. Sie knieten sich auf den Fussboden, schlichen gebeugt durch den Korridor und in die Wohnstube und stellten fest, dass die Fenster ohne Scheiben waren. Die leeren Fensterhöhlen sahen gespenstisch aus. Der grosse Bücher- und Gläserschrank war umgefallen. Zerbrochene Gläser lagen auf dem Fussboden. Papiere flatterten herum. Das Silbergeschirr lag verstreut unter dem alten eichenen Esstisch. Die Stühle waren umgekippt. Die Gardinen hatten Feuer gefangen, wehten durch die leeren Fensterhöhlen. Sie krochen auf die brennenden Gardinen zu, rissen sie aus den Hängern und warfen sie auf die Strasse. Sie verbrannten sich die Hände dabei. Lass uns das Familiensilber einsammeln und in Tücher stecken, rief seine Mutter. Aber er hörte das nicht, er starrte ungläubig nach draussen, durch die leeren Fensterhöhlen hinaus auf die Strasse, auf das gegenüberliegende Haus, in dem Hansel Dübel und Holle Weggerstedt wohnten. Er konnte es nicht glauben, was er sah, aber es war wahr. Draussen war es taghell, und dabei war es Nacht. Es ist doch jetzt nach Mitternacht, dachte er, es müsste doch stockdunkel sein.

Er kroch wieder ans Fenster, schaute auf das gegenüberliegende Etagenhaus, schaute auf die Strasse, schaute in den Himmel. Und dann bemerkte er sie, ganz klar, ganz eindeutig, ganz dicht, sie waren silbergrau und hellgrün und hatten grosse rotierende Propeller. Sie flo-

gen sehr tief, er glaubte, die Besatzungen in den gläsernen Pilotenkanzeln sehen zu können. Aus ihren Bäuchen regneten Bomben herab, und zwischen den Bomben warfen sie merkwürdige Gebilde auf die Erde ab, die einen sahen aus wie riesige, lichterloh brennende Weihnachtsbäume und die anderen wie lange, glänzende Aluminiumstreifen. Er konnte sich nicht erklären, was der herabfallende Wald aus Aluminiumstreifen bedeuten sollte. Aber es war ihm sofort klar, dass die abgeworfenen Weihnachtsbäume die Nacht zum Tag machten, dass sie die ganze Stadt hell erleuchteten, dass sie die Ziele markieren sollten. Erst später, als alles vorbei war, erklärte man ihm, dass die Tommys die Aluminiumstreifen abgeworfen hätten, um das Würzburg-Radarsystem der Hamburger Flak blind zu machen, es auszuschalten. Deshalb tappte die 8.8-Flak im Dunkeln. Die feindlichen Flugzeuge erschienen nicht auf den Radarschirmen. Sie konnten nach Belieben die Stadt bombardieren, ohne – mit wenigen Ausnahmen – getroffen zu werden.

Sie sind wieder hier, Mama, schrie er, wir müssen sofort runter in den Keller. Seine Mutter hatte inzwischen das Familiensilber eingesammelt, war hinten ins Schlafzimmer gerannt und hatte ihre und seine besten Klamotten aus dem Kleiderschrank gerissen. Er schaute noch einmal rüber auf die gegenüberliegende Häuserreihe und traute seinen Augen nicht. Da stand Hansel Dübel in einer leeren Fensterhöhle. Hinter ihm sah er seine Mutter hantieren. Sie wollen sicher ein paar Sachen retten, wie wir, dachte er. Hansel sah ihn, winkte zu ihm rüber, und er winkte zurück. Zwei Fensterhöhlen weiter rechts auf der gleichen Höhe sah er Holle Weggerstedt, wie er mit seiner Mutter Sachen einpackte. Runter, schrie er zu ihnen rüber, runter, sie kommen. Aber sie hörten nichts, sie konnten nichts hören. Er zeigte mit seinem rechten Daumen nach unten. Aber sie hatten sich weggedreht. Nun rumste es ununterbrochen auf der anderen Seite der Strasse. Die Bomber schienen über Hansels und Holles Haus wie Kletten zu hängen, um ih-

re ganze Bombenlast über ihnen abzuwerfen. Er sah ihre Besatzungen in den Kanzeln mit den Lederhelmen auf, er sah, wie ihre Bäuche sich öffneten und Bomben ausspuckten. Er gestikuliert wie wild zu Hansel und Holle rüber, zeigte immer wieder mit dem rechten Daumen nach unten, und er schrie: Ihr müsst runter, ihr müsst runter. Aber sie konnten ihn im Feuersturm und Flugzeuggedröhne nicht hören. Sie schauten nicht mehr zu ihm rüber. Sie sind beim Packen, dachte er. Es krachte und donnerte und heulte in der Strasse. Dann brach drüben die Bodenetape auseinander, ging in Flammen auf und stürzte auf die Strasse. Er kniete noch immer vor ihrem scheibenlosen Fenster, musste sich am Fenstersims festhalten, weil eine Druckwelle von drüben ihn beinahe an die hintere Wand geworfen hätte. Er sah, wie drüben die Bomben durch die Decken von Hansels und Holles Wohnung drangen. Er sah, wie Hansel und seine Mutter drüben in Flammen standen. Er sah, wie Möbelstücke und Tücher aus Holles Wohnung flogen und eine Stichflamme aus seiner Wohnung schoss. Dann gab es einen ohrenbetäubenden Krach, und eine neue Druckwelle von drüben prallte gegen ihre Häuserwand. Das letzte, was er sah, war, dass Hansel und Holle drüben wie von Geisterhand getrieben aus den leeren Fensterhöhlen des vierten Stocks flogen. Die sind auf den Bürgersteig geknallt, schoss es ihm durch den Kopf. Und dann wurde ihm bewusst, was das bedeutete. Das konnte nicht sein, das durfte nicht sein, dachte er. Nein! schrie er, nein! Das geht doch nicht! Warum denn? Wozu? Warum die beiden? Hansel, Holle, schrie er.

Er rannte durchs Wohnzimmer, durch den Korridor hindurch zur Wohnungstür, und der Weg schien ihm viel zu lang zu sein. Seine Mutter lief hinter ihm her. Was ist passiert? rief sie. Holle, antwortete er, Hansel. Seine Mutter verstand nicht. Sie sah, dass er das Treppenhaus wie ein Wahnsinniger herunterstürzte. Du verrückter Bengel, schrie sie hinter ihm her, warte auf mich, halt dich nicht am Geländer fest, es bricht und du stürzt ab. Aber er hörte sie nicht. Er hastete das

Treppenhaus runter, lief im zweiten und ersten Stockwerk an den Gombeks und den Henkels vorbei, ohne sie zu beachten, warf die alten Leute beinahe um. Hansel, hämmerte es in seinem Kopf, Holle. Was anderes war in seinem Kopf nicht drin, fand dort keinen Platz mehr. Dann war er unten im Treppenhauseingang angekommen, stiess die Haustür auf, prallte, von einer Druckwelle getroffen, zurück, schlug mit seinem Hinterkopf gegen die rechte Treppenhauswand, wagte sich wieder nach vorn, kniete vor der Haustür nieder und öffnete sie von unten mit beiden Händen. Dann kroch er auf allen vieren nach draussen. Er wollte, er musste rüber zu Hansel und Holle. Er konnte an nichts anderes mehr denken. Er drehte sich einmal um. Hinter ihm schrie seine Mutter. Aber er konnte es nicht verstehen. Er kroch auf ihrer Seite weiter über den Bürgersteig, hin zum Strassenpflaster. Es dauerte ihm alles zu lange. Ein Orkan raste und heulte durch die Schlageterstrasse, trieb abgebrannte, entwurzelte Bäume, zerborstene Möbelstücke und Kisten, brennende Kleidungsstücke, schmelzende Fensterscheiben, angekohlte Dachbalken, Dachziegel, schreiende, wie Fackeln brennende Menschen vor sich her in Richtung Sonderburger Platz, schleuderte alles mit Hochgeschwindigkeit durch die Luft. Vom Himmel fielen unzählige lichterloh brennende Weihnachtsbäume, flatternde Aluminiumstreifen und kanisterartige Bomben in diesen Wirrwarr. Draussen auf der Strasse war es taghell. Draussen auf der Strasse herrschte eine mörderische Hitze. Draussen auf der Strasse lagen leere, stinkende, noch flammende Kanister der Phosphorbomben. Draussen auf der Schlageterstrasse kroch er durch diese Hölle hindurch. Über ihm hingen die Bomber.

Als er die Hälfte der Strasse kriechend überquert hatte, traf ihn ein brennendes Stück Holz am Kopf. Er fiel um. Sein Haar begann zu sengen. Die Hitze in der Strasse wurde unerträglich. Er dachte, er würde verbrennen. Seine Jacke fing Feuer. Er zog sie aus und warf sie in den Sog des Feuersturms. Sie wirbelte davon. Er kroch weiter über die

Strasse, legte sich ein paarmal lang hin, um nicht von vorbeifliegenden Gegenständen getroffen zu werden. Er drehte sich um und sah, dass seine Mutter hinter ihm herkroch. Sie schrie. Er konnte sie nicht verstehen. Er kroch weiter. Irgendetwas flog gegen sein rechtes Bein, bohrte sich in seine Wade. Er zog es sofort heraus. Es war ein grosser Glassplitter. Die Wunde blutete heftig. Aber er machte sich nichts draus. Hände und Arme begannen ihm zu schmerzen und zu brennen. Er sah auf die Handballen und die Finger, die besonders schmerzten, und er sah, dass ihm die Haut und die Fingernägel abbrannten. Seine Mutter kroch nun dichter hinter ihm. Jetzt konnte er sie verstehen. Wo willst du hin? rief sie. Er zeigte nach vorn auf den gegenüberliegenden Bürgersteig und auf zwei Klumpen, die dort lagen. Zu Holle und Hansel, rief er zurück. Sie schien zu verstehen. Pass auf das Zeugs auf, das hier herumliegt, es ist Phosphor, es brennt, es ist ansteckend, schrie sie. Da erhob er sich halb und lief tiefgebückt über den Rest der Strasse auf den gegenüberliegenden Bürgersteig zu den beiden Klumpen. Ein paar Meter weiter links krachte es. Es krachte zweimal. Es krachte in Hansi Burschs Hof. Das Haus stand in Flammen, der Stall brannte. Er hörte die Pferde wiehern und schreien, dann wimmerten sie. Da konnte er sich vorstellen, was mit ihnen passiert war. Es geht alles so schnell, dachte er, so verdammt schnell, hoffentlich ist Hansi nichts geschehen.

Dann stand er vor ihnen. Sie lagen mit den Gesichtern nach oben, ganz eng beieinander. Er beugte sich zu ihnen runter. Ihre Augen blickten ihn starr an. Ihre Gesichter waren entstellt, die Köpfe aufgeschlagen, Arme und Beine verdreht, und es lief Blut aus ihren Ohren. Beide hatten den Mund weit aufgerissen wie zu einem Schrei. Er konnte es nicht fassen. Er schlug die Hände vors Gesicht. Nein! schrie er, nein! Dann weinte er. Holle, rief er, Hansel. Er begann mit ihnen zu reden, zupfte an ihren Klamotten, kniete nieder, beugte sich tief zu ihnen, kam ihren Gesichtern mit seinem Gesicht ganz nahe, als wollte er ihnen Leben einhauchen.

Er schüttelte sie, strich über ihre Köpfe. Steht auf, sagte er ganz leise, steht doch auf. Seine Mutter bückte sich zu ihm, legte eine Hand auf seine Schulter. Er schaute zu seiner Mutter hoch und sagte: Sie reden nicht mehr mit mir, Mama, sie reden nicht mehr mit mir. Sie leben nicht mehr, oder? Nein, antwortete seine Mutter, sie sind tot. Er schüttelte den Kopf. Können wir nichts für sie tun? fragte er bittend und umfasste das Kleid seiner Mutter. Nein, wir müssen sie hier liegenlassen, antwortete seine Mutter, die Feuerwehr wird sie später abholen. Komm jetzt, wir müssen uns vor dem Feuersturm und den Bomben retten. Da merkte er erst wieder, dass ein Höllensturm über ihre Köpfe fegte, dass Gegenstände mit rasender Geschwindigkeit durch die Schlageterstrasse flogen, dass die Nacht taghell erleuchtet war, dass auf beiden Strassenseiten Flammen aus den Häusern schlugen, dass Hansi Burschs Haus abbrannte.

Seine Mutter zerrte ihn hoch. Sie fassten sich an und liefen gebückt, so schnell es ging, an der Häuserwand entlang. Seine Mutter voran. Wir gehen nicht wieder in den Keller, rief seine Mutter, ich habe Angst, dass wir da ersticken, wir gehen in den Bunker. Sie liefen Richtung Sonderburger Platz zum unterirdischen Bunker, in dessen Eingang sie vor einigen Tagen die Oeverseebande hineingetrieben hatten. Die Hitze war nicht mehr auszuhalten. Er zog das Hemd aus, warf es in den heulenden Feuersturm und merkte, dass ihm die Haut am rechten Arm und an der rechten Hand in Fetzen herunterhing, dass seine Fingernägel an beiden Händen an den Kuppen abgebrannt waren und glitschige Quaddeln und ätzende, blutende Beulen am rechten Arm und der rechten Hand wucherten und brannten. Er hielt im Laufen den rechten Arm hoch, zeigte es seiner Mutter. Phosphor, sagte seine Mutter, es ist Phosphor. Sie liefen gebückt weiter. Jetzt rumste es einige Meter vor ihnen auf der Strasse. Steine und Erde flogen ihnen um die Ohren. Seine Mutter wurde am Kopf getroffen. Eine Bombe hatte einen tiefen, breiten Krater bis zum Bürgersteig aufgerissen. Als sie dar-

an vorbeirannten, rumorte es darin, Flammen schlugen aus dem Krater nach oben. Die Erde bewegte sich hin und her. Er schaute in den Krater hinein. Da lagen zwei Menschen drin oder das, was von ihnen übriggeblieben war. Köpfe und Beine lagen, vom Rumpf getrennt, herum. Er wollte es nicht glauben. Er starrte auf die Körperteile. Warum muss Menschen so etwas Schreckliches passieren? dachte er. Weiter, weiter, schrie seine Mutter, nicht hinsehen. Sie liefen weiter. Aber der Anblick blieb eine ganze Weile während des Laufens bei ihm.

Erst etwas später musste er wieder an Hansel und Holle denken. Er würde sie nie wiedersehen. Sie würden nie wieder zusammen Fussball spielen, würden nicht mehr gemeinsam zur Schule gehen, nicht zusammen in die HJ eintreten. Sie würden nie wieder Freunde sein können. All das wurde ihm jetzt bewusst. All das schoss durch sein Hirn. Das war doch verrückt, dachte er. Hansel würde nicht aufs Gymnasium gehen können. Obwohl seine Mutter das so sehr gewünscht hatte und Hansels Klassenlehrer auch. Sie würden nie wieder über Hansels Dichtungen lachen können. Und einen Torwart wie Holle würden sie auch nie wieder bekommen. Sie würden nie mehr mit ihrer Handsprache, die nur sie allein kannten, über die Strasse hinweg gestikulieren. Hansel und Holle waren tot, für immer. Das hatte seine Mutter gesagt. Er verstand das nicht. Wieso konnten sie nicht für immer leben, wie er es vorhatte? Sie hätten doch für immer zusammenbleiben können. Warum hatten die Tommys das getan? Warum hatten sie Hansel und Holle aus dem Leben genommen?

Die Lehmkuhle

Als sie auf dem Sonderburger Platz am unterirdischen Luftschutzbunker ankamen und die Stufen runterliefen, fanden sie die grosse Eisentür verschlossen. Sie schlugen mit den Fäusten dagegen. Aber keiner

machte auf. Er stiess mit den Füßen gegen die Tür. Keiner machte auf. Öffnen Sie doch, schrie seine Mutter. Wir sind überfüllt, riefen sie von drinnen, wir dürfen niemanden mehr reinlassen. Laufen Sie weiter zum Polizeibunker in der Allee. Da ist noch Platz. Seine Mutter fing an zu weinen und trommelte mit den Fäusten immer wieder gegen die Bunkertür. Aber die Insassen hatten kein Erbarmen. Komm, Mama, sagte er, es hat keinen Zweck, lass uns zum Polizeibunker laufen. Das schaffen wir nicht in dieser Höllenglut, das ist zu weit, antwortete sie. Wir werden am lebendigen Leib gebraten, bevor wir da ankommen, oder die Bomben kriegen uns. Als sie aus dem Bunkerschacht heraufstiegen, stand oben eine junge Frau mit einem Kinderwagen. Die nehmen hier keinen mehr, sagte seine Mutter, die sind überfüllt. Im Kinderwagen plärrte ein Baby. Der Kinderwagen war angekohlt. An den Rädern waren die Gummireifen abgebrannt. Das Haar der jungen Frau war versengt, ihre Augen traten weit aus den Höhlen hervor. Sie weinte. Mein Kind wird verbrennen, rief sie, lieber Herrgott, hilf uns. Seine Mutter nahm die Frau für einen Moment in die Arme. Die Lehmkuhle, sagte die junge Frau plötzlich, die Lehmkuhle wird uns retten. Wir müssen zur Lehmkuhle. Die Lehmkuhle lag hinter den Schrebergärten auf der anderen Seite des Bahndamms. Die kannte er gut. Da waren sie oft schwimmen gegangen und hatten sich vorher bei Gerd Wuchs umgezogen. Bei der Lehmkuhle gab es keine Wohnhäuser, da würden die Tommys nicht bomben. Die Lehmkuhle, das würden sie schaffen, dachte er, das war nicht so weit wie der Polizeibunker in der Allee. Da würden sie vor der Höllenglut sicher sein. Da würden sie wieder richtig atmen können. Da würden sie nicht verbrennen. Da konnte ihnen der Feuersturm nichts antun. Ja, sie würden in die Lehmkuhle springen, schwimmen und tauchen und sich vom Phosphor reinigen. Die Lehmkuhle war gross genug, da gab es sogar Fische drin. Das Wasser würde sie retten.

Schneller als zuvor liefen sie gebückt an der Häuserwand entlang Richtung Schrebergärten, die Frau mit dem Kinderwagen vor ihnen. Zuerst fingen die Kleider der Frauen zu brennen an. Sie zogen sie aus und warfen sie von sich. Der Feuersturm fegte über sie hinweg. Dann schlugen Flammen an der Aussenseite des Kinderwagens empor. Die Frau nahm ihr schreiendes Baby heraus, stiess den Kinderwagen auf die Strasse, und er flog davon. Sie liefen gebückt weiter. Das gewickelte Kind in den Armen der jungen Mutter war jetzt ganz still. Sein Haar begann zu brennen, er riss sich ganze Büschel aus, und seine Kopfhaut platzte auf. Nach einer Weile hatten sie alle Blasen auf der Haut, und es fiel ihnen schwer zu atmen. Weiter, weiter, schrie seine Mutter, wir dürfen keine Pause machen, dann sind wir verloren. Sie sahen, dass hinter und vor ihnen und auf der gegenüberliegenden Seite Menschen an der Häuserwand gebückt entlangliefen in Richtung auf die Schrebergärten. Wir sind nicht die einzigen, die zur Lehmkuhle wollen, schrie die junge Frau. Über ihnen hing das Bombergedröhne, auf beiden Strassenseiten schlugen Bomben durch die Böden und Häuserdecken. Durch die phosphorverseuchte Strasse brüllte der Sturm, wirbelte alles mit sich fort, presste sie gegen die Hauswand. Menschen flogen als lodernde Fackeln durch die Schlageterstrasse, wurden von Druckwellen nach oben gerissen, an die Häuserwände geschmettert, schlugen auf den brennenden Boden der Strasse.

Wie durch ein Wunder erreichten sie das Ende der Häuserreihen und rannten auf der gleichen Strassenseite an den ersten Schrebergartenhütten vorbei. Er wusste, jetzt war es nicht mehr weit bis zur Lehmkuhle. Sie lag gleich hinter der Schrebergartenkolonie auf der anderen Seite des Bahndamms, auf dem die Züge nach Eidelstedt und Elmsborn fuhren. Sie würden es schaffen. Gleich sind wir da, rief er. Er sah keine Bomber über den Schrebergärten hängen. Auch Weihnachtsbäume und Aluminiumstreifen fielen hier nicht vom Himmel. Sogar

die Gluthitze war hier erträglicher, glaubte er. Der Feuersturm zog auf der anderen Seite zum Güterbahnhof hinüber, von ihnen weg. Das Kind fing wieder zu schreien an. Ruhig, mein Herz, tröstete es die Mutter und drückte es fest an sich. Sie konnten jetzt aufrecht laufen und leichter atmen. Er spürte den brennenden, ätzenden Schmerz an seinen Händen und da, wo seine Fingernägel gewesen waren. Er schaute beim Laufen auf die eiternden Beulen am rechten Arm und am Oberkörper. Es stank entsetzlich. Phosphor, sagte er laut vor sich hin, verfluchter Phosphor. Er musste wieder an Hansel und Holle denken. Er überlegte, was sie wohl mit ihnen machen würden. Ob die Feuerwehr sie abholen und aufbahren würde? Dann könnte er sie vielleicht noch einmal sehen. In seinen Ohren klang das Gewimmer der Pferde aus Hansi Burschs Hof.

Dann waren sie endlich an der Lehmkuhle angekommen und stellten fest, dass dort schon viele Menschen vor ihnen angekommen waren, in der Lehmkuhle standen, schwammen, sich wuschen, immer wieder Wasser über ihren Körper gossen, ihr Zeug reinigten, ihre Kinder badeten. Sie waren endlich da. Die Lehmkuhle, das war ihr Ziel gewesen. Jetzt würden sie überleben, dachte er, jetzt waren sie tatsächlich gerettet. Wir haben die Hölle hinter uns gelassen, sagte seine Mutter. Sie weinte. Die junge Frau lief mit ihrem Baby sofort ins Wasser, zog es aus, badete es, reinigte Windel und Babyzeug. Dann wusch sie sich, ihren fast haarlosen Kopf, Arme und Oberkörper und hielt dabei mit einer Hand ihr Kind fest. Auch seine Mutter wusch ihren versengten Kopf, Arme und Oberkörper. Er bemerkte, dass die Frauen und Männer, wenn sie nicht im Wasser standen, schwammen oder sich wuschen, in Unterwäsche am Ufer sassen. Die Kinder liefen nackt herum. Als er ins Wasser stieg, seinen schmerzenden, eiternden rechten Arm und die Hände hineinhielt, stellte er fest, dass viele tote Fische auf der Oberfläche der Lehmkuhle herumtrieben. Er schaute entsetzt auf ihre silbernen Körper, die ohne eigene Bewegung dahinglitten. Ein älterer Mann, der vor ihm im Wasser stand, erklärte: Hier hat vorhin eine

Bombe eingeschlagen. Es hat auch zwei von uns beim Baden erwischt, wir haben sie rausgeholt. Sie liegen drüben am anderen Ufer hinter den Büschen. Dann sind wir auch hier nicht sicher vor den Tommys, schoss es ihm durch den Kopf. Aber dann warf er sich einfach ins Wasser und tauchte ab.

Das Wasser schmeckte säurehaltig, so, wie er es früher von der Lehmkuhle nicht gewohnt war. Trotzdem empfand er es als Wohltat, zu schwimmen. Als er vom Tauchen wieder hochkam, trieben ihm zwei tote Fische ins Gesicht. Er berührte sie, schob sie weg und merkte dabei, dass ihre Unterkörper zerfetzt waren. Er schwamm ans Ufer, stieg aus dem Wasser und wollte seinen ätzenden rechten Arm und seine Hände an seiner Unterhose abwischen und trocknen. Halt! rief seine Mutter. Sie hatte nicht nur das Familiensilber in ihrer Einkaufstasche gerettet, sondern auch den Verbandskasten mitgenommen. Sie hat auf dem ganzen Fluchtweg die schwere Einkaufstasche mitgeschleppt, fiel ihm jetzt ein. Seine Mutter holte Wattebäusche aus dem Verbandskasten, tupfte seinen rechten Arm und seine Hände ab, wusch seine Beulen und Wunden mit Alkohol aus, liess sie von der Hitze austrocknen, tat später irgendeine Salbe darauf, die wie Glyzerin aussah, und legte dann Mullbinden um seinen rechten Arm und seine Hände. Vielleicht ist Wasser gar nicht gut für die Phosphorwunden, meinte sie. Wenn Killewinski hier wär, könnte er uns das erklären. Deine Fingernägel sind nur zur Hälfte abgebrannt, sagte sie beruhigend, sie werden schnell wieder nachwachsen. Darauf rieb sie seinen Kopf mit irgendeiner Tinktur ein, tat das gleiche mit ihrem Kopf und tat ebenfalls zuerst Alkohol und später Salbe auf ihre Hände und Arme.

Danach assen sie jeder ein Stück trockenes Brot und ein Stück Mettwurst. Er schlang es mit Heisshunger herunter. Iss langsam, sagte seine Mutter, das ist alles, was wir haben. Hinterher tranken sie beide aus derselben Flasche Leitungswasser. Als er beim zweiten Mal die Flasche nicht absetzen wollte, nahm seine Mutter sie ihm weg. Wir

brauchen noch etwas für später, sagte sie. Beim schnellen Trinken hatte er sich verschluckt und fing an zu husten. Du hast auch an alles gedacht, Mama, sagte er dann.

Etwas später konnten sie von der Lehmkuhle aus sehen, dass die Tommys über ihrem Viertel wieder Bomben, Weihnachtsbäume und Wälder von Aluminiumstreifen abwarfen. Die Nacht war noch immer taghell erleuchtet. Die Schlageter-, Oeversee-, Holsten-, Eckernförder, Kolding- und Augustenburger Strasse waren ein einziges Feuermeer. Auch oben zur Allee hin, zur Bülowstrasse, zum Altonaer Bahnhof und zur Billrothstrasse stand alles in Flammen. Sie hörten bis hier unten das Brüllen des Feuersturms, das Motorengedröhne der Flieger, das Krachen der Bomben und dazwischen das Bummern der Flak. Die Tommys wollen heute nicht aufhören, bis nichts mehr steht, bis alles in Trümmern liegt, schimpfte eine Frau, die in ihrer Unterwäsche neben ihnen am Ufer sass. Die junge Frau, mit der sie vorhin durch den Bombenhagel gelaufen waren, die sich mit ihrem Baby zu ihnen gesetzt hatte, fragte: Warum bombardieren die Tommys bloss Altona mehr als alle anderen Stadtteile? Ganz einfach, antwortete einer der beiden älteren Männer, die jetzt vor ihnen aus dem Wasser stiegen, weil Altona ein Arbeiterviertel ist und man hier die meisten Menschen töten kann. Hören Sie auf mit Ihrem Arbeiterviertel, unterbrach ihn der andere alte Mann. Egal welches Viertel, wir sind alle Volksgenossen und müssen in dieser schweren Stunde mit unserem Führer und der Partei zusammen durchhalten bis zum Endsieg. Der erste Mann brach in Gelächter aus. Warum tun der Führer und seine Partei denn nichts gegen die Bombardierung seiner geliebten Volksgenossen, können Sie mir das sagen? Man hat uns doch erzählt, der Führer, die Partei und die Wehrmacht wären allmächtig. Halten Sie den Mund, Sie Verleumder, halten Sie den Mund. Sie beleidigen unseren Führer. Ich werde Sie anzeigen, schrie der zweite Mann. Tun Sie das, erwiderte der erste Mann, und erzählen Sie genau, was ich gesagt habe. Aber das

werden Sie wohl nicht wagen. Dann sagte der erste Mann noch: Mein Sohn ist in Stalingrad für Führer und Vaterland gefallen. Aber dies hier ist schlimmer als Stalingrad. Hier werden Wehrlose abgeschlachtet, und dem Führer ist das scheissegal. Sie werden noch von mir hören, sagte der zweite Mann und ging wutentbrannt am Ufer weiter. Der erste Mann setzte sich hin, er schüttelte den Kopf. Diese Deutschen, sagte er, sie werden in bester Ordnung und mit blindem Gehorsam bis zum Ende, bis alles in Scherben liegt, diesem Wahnsinnigen die Treue halten.

Er war am Ufer in einen tiefen Schlaf gefallen. Plötzlich heulten wieder die Sirenen in Altona. Er schnellte hoch. Fliegeralarm, schrie er. Er rieb sich die Augen. Wir müssen in den Keller. Seine Mutter beruhigte ihn: Die Sirenen geben Entwarnung, Junge. Die Tommys sind abgezogen. Es ist kurz nach drei Uhr nachts, sagte eine Frau, die neben ihnen am Ufer geschlafen hatte, die haben über zwei Stunden ununterbrochen Bomben auf Altona abgeworfen, unglaublich. Dann kam ein Leiterwagen der Feuerwehr an die Lehmkuhle gefahren. Der Fahrer liess den Motor laufen. Zwei Feuerwehrleute, die hinten auf der Treppe des Leiterwagens gestanden hatten, rollten die Schläuche aus, trugen sie zum Ufer, hielten sie in die Lehmkuhle, warfen die Pumpe an und saugten Wasser ab. Ein Feuerwehrmann sprang aus dem Fahrerhaus, ging auf sie zu und erklärte ihnen, dass sie diese Nacht und den kommenden Tag über hierbleiben müssten. Die Häuser stehen immer noch in Flammen, sagte er, wir müssen löschen, wir müssen die Toten bergen und die in den Kellern Eingeschlossenen und Erstickten herausholen. Es liegen auch noch immer Blindgänger in den Häusern, die explodieren könnten. Wir können euch da nicht gebrauchen. Ausserdem, fügte er hinzu, kommt nachher das Ersatzheer vorbei und bringt Lebensmittel, heisse Suppe und Woldecken. Wir geben euch Bescheid, wann ihr in euer Viertel zurückkehren dürft. Sie nickten. Sie hatten verstanden. Sie setzten sich wieder. Die Pumpen stoppten, die Behälter des Leiterwagens hatten genug Wasser gesof-

fen. Die Feuerwehrleute holten die Schläuche ein, sprangen hinten auf den Leiterwagen und fuhren wieder ab. Hoffentlich wird nicht geplündert, sagte eine Frau. Dann waren sie alle mit ihren Gedanken allein. Er schlief wieder ein.

Stunden später – es war Tag geworden, es war nach neun Uhr morgens – wachte er auf. Aber es war irgendwie doch kein Tag, denn der Tag war pechschwarz wie die dunkelste sternenlose Nacht. Die Sonne wurde von riesigen Rauch- und Russwolken verdeckt, und ein Meer von schwarzen, verkohlten Teilchen rieselte vom Himmel herunter. Und alles roch nach verbranntem Zeugs. Er drehte seinen Kopf nach oben, es sah gespenstisch aus. Es gab keinen Himmel, es gab keine Sonne, es gab nur das Dunkel. Es ist Tag, sagte seine Mutter, ich muss deine Mullbinden wechseln. Er schaute auf seine Verbände. Sie waren blut- und eiterdurchtränkt. Sie stanken. Es war eklig. Seine Mutter wickelte die Verbände behutsam ab, betupfte seine Beulen und Wunden, tat Alkohol darauf, liess den Alkohol langsam eintrocknen, tat später Salbe darauf und legte neue Mullbinden an. Ausser an den Fingernägeln hatte er keine grossen Schmerzen mehr. Sein rechter Arm und seine Hände sahen an vielen Stellen wie rohes Fleisch aus, und das ängstigte ihn. Wenn die Hände man nicht abfallen, sagte er und schaute seine Mutter an. Keine Angst, antwortete sie, in ein paar Tagen kriegen wir sie wieder hin. Ich besorg dir noch Medizin aus Killewinskis Apotheke. Da war er beruhigt. Seine Mutter konnte sich selbst keine Verbände anlegen. Sie hatte keine mehr.

Als die Soldaten vom Ersatzheer, viele nannten es auch Heimwehr, nach zwölf Uhr mittags nicht gekommen waren, entschlossen sich einige, ihre Wohnungen oder das, was von ihnen übriggeblieben war, wie eine Frau es ausdrückte, aufzusuchen, um Nahrungsmittel, Trinkwasser, Medikamente und Decken zu holen. Viele hatten auch Angst vor Plünderern und wollten retten, was noch zu retten war. Auch seine

Mutter wollte zu ihrer Wohnung zurückgehen. Er sollte hierbleiben. Aber er sagte: Nein. Ich werde mitgehen. Und sie akzeptierte das. Er wollte mitkommen, um noch einmal Hansel und Holle zu sehen, vielleicht lagen sie ja noch auf dem Bürgersteig. Vielleicht hatte er Glück und sie hatten sie noch nicht abtransportiert. Dann könnte er ihnen noch etwas sagen, bevor sie für immer verschwinden würden.

Sie gingen aufrecht durch das Dunkel des Tages, durch die herabfallenden Russteile, an den Schrebergärten vorbei, über den Sonderburger Platz und zurück in die phosphorbedeckte Schlageterstrasse. Der Feuersturm war vorbei. Als sie am Sonderburger Platz ankamen, wo sich Oeversee- und Schlageterstrasse gabelten, sahen sie im Dunkeln die Umriss der roten Feuerwehr-Leiterwagen vor den brennenden Häusern und Ruinen stehen. Behelmte Feuerwehrleute standen oben auf den ausgefahrenen Leitern und hielten die Schläuche in die flammengeschwärtzten leeren Fensterhöhlen. Sie gingen über den Sonderburger Platz, an dem unterirdischen Bunker vorbei, aus dem jetzt viele Menschen herausströmten, in die Schlageterstrasse hinein. Die Häuserreihe gegenüber ihrem Treppenhaus bestand nur noch aus brennenden, rauchenden Ruinen. Flammen züngelten aus den Fensterhöhlen heraus. Da gibt es keine Wohnungen mehr, dachte er, ob die wohl noch alle in den Kellern sitzen? Dann sah er sie, zuerst kamen sie ihm im Dunkeln vor wie grosse, plumpe Haufen. Es waren die hohen, aufgestapelten Leichenberge. Er ging ganz nahe an den ersten heran, seine Mutter liess ihn gewähren. Im Schein der Flammen sah er, dass die meisten der Toten nichts mehr an hatten, viele Körper waren total verkohlt. Die schwarzen, haarlosen Köpfe erschreckten ihn, auch die weit geöffneten Augen und verdrehten Gliedmassen. Sie gingen zum nächsten Leichenberg. Hier lagen Leute übereinandergestapelt, mit Kleidern an, und einige hatten ganz friedliche Gesichtszüge. Das sind die in den Kellern Erstickten, flüsterte seine Mutter. Und dann sagte sie: Komm doch, mein lieber Junge, du wirst Hansel und Holle nicht mehr finden.

Sie nahm ihn an die Hand, und sie überquerten die Strasse genau an der Stelle, wo er vorhin durch den Phosphor zu Hansel und Holle gekrochen war. Als sie vor ihrer Haustür standen, drehte er sich noch einmal um und sah, wie Feuerwehrleute zuerst Herrn Bursch, dann seine Frau und zuletzt Hansi aus dem zerstörten, noch immer brennenden Hof schleppten und sie auf einen der Leichenberge warfen. Hansi auch, schrie er. Verfluchte Tommys, warum habt ihr das getan? Er wollte zu Hansi über die Strasse laufen. Aber seine Mutter drängte ihn in den Hauseingang. Er fing an zu weinen. Seine Mutter hielt ihn mit beiden Händen fest. Dann gingen sie durch den Flur des Hauseingangs. Die Parterrewohnung links war Killewinskis Wohnung und Apotheke. Die Tür war aus den Angeln gehoben worden und lag im Treppenhaus. Aus der Wohnung drangen Rauchschwaden. Die Tür zum Keller hinten war herausgerissen worden. Auf der Kellertreppe lagen zur Seite geschaufelte Trümmer.

Über der Kellertür hatten die Feuerwehrleute einen Fetzen Papier aufgehängt. Auf dem Papier stand: «Hier gibt es keine Überlebenden mehr.» Ein Feuerwehrmann stieg aus dem Kellerloch heraus und sagte: Sie sind alle erstickt. Willi Stark auch? fragte er. Alle, erwiderte der Feuerwehrmann. Sie sind alle vor dem Feuersturm wieder in den Keller zurückgelaufen und dort erstickt. Sie liegen drüben auf der anderen Strassenseite in einem der Leichenberge. Wenn wir nicht zur Lehmkuhle gelaufen wären, dachte er, wären wir jetzt auch erstickt und lägen da drüben. Dann ist Killewinski auch tot, sagte seine Mutter plötzlich. Wir brauchen Verbandszeug, Medizin und Alkohol. Sie zeigte auf seinen verbundenen Arm und seine Hände. Gehen Sie nur rein, sagte der Feuerwehrmann, nehmen Sie sich, was Sie brauchen. Keiner wird sich daran stören.

Sie gingen durch Killewinskis verräucherte Wohnung hindurch nach vorn in seinen Apothekerladen. Die Regale waren umgefallen, und es roch nach Schwefel und Salmiak. Aber seine Mutter wusste,

wo der alte Apotheker seine Sachen hatte. Sie öffnete Schublade, kroch unter die Regale, holte die Dinge, die sie brauchten, heraus. Sie packte Salbe, Hansaplast, Tabletten, eine Flasche Alkohol und Lebertran, Desinfizierungsmittel und Verbandszeug in ihre grosse Einkaufstasche. Der alte Kille wird es mir nicht übelnehmen, sagte sie leise.

Danach gingen sie wieder ins Treppenhaus zurück, schauten am halb heruntergestürzten Geländer hoch und stellten fest, dass auf ihrer Seite die Wohnungen noch alle unversehrt zu sein schienen. Auf der gegenüberliegenden Seite gab es keine Wohnungen mehr, gab es keine Decken und Fussböden mehr, nur ein riesiges Loch. Die Bomben müssen da einfach durchgeknallt sein, dachte er. Er sah die zertrümmerten Möbel, die eingedrückten Badewannen, zersplitterte Kücheneinrichtungen, zerfetzte Teppiche, angekohltes Kinderspielzeug, zerbeulte Gasöfen, Klosetts, die alle bis zum zweiten Stockwerk zehauf übereinanderlagen. Rauch und Stichflammen stiegen aus diesem Wirrwarr empor. Wir müssen zu uns in den vierten Stock, sagte seine Mutter. Wir brauchen Esswaren und Zeug. Vorsichtig kletterten sie die Stufen des ersten und zweiten Stockwerks rauf. Die Stufen hielten. Die Wohnungstüren auf ihrer Seite waren durch Druckwellen aufgerissen worden und lagen in den Korridoren. Er schaute in die Wohnungen, rief in sie hinein. Niemand befand sich in den Wohnungen des ersten und zweiten Stockwerks. Niemand antwortete. Sie sind alle in den Keller gegangen, dachte er.

Im dritten Stock auf ihrer Seite bei den Frankens war die Tür geschlossen. Er wagte es nicht, noch einmal an ihre Tür zu klopfen. Ob sie noch da drin sind? dachte er. Ob sie noch leben? Und wieder kam es in ihm hoch. Was war mit den Juden, was hatte man gegen sie? Er kam zu dem Entschluss, seine Mutter noch einmal zu befragen. Er wollte darüber Klarheit haben. Herr Franken hatte ja gesagt, seine Mutter würde es ihm später erklären. Als sie bei sich oben im vierten

Stock ankamen, stand ihre Wohnungstür offen. Sie gingen in die Wohnung hinein und stellten fest, dass ihre Zimmerdecken und Fussböden unversehrt geblieben waren. Die beiden Kleiderschränke und die Kommodenschubladen im Schlafzimmer waren aufgerissen worden. Zeug lag durcheinandergewühlt auf dem Fussboden herum. Die haben hier geplündert, diese Schweine, sagte seine Mutter. Sie lief in die Küche. Auch der Küchenschrank war ausgeräumt worden. Scherben lagen auf dem Fussboden. Gott sei Dank habe ich vorher das Geld und die Sparbücher aus dem Schrank genommen, sagte sie und weinte. Sie schaute in die Speisekammer. Es gab noch genug Essbares.

Sie stopfte Käse und Wurst, Schmalz und Butter, Obst und Dosenfisch in die Einkaufstasche. Dann nahm sie alles Brot aus dem Brotkasten und legte es auf die anderen Sachen drauf. Wir müssen schnell machen, Mama, vielleicht kommen neue Bomber, rief er. Die kommen heute nicht mehr, antwortete sie. Sie lief in das Schlafzimmer, holte für sich zwei Kleider aus den auf dem Fussboden liegenden, durcheinandergewühlten Sachen heraus, ein Hemd und eine Jacke für ihn und zwei Wolldecken.

Er war unterdessen auf den Küchenbalkon hinausgetreten, um festzustellen, was auf der Rückseite ihrer Strasse, was auf dem Bahndamm passiert war. Auf dem Bahndamm brannten viele Feuer, Flammen schlugen aus Schlackenkratern heraus. Er sah, dass die Bahngleise auseinandergerissen waren, eiserne Schienenstränge standen senkrecht in den Himmel. Das Wärterhäuschen an der Biegung zum Güterbahnhof lag in Trümmern, Rauch stieg aus den eingefallenen Wänden auf. Dann prickelte es ganz stark und scharf und säurig in seiner Nase. Er musste niesen. Diesen Gestank kannte er. Er schaute in die rechte Ecke des Balkons, wo der Gestank herkam, und bemerkte einen eisernen, kanisterartigen Behälter mit Flügeln an einer Seite, aus dem es zischte und brodelte und aus dem eine silbergraue Masse aus einer Öffnung heraustropfte. Ein Blindgänger, schrie er, ein Blindgänger. Er

riss die Balkontür auf, die er vorher von draussen zugemacht hatte, und schrie wieder: Ein Blindgänger, ein Blindgänger. Seine Mutter stürzte auf den Balkon, starrte auf das kanisterartige Ding und rief: Mein Gott, das ist eine Phosphorbombe. Sie blickte ihn mit entsetzten Augen an und rief: Wir müssen sie runterwerfen! Fass mit an. Sie nahmen das Ding an beiden Seiten in ihre verbundenen Hände, hoben es langsam hoch, trugen es vorsichtig nach vorn und warfen es über die Balustrade. Die Bombe war leichter, als sie gedacht hatten. Es kam ihm vor, als schaukelte in ihr eine Flüssigkeit. Dann hörten sie unten im Hinterhof einen ohrenbetäubenden Knall. Sie ist explodiert, sagte seine Mutter, stell dir vor, sie wär hier oben losgegangen. Dann wären wir hopsgegangen, Mama, antwortete er. Sie schauten über die Balkonbrüstung nach unten und sahen im Explosionsfeuerschein einen Krater im Hof. Jetzt ist es aber genug, sagte seine Mutter, lass uns schnell wieder nach unten, vielleicht liegen noch mehr von diesen Dingern hier herum.

Sie kletterten das fast geländerlose Treppenhaus hinunter. Rauchschwaden von der gegenüberliegenden ausgebombten Wohnungsseite kamen ihnen entgegen. Als sie im zweiten Stockwerk ankamen, sahen sie einen behelmtten Feuerwehrmann mit Wertsachen bepackt aus der Wohnung der alten Rahmanns herauskommen. Was machen Sie da eigentlich in der Wohnung? fauchte seine Mutter ihn an. Halten Sie Ihren Mund, und verlassen Sie sofort das Haus, brüllte er zurück. Hier besteht Einsturzgefahr, und wahrscheinlich liegen noch Blindgänger im Haus herum. Verschwinden Sie, Sie dürfen hier gar nicht sein. Verbrecher, rief seine Mutter noch, als sie weiter die Treppen runterkletterten, man sollte Sie vor Gericht stellen, Sie Dieb. Als sie durch den Treppenhausflur gingen und die Haustür aufmachten, blieb er stehen und schaute zu den schwarzen Leichenbergen auf der gegenüberliegenden Strassenseite. Holle und Hansel und auch die Burschs liegen darunter, schoss es ihm noch einmal durch den Kopf. Er würde sie alle

nie wiedersehen. Egal, wie er es betrachtete, das würde er nie begreifen können.

Die Leichenberge waren breiter und höher geworden, so schien es ihm. Hinter ihnen standen die wohnungslosen, fensterlosen, von den Flammen angeschwärzten Fassaden des Hauses, in dem Holle und Hansel noch bis gestern gelebt hatten. In der vierstöckigen Hausruine loderten Flammen hoch empor. Schwelende Balken fielen nach unten in das Flammenmeer. Bläuliche, von Phosphor getränkte Feuerzungen zischelten wie Schlangen auf der Strasse umher. Seine Mutter zerrte ihn weiter. Wir müssen an der Häuserwand entlanglaufen, sonst verbrennen unsere Füsse im Phosphor, rief sie ihm zu. Sie liefen auf ihrer Seite an der Häuserwand entlang, seine Mutter immer vornweg, bis sie zum Sonderburger Platz kamen.

Noch immer war der Himmel stockdunkel. Nur das Feuer in den Ruinen und auf der Strasse spendete Licht. Noch immer flogen ihnen grosse Mengen Russ ins Gesicht und auf die Kleider. Als sie sich einmal kurz anblickten, erkannten sie, dass sie pechschwarze Gesichter hatten und versengtes Haar auf dem Kopf. Aus dem unterirdischen Bunker am Sonderburger Platz strömten immer noch Menschen heraus, liefen in die Rainstrasse, in die Jahnstrasse, in die Schlageter- und Oeverseestrasse, wollten zu ihren Wohnungen. Diese armen Schweine, sagte seine Mutter, die meisten haben alles verloren. Aber sie leben noch, dachte er unwillkürlich. Sie liefen weiter durch den dunklen Tag. Dann kamen sie bei den Schrebergärten an. Nun war es nicht mehr weit bis zur Lehmkuhle, da würde er sich ausziehen und ins Wasser springen. Es war noch immer höllisch heiss, sein Zeug hing klitschnass an seinem Körper. Die Verbände an seinem rechten Arm und seinen Händen waren blutdurchtränkt und russ verschmiert. Überall juckte und kratzte es. Er konnte es kaum ertragen. Aber sie hatten ja neues Verbandszeug bei Killewinski geholt. Seine Mutter würde ihm neue Mullbinden anlegen, und alles würde besser werden.

Danach würden sie endlich etwas essen. Und darauf freute er sich besonders.

Als sie an der Lehmkuhle anlangten, stellten sie fest, dass die Soldaten vom Ersatzheer in ihren feldgrauen Uniformen mit zwei LKWs und einer Feldküche endlich angekommen waren. Die Ausgebombten stellten sich in einer langen Schlange vor der Feldküche auf. Die Soldaten verteilten dampfende Bohnensuppe in Armeekochgeschirren und Brot, heissen Kaffee und Tee, Milch, Käse und Obst. Sie waren sehr freundlich zu ihnen. Es waren Soldaten und Offiziere, die wegen ihres Alters oder ihrer Verwundungen nicht mehr fronttauglich waren. Ein Offizier händigte Zigaretten aus und ging auf einen alten Mann zu, der am Ufer sass, seine Beine ins Wasser baumeln liess und seinen Oberkörper entblösst hatte. Der alte Mann hielt den Kopf in den Händen und weinte. Der Offizier steckte ihm zwei Zigaretten zu, legte eine Hand auf seine Schulter und sagte: Es wird alles wieder gut, Vater. Da drehte sich der alte Mann um und sagte leise: Nichts wird wieder gut, ich habe heute Nacht meine Frau verloren. Der Offizier ging schweigend weiter und verteilte seine Zigaretten.

Seine Mutter nahm ihm die alten, russ verschmierten Mullverbände ab, tupfte seine Wunden ab, tat wieder Alkohol drauf, liess alles trocknen, rieb schliesslich Salbe darauf und umwickelte seine Hände und seinen rechten Arm mit neuen Verbänden. Der Juckreiz liess etwas nach, und er fühlte sich wohler. Während sie anschliessend das gleiche mit ihren Händen und Armen tat, reihte er sich in die Schlange vor der Feldküche ein, um für sich und seine Mutter heisse Bohnensuppe und Tee zu holen. Als er dran war, sagte er: Für zwei Personen Suppe und Tee, bitte. Der Soldat hinter der Feldküche füllte ihm mit einer hölzernen Kelle zwei Kochgeschirre voll mit Bohnensuppe und gab ihm einen grossen Becher heissen Tee. Dann starrte er auf seine Verbände und fragte: Was ist mit deinen Händen und deinem rechten Arm los, mein Junge? Phosphor, entgegnete er, Bombenphosphor. Der Soldat

schüttelte den Kopf. Es wird schon wieder werden, sagte er, nur Mut. Klar, antwortete er.

Er ging mit den vollen Kochgeschirren und dem Tee zu seiner Mutter zurück, und sie assen im Sitzen heiss hungrig die köstliche Bohnensuppe. Er bröckelte Brot in die Suppe. Das hatte er von seinem Vater gelernt. So mochte er es am liebsten. Er umklammerte krampfhaft den Löffel mit der rechten verbundenen Hand. Er füllte den Löffel immer bis zum Rand voll, schob ihn langsam in den Mund und kaute ganz lange. Dann schluckte er die Suppe bedächtig runter. Es schmeckte so gut, dass er darüber ganz den Juckreiz und die Schmerzen in seinem Arm und an den Händen vergass. Zwischendurch tranken sie beide aus demselben Becher den heissen Tee.

Um die Lehmkuhle herum sassen die ausgebombten und vor dem Feuersturm geflüchteten Leute mit den Armeekochgeschirren in den Händen und löffelten die Bohnensuppe. Sie sassen da mit entblösten Oberkörpern, die Frauen nur mit Büstenhaltern, weil Kleider und Hemden angesengt, versengt oder russverschmiert waren. Einige gingen zur Feldküche zurück und holten sich noch eine Portion. Kaum einer sagte ein Wort, sie sassen da, assen und blickten vor sich hin. Es war ein friedliches Bild. Nach dem Essen mussten sie die Armeekochgeschirre wieder zurückgeben. Die Soldaten vom Ersatzheer fuhren anschliessend mit ihren beiden LKWs und der Feldküche davon. Sie mussten nach Bahrenfeld in die Von-Moltke-Kaserne zurück, erklärten sie, um die Feldküche wieder aufzufüllen und neue Nahrungsmittel zu besorgen. Denn sie mussten noch zu verschiedenen Plätzen in der Stadt fahren, um den Ausgebombten zu helfen. Verstehen Sie, hatte ein Soldat gesagt, grosse Teile Hamburgs brennen, es ist eine Katastrophe.

Es war jetzt Nachmittag. Die Sonne war von Rauch und Russ verdeckt. Der Tag ist immer noch wie die Nacht, dachte er. Sie hatten sich auf ihren Wolldecken etwas ausgeruht. Danach hatte er sein Zeug aus-

gezogen und war, nur mit seiner Unterhose bekleidet, in die Lehmkuhle gehüpft, wobei er seine Arme über den Kopf hielt. Das tat er, weil seine Mutter ihm gesagt hatte, er sollte kein Wasser an die Wunden kommen lassen, sie hätte irgendwann mal gehört, dass Wasser und Phosphor sich nicht vertrügen. Er blieb eine ganze Weile im Wasser, es war lauwarm, und die toten Fische schwammen noch immer in der Lehmkuhle herum. Als er wieder aus dem Wasser stieg und sich zu seiner Mutter auf die Woldecken setzte, bemerkte er, dass sie nervös auf ihrer Decke hin und her rutschte und über irgendetwas nachzudenken schien. Was ist los, Mama? fragte er. Wir müssen wieder zurück zu unserer Wohnung, erwiderte sie, sonst klauen sie uns noch alles. Du bist verrückt, sagte er, was, wenn wieder Bomber kommen? Heute Nacht kommen keine mehr, entgegnete sie. Wir werden heute Abend zu unserer Wohnung gehen, eine Matratze runterholen und unten im Treppenhausflur übernachten. Dann sehen wir, wer ins Haus kommt. Sollte es Alarm geben, laufen wir sofort zum Bunker auf dem Sonderburger Platz. Sie sagte das mit fester Stimme, und er wusste, darauf gab es keine Widerrede. Etwas später zupfte seine Mutter das versengte Haar von ihren Köpfen und rieb sie mit Killewinskis Desinfektionsmittel ein. Seine Kopfhaut brannte wie der Teufel. Er fluchte. Das macht nichts, sagte seine Mutter, nun kriegst du keine Läuse.

Kurz nach vier Uhr nachmittags klarte der Himmel etwas auf, an einigen Stellen brach die Sonne durch Rauch und Russ hindurch. Verbranntes Zeugs fiel noch immer auf sie herunter. Und dann, es war ungefähr 16:20 Uhr, heulten die Sirenen. Fliegeralarm, schrien die Leute an der Lehmkuhle. Gebannt blickten sie in den Himmel. Aber da war nichts zu sehen. Zehn Minuten später hörten sie das Gedröhne von Flugzeugmotoren in der Luft. Das kann doch nicht angehen, dass die schon wieder angreifen, sagte er laut und ängstlich. Ein älterer Mann, der in seiner Nähe sass und das mitgekriegt hatte, erklärte: Das

sind keine Tommys, das sind schwerere Motoren, das kann man deutlich hören. Das sind die Amis mit ihren B-17-Bombern, die sie «Fliegende Festungen» nennen. Die können eine grössere Bombenlast tragen, treffen zielgenauer und fliegen höher als die Tommys, um unseren Jägern auszuweichen. Dann – es ist genau 16:32 Uhr, sagte der ältere Mann – konnte man sie am Himmel sehen. Es waren zwei Gruppen von «Fliegenden Festungen», die eine, die führende, flog etwas tiefer als die folgende. Kilometerlange Kondensschweife zogen hinter den Maschinen her. Die beiden Gruppen liessen sich jetzt auf eine tiefere Flughöhe fallen. Wunderschön sehen sie aus, wie sie da oben so gleichmässig und gar nicht mal schnell, so schien es ihm jedenfalls, dahinglitten, wie riesige, silbergraue, stählerne Vögel, mit zwei Propellern an jedem Flügel und mit gläsernen Pilotenkanzeln. An den Bordseiten und Heckflügeln waren weisse Sterne auf schwarzem Grund aufgemalt, die amerikanischen Hoheitszeichen. Nun senkten die Amis noch einmal die Flughöhen ihrer beiden Bombergruppen. Sie flogen jetzt über die Kieler Strasse, über den Jahnsportplatz, über die Augustenburger Strasse, über den Kaltenkircher Bahnhof und dann über die Schrebergartenkolonie, den Bahndamm und direkt über die Lehmkuhle.

Sie starrten wie gelähmt auf die Flugzeugbäuche. Aber die blieben geschlossen. Die «Fliegenden Festungen» hatten bisher noch keine einzige Bombe auf Wohnviertel in Altona abgeworfen. Die wollen die U-Boot-Werften und die Öltanks im Hafen bombardieren, sagte der ältere Mann, der in ihrer Nähe sass, die können nämlich punktgenau treffen. Wo bleiben bloss unsere Jäger, warum greifen die nicht ein? Der ältere Mann schüttelte den Kopf. Die B-17-Bomber flogen in Richtung Hafen. Vielleicht bombardieren die Amerikaner tatsächlich nicht die Bevölkerung, sondern nur die Industrie, sagte seine Mutter. Der ältere Mann zuckte mit den Schultern. Mag sein, sagte er, mag sein, ihr Land ist ja selbst noch nie bombardiert worden. Wir werden ja sehen. Dann hörten sie die ersten Detonationen. Das sind keine

Phosphorbomben, das ist viel schwereres Kaliber, sagte der Alte, das sind Spreng- und Minenbomben. Himmelhohe Rauchsäulen stiegen aus dem Hafen empor. Die haben die Öltanks auf dem Grasbrook getroffen, fuhr der Alte fort. Dazwischen hörten sie das Ballern der Flak und das metallene Knallen, wenn eine B-17 getroffen wurde. Wann immer eine «Fliegende Festung» abschmierte oder nach einem Flak-Treffer ins Trudeln kam und eine grosse Rauchwolke hinter sich herzog, dann jubelten einige Leute an der Lehmkuhle und warfen die Arme in die Höhe. Volltreffer, schrien sie. Holt die Schweine runter. Der Alte sagte: Das ist unsere neue 10.5-Flak auf dem Gelände der Blohm-&-Voss- und der Howaldtswerft. Damit haben die Amis nicht gerechnet. Auch er sah, dass mehrere B-17-Maschinen getroffen waren und abstürzten, und es überkam ihn ein Gefühl heimlicher Genugtuung, ja ein Gefühl von innerer Freude und Rache zugleich. Rache für Holle, Hansel und Hansi Bursch und für alles, was sie uns angetan haben, dachte er, denn dazu hatten sie kein Recht gehabt, niemals. Aber dann fiel ihm ein, das hier waren ja keine Tommys, es waren Amis, die ihm und seinen Freunden bisher noch nichts getan hatten. Lind er war sich seiner Rachegefühle nicht mehr sicher.

Dann sahen sie, dass Fallschirme vom Himmel glitten und dass Amerikaner daran hingen. Zwei der Fallschirme flogen vom Wind getrieben auf die Lehmkuhle zu. Einige ältere Männer schnitten Knüppel aus den um die Lehmkuhle herumstehenden Bäumen und liefen mit den Knüppeln und mit Messern in Richtung auf die niedergehenden Fallschirme. Sie hatten entschlossene, wutverzerrte Gesichter, das konnte er sehen. Das ist Mord, sagte seine Mutter, halt dich bloss von solchen Menschen fern. Er versuchte die Männer zu verstehen. Aber dann musste er an den alten Soldaten denken, und er begriff, dass der alte Soldat eine solche Tat niemals zugelassen hätte.

Ungefähr eine Stunde später heulten die Sirenen Entwarnung. Die «Fliegenden Festungen» waren verschwunden. Es war Ruhe in der

Stadt. Rauch stieg vom Hafen in den Himmel empor. Bald darauf kamen die alten Männer zurück. Sie hatten ernste Gesichter, sie hatten ihre Knüppel weggeworfen. Sie sprachen mit niemandem, sie schauten auch niemanden an. Sie blieben in einer Gruppe für sich allein am gegenüberliegenden Ufer sitzen und tranken Schnaps, den die Soldaten vom Ersatzheer vorhin mitgebracht hatten. Sie haben es getan, flüsterte seine Mutter. Er glaubte zu wissen, was sie meinte. Nach einer Weile sagte sie: Es wird Zeit, dass wir zu unserer Wohnung gehen.

Auf ihrem Weg zur Schlageterstrasse, an den Schrebergärten vorbei, musste er an Sterni, Uwe Heilhoff, Bäckerchen und Fingerdoof denken. Hoffentlich sind sie nicht in die Luftschuttkeller gelaufen, dachte er, sondern rechtzeitig in den unterirdischen Bunker auf dem Sonderburger Platz oder vielleicht in den Polizeibunker bei der Altonaer Allee. Als sie an der Ecke Rainstrasse/ Schlageterstrasse ankamen, schaute er in die ersten beiden Hauseingänge rein, da, wo Sterni und Uwe wohnten. Das war ja auf ihrer Seite, wo viele Wohnungen und Treppenhäuser noch standen. Sie selbst wohnten ja nur zwei Nummern weiter. Auf der anderen Seite standen nur noch brennende Fassaden mit leeren Fensterhöhlen. Am gegenüberliegenden Ende der Treppenhausflure in Uwe Heilhoffs und Sternis Haus, da, wo die Treppen in die Keller runterführten, hatten die Feuerwehrleute keinen Fetzen Papier aufgehängt, auf dem zu lesen stand: Hier gibt es keine Überlebenden mehr. Dann sind Sterni und Uwe nicht erstickt, jubelte er, dann sind sie mit ihren Müttern und Maren gleich in die Bunker gelaufen. Sie lebten noch, davon war er jetzt überzeugt. Und er hoffte, dass Fingerdoof und Bäckerchen auch noch lebten. Die sitzen bestimmt in den Bunkern, dachte er. Und er beruhigte sich. Er bemerkte, dass die Feuerwehrleute mit ihren roten Leiterwagen noch immer vor den brennenden Fassaden und den eingestürzten Treppenhäusern standen und löschten. Aber die Leichenberge waren verschwunden. Was ist mit den Toten passiert? fragte er einen Feuerwehrmann. Das Ersatz-

heer hat sie mit LKWs abgeholt und nach Ohlsdorf zum Verbrennen gefahren, antwortete der Feuerwehrmann. Er wusste, dass Ohlsdorf der Friedhof war. Er versuchte sich vorzustellen, wie das mit dem Verbrennen vor sich gehen würde. An der Lehmkuhle hatte er gehört, man würde sie alle in grosse Gruben werfen, Benzin drübergiessen, dann Feuerwerfer drüberhalten und später zuschaukeln. Erst wenn sie ganz und gar verbrannt sind, dachte er zuletzt, dann sind sie wirklich weg.

Als sie ihre Hauseingangstür öffneten, liefen zwei behelmte Feuerwehrleute heraus und sagten, das Treppenhaus hätte keine Einsturzgefahr mehr, sie könnten ruhig raufgehen. Sie kletterten sofort nach oben, und als sie bei den Frankens im dritten Stockwerk vorbeikamen, sahen sie, dass ihre Tür noch immer geschlossen war. Sie müssen doch essen, dachte er. Seine Mutter hatte die Einkaufstasche mitgenommen. Er wusste, da hatte sie genug zu essen reingepackt. Moment, sagte er, nahm seiner Mutter die Tasche aus der Hand, holte Wurst und Käse, einen halben Laib Brot und zwei Äpfel heraus und legte alles vor Frankens Tür. Seine Mutter lächelte. Das ist gut von dir, sagte sie, ich hätte selbst darauf kommen müssen. Hoffentlich leben die Frankens noch. Aber jetzt müssen wir weiter.

Er gab seiner Mutter die Einkaufstasche zurück, und sie gingen zu sich in den vierten Stock rauf. Ihre Wohnungstür lag noch immer im Korridor. Sie stiegen darüber hinweg und in die Küche hinein. Dort packten sie Tüten mit aus Korn gebranntem Muckefuck, Mehl und Reis in die Einkaufstasche und auch einige Teller und Tassen und eine Kaffeekanne. Seine Mutter legte noch einen Pullover für ihn, eine Jacke für sich und eine Steppdecke für sie beide zusammengerollt auf die Tasche. Für heute Nacht, sagte sie, damit wir nicht frieren, denn wir werden unten im Treppenhausflur schlafen. Da unten sind wir sicher und können sehen, wer sich ins Haus schleicht. Dann zogen sie eine der beiden Matratzen aus dem Ehebett und schleiften sie zur

Wohnungstür. Seine Mutter nahm die Einkaufstasche in die linke Hand und den Vorderteil der Matratze unter ihre rechte Schulter. Er trug das Hinterteil der Matratze mit beiden verbundenen Händen. So schleppten sie ihr Hab und Gut die Stufen runter in den Treppenhausflur. Als sie im dritten Stock bei den Frankens vorbeikamen, stellten sie fest, dass die Ess waren nicht mehr vor ihrer Tür lagen. Da blieben sie einen Moment lang stehen und freuten sich. Da wussten sie, dass die Frankens noch lebten. Gott sei Dank, sagte seine Mutter.

Unten im Treppenhausflur legten sie die Matratze genau vorn an die Haustür, so dass jeder, der herein wollte, über sie stolpern würde. Hier kommt keiner an uns vorbei, triumphierte seine Mutter. Das hat sie alles so geplant, dachte er. Sie legten zwei Decken auf die Matratze und die Steppdecke darüber. Sie setzten sich darauf, packten ihre Sachen aus, und dann machte seine Mutter Wurst- und Käsebröte, und sie assen in aller Ruhe und ohne ein Wort zu sagen. Dazu tranken sie aus ihrer Thermosflasche warmen Tee, den sie noch von den Ersatzheersoldaten hatten.

Nachdem sie gegessen hatten, sagte seine Mutter: Ich verschwinde mal eben auf Killewinskis Toilette. Er ging nach ihr auf Killes Toilette. Die war noch völlig intakt, man konnte sogar noch ziehen, stellte er fest. Als er zurückkam und sich wieder zu seiner Mutter auf die Matratze setzte, fragte er: Wie ist das nun mit den Juden, Mama? Sind Juden anders als wir? Warum behandeln wir sie so schlecht, warum dürfen die Frankens bei Luftangriffen nicht mit uns im Keller sitzen? Was haben sie verbrochen? Nichts, antwortete seine Mutter, sie haben nichts verbrochen. Nicht wir, Junge, die Nazis behandeln sie so schlecht. Die Juden sind keine Christen, aber das sind die Nazis auch nicht, fuhr seine Mutter fort. Und er dachte, er wüsste genau, wen seine Mutter mit Nazis meinte: diese Braunhemden wie der Blockwart Böhme, diese Braunhemden vom Altonaer Blutsonntag, über die sein Opa in der Billrothstrasse schon immer geschimpft hatte, oder vielleicht diese älteren Männer an der Lehmkuhle, die die amerikanischen

Flieger ermordet hatten. Ich glaube, für die Nazis sind die Juden keine Menschen, erklärte seine Mutter plötzlich, sie sehen sie nicht als Menschen an, verstehst du, und deshalb können sie sie so behandeln. Mehr weiss ich von der Sache nicht, mein Junge, wirklich nicht. Er glaubte, dass seine Mutter ihm alles erzählt hatte, was sie davon wusste. Aber viel anfangen konnte er damit nicht. Wieso sollte Herr Franken kein Mensch sein? Das verstand er nicht. Darüber wollte er noch einmal mit seinem Opa in der Billrothstrasse oder dem alten Soldaten sprechen, dachte er. Sie waren von der letzten Nacht und dem Tag so erschöpft, dass sie sich gegenseitig zudeckten und gute Nacht wünschten. Bevor er einschlief, sagte seine Mutter noch: Morgen nehme ich unsere Verbände ab. Vielleicht sind die Wunden verheilt.

Die Verschütteten und Ersticken in der Billroth Strasse

In dieser Nacht, es war die Nacht vom 25. auf den 26. Juli 1943, schliefen sie ruhig und fest und eng aneinandergeschmiegt auf ihrer Matratze an der Haustür ihres Treppenhausflurs. Niemand hatte versucht, die Tür von aussen zu öffnen, niemand war über sie rübergestolpert. Seine Mutter hatte recht behalten, dachte er, die Feuerwehrleute wussten, dass sie hier waren, die würden nicht mehr plündern. Dann, zwischen 0:00 und 1:05 Uhr nachts, heulten in ganz Hamburg die Sirenen. Er hörte es als erster. Fliegeralarm! schrie er und sprang von der Matratze auf. Schlaftrunken stand seine Mutter auf. Sie räumten die Matratze beiseite, stiessen die Haustür auf, liefen nach draussen und schauten in den nächtlichen Himmel. Es war noch alles dunkel. Wir müssen sofort in den Sonderburger Bunker rennen, sagte er. Die bombardieren heute Nacht woanders, antwortete seine Mutter. Er lief ins Treppenhaus zurück, zog sich seine Hose an und streifte sein Hemd über. Seine Mutter stand noch immer draussen auf der Strasse. Sie hat-

te sich eine Wolldecke übergehängt. Komm raus, rief sie, sie sind schon da. Er glaubte, dass sie nun wirklich verrückt geworden war. Sie mussten doch schnellstens in den Bunker laufen.

Als er aus der Haustür und auf die Strasse trat, sah er wieder lichterloh brennende Weihnachtsbäume vom Himmel fallen. Aber sie fielen weit entfernt von ihnen. Wo ist das, Mama? Es sieht so aus, als würfen sie jetzt Bomben auf Barmbek und Wandsbek, auf die Veddel und Wilhelmsburg ab, sagte seine Mutter, sie haben sich in zwei Gruppen getrennt. Etwas leiser fügte sie hinzu: Schon wieder auf Arbeiterviertel, diese Verbrecher. Sie hörten das Rumsen der Bomben und das Ballern der Flak aus der Ferne, selbst das Gedröhne der Flugzeugmotoren war von der anderen Seite der Elbe zu vernehmen. Schön sehen sie aus, die Weihnachtsbäume, dachte er, sie machen die Nacht wieder zum Tag. Sieht so aus, als hingen Tausende von Tannenbäumen mit brennenden Kerzen am Himmel, sagte seine Mutter. Die armen Schweine in Barmbek, Wandsbek und drüben auf der Veddel und in Wilhelmsburg, fuhr sie fort und schüttelte den Kopf. Was glauben die Tommys bloss? Wir sind doch Menschen und keine Steine. Sie gingen in die Mitte der Strasse und blickten gemeinsam auf die vom Himmel herabfallenden Weihnachtsbäume. Auch andere Neugierige von ihrer Strassenseite kamen aus den Hauseingängen und schauten sich das Spektakel am Himmel an. Das wird der Führer vergelten, hörte er jemanden sagen. Und ein anderer behauptete: Dafür werden wir London in Schutt und Asche legen, die werden sich noch wundern, die Tommys. Aber die meisten Leute sagten nichts, schauten gebannt auf das Feuerwerk und gingen nach einer Weile mit hängendem Kopf in ihre Treppenhausflure zurück. Wieder hatte er Sterni, Uwe Heilhoff, Bäckerchen und Fingerdoof nicht gesehen. Sie waren nicht bei den Schaulustigen gewesen. Er fragte seine Mutter, wo sie sein könnten. Viele bleiben tagsüber und auch die ganze Nacht in den Bunkern, antwortete sie. Er hoffte, dass seine Mutter recht hätte, dass sie dort steck-

ten und nicht wie Hansel, Holle und die Burschs in den abtransportierten Leichenbergen lägen. Dann setzten sie sich auf die Stufen vor ihrer Haustür. Später, nach der Entwarnung, gingen sie wieder in ihren Treppenhauseingang, rückten die Matratze an die Haustür, legten sich hin und fielen in einen tiefen Schlaf.

Als sie am anderen Morgen aufwachten, schien die Sonne durch die leeren Fenster der Haustür herein. Es ist Tag, sagte seine Mutter. Sie standen auf, benutzten Killewinskis Toilette, assen jeder eine Scheibe Brot und tranken den Rest Tee aus der Thermosflasche. Sie trugen ihre Matratze, die Wolldecken und die Steppdecke in den Vorkeller runter. Seine Mutter holte ein Stück Papier und einen Bleistift aus ihrer Einkaufstasche, schrieb ihren Namen auf den Zettel und darunter «Privat-eigentum, nicht mitnehmen» und hängte den Zettel zwischen Kellerwand und Matratze mit dem Geschriebenen nach oben, so dass alle es lesen könnten. Jetzt nehmen wir unsere Verbände ab, und anschließend gehen wir zu Oma und Opa in die Billrothstrasse, erklärte sie. Behutsam wickelte sie die Mullbinden ab. In Killewinskis Küche warfen sie die schmutzigen Verbände in den Abfalleimer. Seine Mutter schüttete Alkohol auf Hände und Arme. Ein paar seiner Wunden eiterten noch. Aber seine Mutter meinte, sie sollten keine neuen Verbände mehr anlegen, sondern Hände und Arme an der Luft trocknen lassen und deshalb die Ärmel hochkrepeln. Sie stellten fest, dass ihre Hände und Arme rosarot aussahen. Wie rohes Fleisch, dachte er. Als er seine Fingerkuppen betrachtete, glaubte er, dass seine Fingernägel schon wieder etwas nachgewachsen wären. Die Fingerkuppen schmerzten kaum noch, aber sie juckten wie der Teufel.

Danach machten sie sich auf den Weg zur Billrothstrasse. Hoffentlich ist Oma und Opa nichts passiert, sagte seine Mutter leise. Er schaute sie an. Er sah Angst in ihrem Gesicht. Sie gingen die Schlage-terstrasse runter, durch den Holstentunnel und in die Holstenstrasse hinein. Auf beiden Seiten der Holstenstrasse lagen rauchende Trümmerberge. Häuser standen nicht mehr, nicht einmal Ruinen. Auf der

Strasse lagen Eisenträger, angekohlte Balken, Mauersteine, zerissenes, halbverbranntes Zeug, ausgebrannte LKWs und PKWs. Im Zickzack wateten sie durch diese Wüste der Zerstörung. Hier gab es für die Feuerwehr nichts mehr zu löschen. Leichenberge waren nicht zu sehen. Die Leichen haben sie schon abtransportiert, dachte er. Die Holstenstrasse hatte so schöne Geschäfte und Jugendstilhäuser, sagte seine Mutter, und da drüben – sie zeigte auf einen Trümmerhaufen – haben die Rabeners gewohnt, mit denen dein Vater und ich uns vor dem Krieg immer einmal im Monat getroffen haben.

Sie gingen weiter, marschierten von der Holstenstrasse in die Eggerstedtstrasse und kamen endlich zur Allee, zur grossen, schönen, breiten, prachtvollen Altonaer Allee, wie sein Opa immer gesagt hatte, die bei der Sternschanze Altona mit Hamburg verband. Für die alten Leute war es wirklich die Altonaer Allee, die sie so sehr liebten, auf der auf beiden Seiten so herrliche alte Eichen- und Buchenbäume standen und auf der die Strassenbahnlinien 34 und 104 von der Elbe bis zum Rathausmarkt fuhren und umgekehrt. Der Rathausmarkt hiess jetzt Adolf-Hitler-Platz. Aber es gab keine Buchen- und Eichenbäume mehr auf der Allee. Sie waren alle abgebrannt. Ihre schwarzen, verkohlten Stümpfe zeigten wehklagend gen Himmel. Und die Linien 34 und 104 standen quer und ausgebrannt auf der Strasse und konnten sowieso nicht mehr fahren, weil die Allee mit Bombenkratern übersät war und die Schienen aus den Fugen gesprungen waren und aufrecht hochragten. Leere Fassaden standen auf beiden Strassenseiten, Wohnungen und Treppenhäuser waren in sich zusammengestürzt. Rauch stieg empor. Auch das städtische Altonaer Krankenhaus, in dem er als Fünfjähriger zwei Wochen lang wegen einer Überbeinoperation gelegen hatte, war völlig ausgebombt worden. Zerborstene Betten und medizinische Gerätschaften lagen zerstreut in den Trümmern. Wo die Kranken und Schwestern wohl sind? dachte er.

Dann konnten sie sie sehen, auf der Höhe des Altonaer Amtsgerichts, noch vor dem Allee-Sportplatz, kamen sie anmarschiert, mit Kind und Kegel und Kinderwagen, mit vollbeladenen Schott'schen Karren, mit Pferd und Wagen, mit Handwagen, zu Fuss, mit schweren Koffern und Gepäckstücken behängt. Es war der Zug der Flüchtlinge. Sie verlassen die Stadt, sagte seine Mutter. Wo wollen sie hin? fragte er. Sie gehen aufs Land, sie haben Angst vor neuen Bombenangriffen. Die Flüchtenden marschierten schweigend und mit russgeschwärzten Gesichtern an ihnen vorüber, Frauen, Kinder, ältere Männer. Keiner hatte es ihnen befohlen. Es waren viele, sehr viele Menschen. Eine unüberschaubare Menge. So viele Menschen hatte er noch nie gesehen, glaubte er, höchstens auf der Adolf-Jäger-Kampfbahn, wenn Altona 93 gegen den HSV oder Union 03 spielte. Der Zug schien unendlich zu sein. Sie mussten lange warten, bis sie eine Lücke erspähten und zur anderen Strassenseite der Allee rüberlaufen konnten. Da mussten sie nämlich hin, denn sie wollten drüben in die Schumacherstrasse einbiegen, um dann die Billrothstrasse zu erreichen. Sie gingen die Schumacherstrasse hoch. Hier standen keine Häuser mehr, es gab nur eine Trümmerwüste, und das Strassenbahn-Depot lag zerbombt am Boden, die Strassenbahnen waren ausgeglüht. Ausgebrannte Autos lagen platt auf der Strasse.

Seine Mutter ging jetzt schneller, sie nahm ihn an die Hand. Sie hatte feuchte Hände, das kannte er sonst bei ihr nicht. Er wagte nicht sie anzusehen. Er fühlte ihre Aufgeregtheit, ihre Sorge, ihre Angst. Sie gingen die Schumacherstrasse bis zum Ende hoch. Da lag die Billrothstrasse parallel vor ihnen. Hier hatte im Juli 1932 der Altonaer Blutsonntag stattgefunden, an dem sein Opa teilgenommen hatte, fiel ihm ein. Hier lebten seine Grosseltern schon seit vor dem Ersten Weltkrieg. Hier hatten sie sich kennengelernt. Hier war seine Mutter geboren. Hier stand nichts mehr. Hier lagen nur noch Berge von Trümmern auf beiden Strassenseiten. Rauchschwaden stiegen aus der Trümmer-

wüste empor. Überall liefen Polizisten aufgeregt herum und drängten weinende Leute aus der Billrothstrasse ab und in die Nebenstrassen hinein. Was haben die Udels hier bloss zu suchen? dachte er. Sie gingen langsam auf der linken Seite der Billrothstrasse weiter. Dann stand er mit seiner Mutter vor der Haustür seiner Grosseltern, vor dem vierstöckigen Haus, vor ihrer Parterrewohnung. Aber die gab es nicht mehr, alles war eingestürzt, alles zerbombt, alles platt gemacht, auch die Parterrewohnung. Überall sah er nur noch rauchende Trümmer, nicht mal mehr Ruinen. Überall stank es erbärmlich nach Gas, nach Säure, nach Phosphor, nach Verwesung. Es kann nicht sein, flüsterte seine Mutter, es darf nicht sein. Sie hielt seine Hand noch fester.

Ein Udel kam auf sie zu, tippte mit seiner rechten Hand an seinen Schako und fragte: Haben hier Angehörige von Ihnen gewohnt? Ja, hier im Parterre, antwortete seine Mutter, haben meine Eltern gewohnt. Wo sind sie jetzt? Der Polizist schwieg einen Moment. Dann sagte er: Liebe Frau, hier lebt keiner mehr, hier ist keiner davongekommen, sie sind in den Kellern unter den Trümmern beim Feuersturm verschüttet worden und erstickt. Sie liegen noch alle da drunter. Es tut mir leid. Hier herrscht Sodom und Gomorrha. Seine Mutter sagte nichts. Sie starrte auf die Stelle, wo die Parterrewohnung ihrer Eltern gestanden hatte, wo sie als Kind gespielt hatte. Und er dachte: Sie sitzen also noch da unten in den Kellern. Seine Grosseltern, so stellte er sich das vor, hielten sich an den Händen, ganz friedlich, und hatten die Augen geschlossen. Aber dann wurde ihm klar, was passiert war. Warum bloss, warum seine Grosseltern, die hatten niemandem etwas getan? Und sein Opa, das wusste er doch, hatte die Tommys immer gern gemocht, hatte mit ihnen im Ersten Weltkrieg zusammen Weihnachten gefeiert, hatte ihnen Geschenke gegeben. Er kam mit seinen Gedanken nicht weiter. Hier ist Quarantänegebiet, liebe Frau, sagte der Polizist jetzt. Ich muss Sie bitten, die Billrothstrasse zu verlassen, es besteht Ansteckungsgefahr. Wir werden in den nächsten Ta-

gen hier alles verbrennen und sprengen und es dem Erdboden gleichwalzen. Darauf grüsste er freundlich, indem er seine rechte Hand an den Schako legte. Seine Mutter war sprachlos, sie schüttelte den Kopf. Sie weinte kaum merklich in sich hinein. Er hatte den Polizisten verstanden.

Sie gingen Hand in Hand auf der linken Seite der Billrothstrasse zurück und in die Schumacherstrasse hinein, keiner sagte ein Wort. Sie kreuzten die Allee und stellten fest, dass noch immer eine ganze Armee von Flüchtlingen auf ihr in Richtung Walddörfer die Stadt verliess. Noch ein Angriff, sagte seine Mutter, dann hauen wir auch ab. Es hat doch alles keinen Sinn mehr. Die Tommys machen vor nichts halt. Er schwieg, er stellte sich noch immer vor, wie seine Grosseltern da unten im Keller sitzen würden. Nun würde man sie bald sprengen und verbrennen, dann würde niemand sie je wieder sehen können, dachte er. Jetzt sind wir ganz allein auf der Welt, sagte seine Mutter. Oma und Opa sind tot, und dein Vater ist an der Front. Wir können ja zu Oma und Opa Meiendorf fahren, antwortete er, da sind wir sicher. Da fallen keine Bomben. Seine Mutter schwieg.

Als sie später durch die Eggerstedtstrasse gingen und dann in die Holstenstrasse einbogen, erblickten sie LKWs, Kübelwagen und Feldküchen des Ersatzheeres. Die Soldaten hatten vorher die Strasse von Trümmern freigeschaufelt. Viele Menschen standen mit Kochgeschirren, Taschen, Bechern und Tellern um die Wagen und Feldküchen herum und assen. Soldaten verteilten Brot, Kaffee, Tee, Lebensmittel und heisse Suppe. Lass uns da hingehen und essen, sagte seine Mutter. Sie gingen auf eine Feldküche zu. Er stellte sich in der Schlange an und brachte zwei Kochgeschirre voll heisser Suppe mit. Sie setzten sich auf einen Trümmerhaufen und assen schweigend die Suppe. Ein Soldat kam zu ihnen und brachte eine Kanne Tee und zwei Blechtassen. Er füllte die Tassen für sie voll, und sie bedankten sich. Dann heulten die Sirenen. Schon wieder Fliegeralarm, schoss es ihm durch

den Kopf. Er schaute in den Himmel. Keine Angst, sagte der Soldat, am Tag greifen nur die Amis an, und die bombardieren unsere Kriegsindustrie, aber nicht die Bevölkerung. Sie blieben auf dem Trümmerhaufen sitzen, löffelten ihre heiße Suppe aus dem Wehrmachtskochgeschirr, tranken ihren Tee und blickten immer wieder zum Himmel auf.

Nach einer Weile hörten sie das Gedröhne der Flugzeugmotoren. Es sind «Fliegende Festungen», sagte der Soldat. Der Soldat war schon etwas älter, er trug das Verwundetenabzeichen der Ostfront. Sie waren an der Ostfront? fragte seine Mutter. Ja, sagte der Soldat, bei Welikije-Luki. Da liegt mein Mann noch heute, antwortete seine Mutter. Der Soldat war sehr freundlich zu ihnen. Er fragte seine Mutter, nachdem sie ihren ersten Becher Tee ausgetrunken hatte, ob es noch etwas mehr sein dürfte. Seine Mutter nickte. Der Soldat schenkte Tee nach. Dann konnten sie am Himmel die «Fliegenden Festungen» sehen. Diesmal flogen sie nicht über ihre Köpfe rüber wie gestern an der Lehmkuhle. Sie flogen über die Innenstadt und drehten dann zum Hafen und zur Elbe ab. Die werden die Klöckner-Flugzeugwerke und die Phoenix-Gummiwerke bombardieren, vielleicht auch die Deutsche Werft noch, die haben sie gestern nämlich vergessen, erklärte der Soldat. Etwas später hörten sie das Krachen der Bomben und das Ballern der Flak. Darauf stiegen Rauchsäulen über der Elbe auf, kilometerhoch. Das sind die Phoenix-Gummiwerke, sagte der Soldat, die Amis treffen ziemlich genau. Sie sahen auch, dass drei «Fliegende Festungen» von der Flak getroffen wurden, ins Trudeln gerieten, Rauchschwaden abliessen und abstürzten. Keiner unter den Leuten jubelte darüber, auch die Ersatzheersoldaten nicht. Wieder glitten Fallschirme vom Himmel. Ob sie die Amis wohl wieder abmurksen? dachte er.

Nachdem sie gegessen und getrunken hatten, gaben sie die Kochgeschirre und die Blechtassen zurück und verabschiedeten sich von den Soldaten des Ersatzheeres. Vielen, vielen Dank, sagte seine Mutter. Der Soldat, der ihnen Tee nachgeschenkt hatte, sagte: Leben Sie wohl.

Und zu ihm sagte er: Pass gut auf deine Mutter auf, mein Junge. Er nickte. Er fand es gut, dass der Soldat das gesagt hatte. Das würde er sich merken, dachte er.

Als sie in der Schlageterstrasse bei ihrer Haustür anlangten, sie aufstiessen und durch den Treppenhausflur zu den Kellertreppen gingen, stellen sie fest, dass ihre Matratze, die Wolldecken und die Steppdecke noch da waren. Sie schleppten sie wieder nach vorn und legten sie an die Haustür. Seine Mutter schüttete Alkohol auf Hände und Arme. Sie waren fast verheilt, sie eiterten nicht mehr. Nur das Jucken hatte zugenommen, und sie sahen noch immer wie rohes Fleisch aus. Nicht jucken, sagte seine Mutter, sonst kratzt du die Wunden auf und sie fangen wieder zu eitern an. Er gehorchte, obwohl es ihm schwerfiel. Da, wo früher seine Fingernägel gewesen waren, wuchs eine dünne Hornhaut nach. Sie fühlte sich stumpf an. Sie benutzten Killewinskis Toilette, wuschen sich in Killes Küche die Hände und kletterten anschliessend nach oben in ihre Wohnung, um Esswaren und ein paar Sachen zum Anziehen zu holen. Im dritten Stock stellten sie fest, dass die Wohnungstür der Frankens noch immer verschlossen war. Als sie wieder nach unten gingen, legte seine Mutter einige Lebensmittel vor ihre Tür, auch Kaffee, den sie vom Ersatzheer bekommen hatten.

Sie setzten sich unten im Treppenhausflur auf die Matratze, und er fragte, ob er kurz einmal zu Sterni, Fingerdoof, Bäckerchen und Uwe Heilhoff gehen könnte, nur um nachzusehen, ob ihre Wohnungen und Treppenhäuser noch stünden. Danach würde er sofort zurückkommen. Seine Mutter erlaubte es ihm. Bis gleich, sagte er, und verliess ihren Treppenhausflur. Zuerst ging er in Sternis Hauseingang. Treppenhaus und Wohnungen schienen noch unversehrt zu sein. Hier ist keine Bombe reingefallen, dachte er. Im Vorkeller lagen noch ihre Bohnenstangen von der Strassenkloppe. Niemand sass im Luftschuttkeller. Im zweiten Stock klopfte er an Sternis angelehnter Tür. Aber niemand war zu Hause. Er ging hinein. Die Fenster der Wohnung waren zer-

trümmert, Möbel und Kleidung lagen verstreut umher. Die müssen hier geplündert haben, sagte er zu sich. Dann ging er zu Uwe Heilhoffs Hauseingang, der Luftschutzkeller war leer und heil, Wohnungen und Treppenhaus standen. Nur die Wohnungstüren waren von den Druckwellen der Bomben aufgerissen worden. Fensterscheiben waren zersplittert und Möbel umgefallen. Niemand war in Uwe Heilhoffs Wohnung. Das gleiche Bild wiederholte sich bei Fingerdoof und Bäckerchen. Da freute er sich. Die sitzen tatsächlich alle im Sonderburger oder im Polizeibunker, Tag und Nacht, glaubte er zu wissen, sie leben noch. Aber vielleicht sind sie auch geflüchtet, haben Altona schon lange verlassen. Vielleicht sollten sie das auch tun, dachte er, denn die Soldaten vom Ersatzheer hatten behauptet, dass die Tommys bald wieder bombardieren würden. Es würde schwer werden, seine Mutter davon zu überzeugen, das wusste er. Sie hing zu sehr an ihrer Wohnung. Sie hatte zu viel Angst vor Plünderern. Aber er wollte mit ihr darüber reden. Sie hatte ja selbst gesagt: Noch ein Angriff, dann hauen wir ab. Daran erinnerte er sich jetzt. Ausserdem waren seine Grosseltern in der Billrothstrasse verschüttet. Was hielt sie hier noch? Ihre Sachen, und sie hatte doch hier mit seinem Vater gelebt, und er war hier geboren, beantwortete er selbst seine Frage.

Es begann zu dämmern, als sie unten auf der Matratze, im Inneren des Treppenhausflurs, Abendbrot assen. Seine Mutter hatte eine weisse Tischdecke über die Matratze gelegt. Und er hatte seine Taschenlampe angemacht und sie auf die Tischdecke gestellt. Sie assen von flachen weissen Tellern. Es sah richtig feierlich aus, jedenfalls kam es ihm so vor. Sie hatten noch von allem genug, sie brauchten sich um das Essen keine Sorgen zu machen. Sie hatten sogar wieder heissen Tee in der Thermosflasche. Der Soldat vom Ersatzheer hatte ihnen die Flasche vollgefüllt. An den würde er sich noch oft erinnern, dachte er, der hatte Ähnlichkeit mit dem alten Soldaten.

Als sie mit dem Abendbrot fertig waren, sagte er wie aus heiterem Himmel: Wenn es wieder Fliegeralarm gibt, laufe ich sofort in den

Sonderburger Bunker, ich will nicht verschüttet werden, ich will nicht ersticken. Wir laufen zusammen, antwortete seine Mutter, keine Angst. Und wenn sie wieder Altona bombardieren, sollten wir nach Meiendorf, zu Oma und Opa flüchten. Lass uns sehen, was passiert, antwortete sie. Er sah, dass sie Tränen in den Augen hatte. Er streichelte ihre Hand. Lass uns eine Partie Dame spielen, Mama, sagte er dann. Sie nickte. Er holte das Spiel aus der grossen Einkaufstasche, stellte die Figuren für beide auf und sagte: Du darfst zuerst ziehen. Sie spielten ein paar Partien. Er liess sie dreimal gewinnen. Aber er merkte, dass sie nicht bei der Sache war. Sie war einfach woanders. Weisst du, dass Oma und Opa aus der Billrothstrasse mir schon vorher das Geld für dein Fussballtrikot, für Hose und Stutzen und einen Teil auch für deine Fussballstiefel gegeben haben? sagte sie plötzlich. Was, auch für Buffer? entgegnete er. Ja, sagte sie, auch für Buffer. Sie werden nie sehen können, wenn ich für Altona 93 spiele, dachte er. Sie hatten schon lange dafür gespart, fuhr sie fort. Am Tag, als ihr die Strassenkloppe hattet, brachte Oma mir das Geld. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Er malte sich aus, wie es sein würde, wenn er mit echten lederen Fussballstiefeln spielen würde, mit Buffern, die richtige Tuppen unter der Sohle hatten, mit einem Riemen über dem Spann und einer grossen Lasche, die lässig über den Spann hängen würde. Sie würden ihn alle beneiden, auf der Strasse und auch im Verein. Er würde einer der wenigen sein, der mit richtigen Fussballstiefeln aufs Feld lief. Das würde eine Sensation sein. Er war ausser sich. Ein Glücksgefühl kam in ihm hoch. Seine Mutter schien das zu ahnen, sie legte ihm die Hand auf die Schulter, lächelte ihn an. Im August, sagte sie, wenn du 10 Jahre alt wirst, kaufen wir dir die Sachen, und du darfst bei Altona 93 eintreten. Das ist im Sinne deiner Grosseltern. Und dein Vater wird sich auch darüber freuen. Ich werde es ihm an die Front schreiben. Nun lass uns schlafen, wer weiss, was heute Nacht noch passiert.

Es dauerte lange, ehe er einschlafen konnte. Er musste an die Erlebnisse der letzten Tage zurückdenken. Er musste daran denken, dass seine Grosseltern unter den Trümmern der Billrothstrasse verschüttet lagen. Er musste daran denken, wie Holle und Hansel gegenüber aus den Fensterhöhlen des vierten Stocks geflogen waren und wie er ihre Körper zerschmettert auf dem Bürgersteig gefunden hatte, wie die Feuerwehrleute die Bursch-Familie auf einen Leichenberg geworfen hatten. Er musste an die Frankens im dritten Stock denken, die bei jedem Bombenangriff oben in ihrer Wohnung bleiben mussten, weil Herr Franken Jude war. Er dachte an die gevierteilten, kopflosen Menschen im Bombenkrater, an die Lehmkuhle und die mordlustigen alten Männer, an ihre Flucht durch den Feuersturm zur Lehmkuhle. Auch an den Lokführer Willi Stark musste er denken, der ihr Leben vor dem Ersticken gerettet hatte. Er musste an so vieles denken, an die vom Himmel fallenden Weihnachtsbäume, an das nicht endende Gedröhne der Bombermotoren, an die Phosphorbrandbombe auf ihrem Balkon. Das kam ihm jetzt alles zu Bewusstsein. Aber was das Ganze bedeutete, war ihm ein Rätsel. Das hatte nichts mit dem mannhaften, fairen Krieg an der Front zu tun, von dem der alte Soldat immer gesprochen hatte, das hatte nichts mit Sigismund Rüstig und dem Kampf gegen die Wilden zu tun, in dem der alte Rüstig am Ende heldenhaft gefallen war, wie der alte Soldat ihnen erzählt hatte, dachte er. Mit diesen Gedanken schlief er ein. Seine Mutter war schon lange vor ihm eingeschlafen.

Der alte Soldat

In dieser Nacht, es war die Nacht vom 26. auf den 27. Juli 1943, heul-ten die Sirenen eine halbe Stunde nach Mitternacht. Sie schienen nicht so laut, nicht so schrill zu heulen dieses Mal, so kam es ihm vor. Er rüttelte seine Mutter wach. Alarm, rief er, Fliegeralarm. Ich weiss, sag-

te sie, ich habe es gehört. Sie standen von der Matratze auf, legten noch einige Habseligkeiten in die Einkaufstasche, zerrten die Matratze und die Decken zum Kellereingang und liefen dann – seine Mutter trug die Tasche –, ohne sich in Killewinskis Küche gewaschen zu haben, die Schlageterstrasse hoch zum Sonderburger Platz. Es war noch alles friedlich. Von dem Dröhnen der Flugzeugmotoren war noch nichts zu hören. Es fielen noch keine Weihnachtsbäume vom Himmel. Viele Menschen liefen mit ihnen durch die Schlageterstrasse in Richtung auf den unterirdischen Bunker. Hoffentlich lassen sie uns diesmal rein, sagte seine Mutter.

Als sie vor den Stufen des Bunkers standen und zur Hälfte die Stufen runtergingen, erkannten sie, dass unten die schwere eiserne Tür noch geöffnet war. Gott sei Dank, sagte seine Mutter, diesmal lassen sie uns rein. Sie liefen den Rest der Stufen runter, gingen durch die Eisentür und hörten im Vorraum der grossen Bunkerhalle die Stimme Onkel Baldrians im Reichssender Hamburg. Und irgendwie hörte sich seine Stimme tatsächlich beruhigend, tröstend und zuversichtlich an, als er sagte: Meine lieben Hamburger Mitbürger, wir werden auch diese Nacht wieder heimgesucht von einem unerbittlichen Gegner, dem wir uns aber nicht nur ebenbürtig, sondern siegreich entgegenstellen werden. Ich bitte euch, geht in eure Bunker und Luftschutzkeller. Wir werden diese Situation gemeinsam meistern und wie in alten Zeiten fest zusammenstehen. Ich weiss, dass ihr grosse Opfer bringen müsst. Aber ich versichere euch, dass der Führer und seine Getreuen alles tun werden, um euch von dieser Heimsuchung zu erlösen. Dann kam abrupt das Ende der Durchsage. Jetzt waren sie endlich im Bunker, jetzt hatten sie Sicherheit, glaubte er.

Sie gingen durch die Bunkerhalle. Sie wühlten sich durch all die Bankreihen und schlaftrunkenen Menschen hindurch, seine Mutter, um einen Platz für sie zu finden, er, um Sterni, Bäckerchen, Fingerdoof und Uwe Heilhoff zu suchen. Dann sah er sie. Sie sasssen mit ih-

ren Müttern und Maren auf der letzten Bankreihe vor der hinteren Bunkerwand. Vor und neben ihnen standen Taschen und Kochgeschirre, lagen Wolldecken, Jacken, Pullover und Toilettenpapier. Sternis Mutter winkte zu ihnen rüber. Dann sah auch seine Mutter sie. Hier ist noch Platz, Elfi, rief Frau Bahmling. Sie drängelten sich zu ihnen in die letzte Bankreihe. Wir haben immer an euch beide gedacht, sagte Frau Fingerdo. Was habt ihr bloss die ganze Zeit da draussen gemacht? Wir hatten Angst, dass euch etwas zugestossen sein könnte. Aber nun ist ja alles gut. Nein, antwortete seine Mutter, nichts ist gut. Die Frauen schauten sie verständnislos an. Warum seid ihr nicht schon vorher in den Bunker gekommen? fragte Frau Heilhoff. Wollten wir ja, sagte seine Mutter, aber sie haben uns nicht mehr reingelassen. Die Frauen und Maren rückten zur Seite. Seine Mutter stellte ihre Einkaufstasche auf die Bank und setzte sich zu ihnen.

Seine Freunde standen auf, versammelten sich um ihn, schauten auf seine entblösten, rosaroten, verschorften Arme und Hände. Was ist das? fragte Bäckerchen. Phosphor, antwortete er, Bombenphosphor, nicht anfassen, es ist ansteckend. Was ist passiert? fragte Uwe Heilhoff und starrte ungläubig auf seine Arme und Hände. Bevor er anfangen konnte, ihnen zu erzählen, was draussen geschehen war, gab es eine neue Durchsage im Volksempfänger. Eine viel gröbere Stimme als die von Onkel Baldrian meldete: Feindliche Bomber im Anflug auf Hamburg, die Vorstädte Schnelsen und Eidelstedt sind bereits überflogen. Darauf schaltete sich der Reichssender Hamburg aus, und Sekunden später konnten sie das Dröhnen der Flugzeugmotoren hören. Selbst hier unten im Bunker hört man sie, sagte er. Hier unten sind wir sicher, entgegnete Sterni.

Dann berichtete er ihnen, was draussen passiert war. Er erzählte ihnen, was mit Hansel Dübel, Holle Weggerstedt und Hansi Bursch geschehen war. Er erzählte ihnen, dass sie sie nie wiedersehen würden und dass sie schon jetzt in Ohlsdorf in einem Massengrab lägen und

was sie dort mit ihnen machen würden. Sie wollten es nicht glauben. Sie schüttelten ihre Köpfe. Bäckerchen schlug die Hände vors Gesicht. Das kann doch nicht angehen, sagte Sterni, das kann nicht wahr sein. Das gibt es nicht. Doch, antwortete er, es ist wahr. Wir werden nie wieder mit ihnen Fussball spielen können. Sie werden nie mehr mit uns in die Schule gehen. Sie schüttelten noch immer die Köpfe. Sie konnten es nicht fassen. Er berichtete von dem Feuersturm draussen, ihrer Flucht durch die glühende Hölle zur Lehmkuhle, von den zerfetzten Menschen im Bombenkrater ihrer Strasse und von den Weihnachtsbäumen am Himmel. Er erzählte ihnen, dass sie bei Killewinski nie wieder Salmi und Brausepulver kaufen könnten, dass Kille und Willi Stark und die anderen aus ihrem Treppenhaus im Keller erstickt wären. Er sprach von dem Strom der Flüchtlinge auf der Allee, die Hamburg in Todesangst verliessen, und vom Erstickungstod seiner Grosseltern in der Billrothstrasse. Ihr habt von nichts eine Ahnung, sagte er, ihr habt die ganze Zeit über hier im Bunker gehockt, ihr wisst von nichts. Und nun schaute er sie sprachlos an.

Nach einer Weile berichteten sie ihm, dass sie hier unten das Brummen der Bomber und das Ballern der Flak wohl gehört hätten und dass das Ersatzheer zweimal gekommen wär und ihnen heisse Suppe, Brot und Tee und so was gebracht hätte. Die Ersatzheersoldaten hätten ihnen erzählt, oben sähe es grausam aus und sie sollten nicht rausgehen, sondern so lange wie möglich unten im Bunker bleiben. Sie würden mit Essen zurückkommen, hätten sie noch gesagt. Deshalb wären sie hier unten geblieben. Er sah, wie ihre Mütter und Maren nickten. Und er dachte, vielleicht wär es besser gewesen, wenn sie in der ersten Nacht statt in den Keller sofort in den Bunker gelaufen wären, dann hätte er vieles nicht erlebt. Sie gaben ihm zwei Riegel Schokolade, die sie von den Ersatzheerleuten bekommen hatten. Er steckte einen sofort in den Mund. Es schmeckte wunderbar. Schokolade hatte er schon lan-

ge nicht mehr gegessen. Dann füllten sie ihm ein Glas voll mit Fassbrause. Er trank hastig. Die Kohlensäure prickelte in seiner Nase. Er musste aufstossen. Er fing an, sich behaglich zu fühlen hier unten im Bunker mit seinen Freunden. Sie setzten sich alle auf den Fussboden und sprachen darüber, wann sie wohl wieder in die Schule gehen könnten. Sie freuten sich im Voraus, den alten Soldaten wiederzusehen. Sie hatten allerhand Fragen zu den letzten Tagen, die sie ihm stellen wollten, dachten sie.

Zuletzt erzählte er ihnen, dass seine Grosseltern in der Billrothstrasse, ein paar Tage bevor sie von den Trümmern verschüttet wurden, seiner Mutter Geld gegeben hätten, damit sie ihm im August zum 10. Geburtstag das Trikot, die Hose und die Stutzen von Altona 93 kaufen könnte. Und vor allem, fügte er hinzu, hätten sie noch was draufgepackt, damit seine Mutter ihm auch richtige Buffer schenken könnte. Richtige Buffer, versteht ihr? Da waren sie platt. Ich werde auch mal mit meinen Grosseltern sprechen, meinte Fingerdoof. Sie kamen überein, dass sie vor ihrem nächsten Geburtstag mit ihren Grosseltern wegen der Buffer sprechen wollten. Stellt euch vor, sagte Sterni, wir laufen bei 93 alle mit richtigen Fussballstiefeln auf, wie die Spieler der Ersten Mannschaft in der Gauliga, phantastisch wird das, einfach phantastisch. Ja, das ist nicht zu fassen, sagte Uwe Heilhoff. Er konnte an ihren Gesichtern ablesen, wie sie sich das ausmalten. Sie hörten weder das Gedröhne der Flugzeugmotoren, das Ballern der Flak noch das Krachen der Bombeneinschläge ganz in der Nähe. Sie waren jetzt in einer ganz anderen Welt. Sie waren weit weg von dem, was um sie herum geschah. Sie bemerkten nicht einmal all die Leute, die hier im Bunker zusammengekauert auf den Bänken sassen oder auf den Bänken und unter den Bänken auf dem Fussboden lagen und schliefen. Sie waren irgendwie für sich allein. Dann fielen sie einfach um, fielen in sich zusammen, legten sich eng aneinandergeschmiegt lang auf den Fussboden zwischen zwei Bankreihen hin und schliefen ein. Ihre Müt-

ter deckten sie zu. Es ist doch eine friedliche Bande, wenn man sie so sieht, sagte Frau Heilhoff. Die anderen Mütter stimmten zu, ihre Gesichter hellten sich auf.

Plötzlich stand er vor ihnen, der alte Soldat. Er rüttelte sie mit seiner rechten Hand aus dem Schlaf. Sie rieben sich die Augen, sie schauten erstaunt auf ihn. Aufstehen, rief er, ich brauche draussen Helfer. Ihr müsst mitkommen, ich schaffe es nicht allein, ich bitte euch. Sie hörten das alles in ihrer Schlaftrunkenheit. Sie sprangen sofort hoch. Hier stand schliesslich der alte Soldat, und er brauchte Hilfe. Lassen Sie unsere Jungen schlafen, fuhr seine Mutter dazwischen, sie sind erschöpft. Unerhört, rief Frau Bahmling, was bilden Sie sich eigentlich ein? Ihr bleibt hier, verstanden? befahl Frau Fingerdo. Aber sie hörten nicht auf ihre Mütter. Sie liefen dem alten Soldaten hinterher, als hätte der eine magnetische Anziehungskraft. Dieser Rattenfänger, entrüstete sich Frau Heilhoff. Verdammter Bengel, hörte er seine Mutter ihm noch hinterherrufen. Beeilt euch, Jungs, sagte der alte Soldat, wir müssen oben in die Rainstrasse gegenüber vom Güterbahnhof laufen, bevor sie im Teer verbrennen. Wir müssen sie da rausholen. Sie stecken fest. Es ist unsere Pflicht, ihnen zu helfen. Es sind auch Kinder dabei. In der Rainstrasse oben am Güterbahnhof, dachte er, das ist ja genau dort, wo sie vor einigen Tagen auf dem neuen Teerboden gegen die Oeverseestrasse Fussball gespielt hatten. Und da oben wohnt ja auch der alte Soldat, fiel ihm jetzt ein.

Als sie über die Schlageterstrasse rannten und unter der Eisenbahnüberführung hindurch, die sie Raintunnel nannten, drehte der alte Soldat sich im Laufen um und rief: Wir brauchen lange Knüppel, Latten oder Stangen. Damit können wir sie aus dem brennenden Teer rausziehen. Habt ihr eine Idee? Die Bohnenstangen, schoss es ihm im Laufen durch den Kopf, die Bohnenstangen von der Strassenkloppe, die jetzt bei Sterni unten im Vorkeller lagen. Die Bohnenstangen, dachte er, könnten die Rettung sein, sie waren lang und stark genug. Sie wür-

den über die halbe Strasse reichen, sie würden nicht brechen. Sie waren schon bei der Kloppe gegen die Oeverseebande nicht gebrochen. Ja, das war es. Die Bohnenstangen, schrie er, die Bohnenstangen in Sternis Keller. Sie blieben alle stehen, auch der alte Soldat. Gerd Wuchs' Bohnenstangen, sagte Sterni und grinste, phantastisch, einfach phantastisch, eine grossartige Idee. Natürlich, wir holen Wuchs' Bohnenstangen aus unserem Keller. Damit ziehen wir sie aus dem brennenden Teer raus, Herr Reinhardt. Dann holt sie, befahl der alte Soldat, verdammt noch mal, holt sie und macht schnell. Ich laufe weiter, fuhr der alte Soldat fort, wir treffen uns oben am Anfang des Güterbahnhofs, ungefähr da, wo ich auf der linken Seite wohne, ihr wisst ja Bescheid.

Der alte Soldat rannte weiter Richtung Güterbahnhof, und sie liefen durch den Raintunnel zurück in die Schlageterstrasse und in Sternis Ecketagenhaus hinein. Dabei bemerkte er, dass die Schlageterstrasse diesmal nichts abbekommen hatte, ihre ganze Strassenseite stand noch. Aber in der Parallelstrasse, der Oeverseestrasse, standen die Häuser lichterloh in Flammen. Das Obergeschoss des Fünfstockwerkhäuses, in dem Abu Meyer wohnte und das sie von hier aus immer hatten sehen können, war verschwunden. Es hat Abu erwischt, dachte er. In Sternis Vorkeller fanden sie die Bohnenstangen unversehrt. Sie verteilten sie und rannten mit ihnen sofort wieder auf die Strasse zurück. Dabei hielten sie die Bohnenstangen wie Lanzen über ihren Schultern, so wie sie es bei der Strassenkloppe gegen die Oeverseestrasse getan hatten. So konnten sie am schnellsten laufen. Sie mussten nur aufpassen, dass sie sich die Stangen nicht gegenseitig in den Rücken stachen. Als sie wieder durch den Raintunnel liefen und dann die Rainstrasse hoch, stellten sie fest, dass hinter dem Altonaer Bahnhof, da, wo Ottensen begann, Weihnachtsbäume vom Himmel fielen. Dort hinten dröhnten die Flugzeugmotoren, krachten die Bomben auf die Häuser, ballerte die Flak in die Luft. Dort hinten war es mitten in der

Nacht hell wie der lichte Tag. Dort hinten passiert das, was vor zwei Nächten in der Schlageterstrasse passiert ist, dachte er.

Sie rannten mit den Bohnenstangen weiter die Rainstrasse hoch, waren völlig aus der Puste, kamen schliesslich da an, wo auf der rechten Seite der Güterbahnhof anfing und wo ein Stück weiter auf der linken Seite der alte Soldat in einem Etagenhaus wohnte; kamen da an, wo einige Tage vor ihrem Fussballspiel gegen die Oeverseestrasse die letzte grosse Strecke der Rainstrasse bis zum Altonaer Bahnhof rauf neu geteert worden war, kamen da an, wo sie die Oeverseestrasse auf dem wunderbar bespielbaren Teerboden besiegt hatten. Genau da kamen sie an. Da begriffen sie, was der alte Soldat gemeint hatte, als er sagte, er bräuchte ihre Hilfe und sie müssten mitkommen, allein würde er es nicht schaffen, und sie müssten sie aus dem heissen Teer zerren, und es seien Kinder darunter, und sie bräuchten Latten, Knüppel oder lange Stangen. Jetzt sahen sie es genau: Da waren Menschen in dem brennenden Teer festgebacken, hatten versucht, sich von der linken zerstörten Häuserreihe über die Strasse, über den Teer, zur anderen Strassenseite rüberzuretten, waren dabei im stickigen, flüssigen, flammenden Teer steckengeblieben. Seltsame Figuren hatten einige in der schwarzen Brühe gebildet. Sie steckten mit ihren Füßen im Teer, konnten sich nicht mehr bewegen, hatten versucht, ihre Füße mit ihren Händen aus dem klebrigen Teer zu ziehen, vor allem die Kinder hatten das getan und waren nun auch mit ihren Händen steckengeblieben, hingen, gebeugt wie Marionetten, über dem Teer. Andere lagen seitwärts in dem heissen schwarzen Gebräu, kamen nicht mehr hoch, wieder andere knieten festgeklebt im Teer, ein paar standen und klebten aufrecht darin. Alle bewegungslos. Ein Wimmern und Wehklagen erklang über dem Teerboden. Die Tommys müssen hier zuerst gebombt haben, bevor sie nach Ottensen weitergeflogen sind, dachte er. Die ganze linke Häuserreihe, auch das Etagenhaus, in dem der alte Soldat wohnte, stand in Flammen. Menschen liefen in die brennenden

Häuser hinein, um zu retten, was zu retten war. Aber da gab es nichts mehr zu retten. Als brennende Fackeln rannten sie aus den Häusern wieder zurück auf die Strasse und wälzten sich auf dem Boden, um die Flammen auszulöschen. Die Etagenwohnungen und Treppenhäuser waren eingestürzt und hatten alles unter sich begraben. Die Keller waren verschüttet. Es stank nach Säure und Phosphor und verbranntem Zeug. Wie vorgestern Nacht bei uns in der Schlageterstrasse, fand er.

Auf der rechten Seite brannte der Güterbahnhof lichterloh. Wagons standen in Flammen, viele waren ausgeglüht. Lagerhallen waren niedergebrannt. Dann sahen sie, wie Bahnpolizisten aus dem Gelände des Güterbahnhofs herausrannten und auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig davonliefen. Halt! schrie der alte Soldat über die Rainstrasse rüber, bleibt hier und helft uns, die Leute aus dem Teer zu ziehen. Aber die Polizisten drehten sich nicht um, sie liefen einfach weiter, flüchteten in wilder Hast. Feiglinge, dachte er, verdammte Feiglinge. Er begriff nicht, dass erwachsene Menschen, dazu noch uniformierte Polizisten, so handeln konnten. Er schaute den fliehenden Polizisten nach, und da wusste er, dass der alte Soldat und sie hier auf dem Teer der Rainstrasse eine Aufgabe zu erfüllen hatten. Hier, so empfand er, würden sie nicht weglaufen, hier würden sie mit dem alten Soldaten so lange bleiben, bis sie ihre Arbeit erledigt, bis sie alle gerettet hatten. Das war schliesslich ihr Fussballplatz hier. Hier waren sie zu Hause. Das schuldeten sie dem alten Soldaten, das schuldeten sie sich.

Holt sie mit den Stangen raus, Jungs, los, fangt endlich an, dazu sind wir hier, feuerte der alte Soldat sie an. Aber es war nicht nötig, sie anzutreiben. Sie waren schon dabei. Sterni war der erste, der einen kleinen Jungen aus dem brennenden Teer herauszog und dann dessen Mutter. Es ist verdammt schwer, sie mit den Stangen rauszuholen, rief er, sie kleben zu fest. Dann zog der alte Soldat, mit einer Hand und einem Arm seine Bohnenstange festhaltend, einen alten Mann aus dem

Teer raus. Sie sahen, dass kleine bläuliche Flammen, wie aus einem Gasofen kriechend, auf dem Teer züngelten. Hinten an der Ecke zum Vereinsweg war ein grosser Bombenkrater mitten auf der Rainstrasse, mitten im Teer, und Flammen loderten aus ihm heraus. Er konnte sich vorstellen, dass die Leute im Teer nicht nur feststeckten, sondern dass ihre Füsse und Hände und Körper anfangen zu verbrennen, besonders die der Kinder, die gebeugt über dem Teer hingen, mit Händen und Füssen festgebacken. Dieser verfluchte Teer, dachte er, wer hätte geglaubt, dass er brennt. Wir ziehen zuerst die, die vorne und in der Mitte im Teer stecken, raus, schrie der alte Soldat, an die hinteren kommen wir mit den Stangen alleine nicht ran, macht schnell, wegen der Kinder. Sie boten ihre ganze Kraft auf, zogen und zerrten und rissen manchmal mit zwei und drei Mann an einer Bohnenstange, um einen Festgebackenen aus dem verdammten brennenden Teer zu befreien.

Er sah, dass sein rechter Arm und seine Hände wieder zu bluten anfangen, weil das Stangenholz sie beim Ziehen und Zerrten aufrissen. Aber es machte ihm nichts aus. Im Gegenteil, er spürte es gar nicht. Die geretteten Erwachsenen zogen Zeug und Schuhe aus und steckten Hände und Füsse in einen breiten, mit Wasser gefüllten Bottich, den Fingerdoof und Bäckerchen von der Baustelle an der Ecke Vereinsweg/Rainstrasse herbeigeschleppt hatten. Sie halfen den geretteten Kindern, die Schuhe auszuziehen und Hände und Füsse in den Bottich zu stecken. Die Kinder weinten. Ein kleines Mädchen schrie: Meine Füsse fallen ab, meine Füsse fallen ab. Der alte Soldat nahm es für einen Moment in die Arme, streichelte es, zog ihm die Schuhe aus, steckte seine Füsse vorsichtig, als wären sie etwas Kostbares, ins Wasser und sagte: Siehst du, sie bleiben dran. Da planschte das kleine Mädchen mit seinen Füssen im Wasser und rief: Ja, sie bleiben dran, Onkel.

Dann hatten sie alle, die vorn im Teer steckten, herausgezogen. Hinter ihnen krachten Mauerwerk, Eisenträger und Balken aus dem Etagenhaus auf den Bürgersteig. Sie mussten den Wasserbottich vom hin-

teren Bürgersteig weiter nach vorn an den Strassenrand schieben, damit die Geretteten nicht von herunterfallenden Trägern und Balken erschlagen wurden. Wir brauchen Bretter für die, die in der Mitte der Strasse und auf der anderen Seite feststecken, sagte Sterni, wir können sie mit den Stangen allein nicht durch den ganzen Teer zerren, das schaffen wir nicht, da bleiben sie hängen. Du hast recht, sagte Fingerdoof, wir müssen Bretter auf den Teer legen, wir müssen näher an sie herankommen. Der alte Soldat hatte das Gespräch der beiden gehört. Er drehte sich um, schaute auf das flammende, rauchende Etagenhaus hinter sich, sah die heruntergefallenen, auf dem Bürgersteig liegenden, halbverkohlten Balken und rief: Hier habt ihr eure Bretter, legt die Balken über den Teer, dann kommt ihr an sie ran. Sie trugen drei grosse glimmende Balken vom Bürgersteig an den Strassenrand, verbrannten sich Arme und Hände daran. Haltet die Balken über eure Köpfe, zählt bis drei und werft sie bei drei über den Teer rüber, rief der alte Soldat. Sie hoben mit je drei Mann die schweren Balken über ihre Köpfe, in einer Gruppe Sterni, Heilhoff und er und in der anderen der alte Soldat, Bäckerchen und Fingerdoof, zählten laut bis drei und warfen sie bei drei mit grossem Schwung auf den Teer rauf. Beim dritten Mal war er wieder mit Sterni und Uwe Heilhoff mit Balkenwerfen dran. Sie warfen die kohlenden Balken so voneinander entfernt auf die Rainstrasse, dass sie alle noch im brennenden Teer Steckenden erreichen konnten.

Holt zuerst die Kinder raus, rief der alte Soldat. Er sah, dass Bäckerchen mit seiner Bohnenstange auf dem mittleren Balken über den Teer vorwärtsbalancierte. Dabei nahm er die Bohnenstange waagrecht vor sich in beide Hände, um so das Gleichgewicht zu halten. Sie machten es ihm nach. So ist es am besten, schrie Uwe Heilhoff vom rechten Balken rüber. Er konnte sehen, wie Uwe einen kleinen Jungen, der gebeugt mit Händen und Füßen in der brodelnden Sosse steckte, herauszog. Dabei bohrte er die Stange hinter sich in den Teer, um sich

daran mit einer Hand abzustützen, zog mit der anderen Hand die Füße des Jungen aus dessen Schuhen raus, nahm dann seine rechte Hand und zerrte den Jungen so lange an den Beinen, bis der Teer nachgab, seine Hände freikamen und er den Jungen auf den Balken hieven konnte. Der Junge stand zitternd auf dem Balken, hielt sich an Uwes Hose fest. Er war höchstens fünf Jahre alt. Uwe zog die Bohnenstange aus dem Teer, erklärte dem Jungen, dass er sich am hinteren Ende der Stange festhalten sollte. Der Junge weinte, aber er tat genau das, was Uwe ihm gesagt hatte. Uwe schwankte ein Stück an der Stange entlang nach vorn und zog den kleinen Jungen behutsam mit der Stange über den Balken auf den Bürgersteig. Herr Reinhardt, rief Uwe Heilhoff, als er mit dem Jungen auf dem Bürgersteig anlangte, Herr Reinhardt, wir holen sie alle raus. Wir schaffen es. Sie konnten die Begeisterung in Uwe Heilhoffs Stimme hören. Über das Gesicht des alten Soldaten schlich ein Lächeln. Dann ging Uwe auf dem Balken zurück, um das nächste Kind zu retten. Und er dachte: Uwe Heilhoff, das ist schon ein Kerl, der wird später bestimmt Kapitän.

Auch Fingerdoof, Sterni und er balancierten mit waagrecht vor sich gehaltenen Bohnenstangen auf den Balken und über den schwarzen Sud, taten es Bäckerchen und Uwe Heilhoff nach, zerrten zuerst die Kinder heraus. Er arbeitete auf dem gleichen Balken wie Uwe. Plötzlich kippte Bäckerchen linksseits von seinem Balken in den Teer, backte mit seinem Zeug fest. Fingerdoof und Sterni verliessen ihren Balken, wankten zu Bäckerchen, stützten sich auf Bäckerchens Balken mit ihren Bohnenstangen ab und zogen ihn mit vereinten Kräften, jeder mit seinem rechten Arm, aus dem Teer. Bäckerchen fluchte. Geht wieder auf eure Balken rüber, befahl er, wir müssen sie alle rausholen. Der alte Soldat kümmerte sich inzwischen am Wasserbottich um die Kinder, die sie aus dem brennenden Teer fischten. Er zog ihnen Schuhe und Zeug aus, steckte ihre Füße und Hände abwechselnd in den Wassertrog, riss ihnen heisse, dampfende, klebrige Teerklumpen

von den Händen und Beinen. Die Kinder schrien. Er tröstete und streichelte sie. Sie konnten sehen, dass die Kinder dem alten Soldaten vertrauten. Sie blieben alle um ihn herumstehen, wollten sich an seiner Hand und seinen Hosenbeinen festhalten.

Sie wussten nicht, wie lange sie schon auf den Balken gearbeitet hatten. Aber es kam ihnen wie eine Ewigkeit vor. Sie glaubten, alle Kinder aus dem Teer herausgezogen zu haben, stellten aber im Schein der brennenden Etagenhäuser fest, dass ganz hinten am rechten Balken, auf dem er mit Uwe Heilhoff herumbalancierte, fast auf der gegenüberliegenden Seite der Strasse, noch ein kleines Mädchen gebückt mit einer Hand und beiden Füßen in der zähen, schwarzen, dickflüssigen Masse festbackte. Er stand auf dem rechten Balken mit seiner Bohnenstange vor Uwe Heilhoff. Er war am nächsten an dem Mädchen dran. Er hielt seine Bohnenstange waagrecht vor sich und bewegte sich auf das kleine Mädchen zu. Da verlor er auf der linken Seite die Balance und rutschte mit dem linken Fuss in die schwarze Klebe. Er legte die Stange quer über den Balken, bückte sich, hielt sich mit beiden Händen am Balken fest und zerrte mit aller Kraft seinen Fuss aus dem Teer heraus. Er fühlte die Hitze des dickflüssigen Teers unter seiner Schuhsohle und konnte sich vorstellen, wie schmerzhaft es für die Festgebackenen sein musste. Diese armen Schweine, dachte er. Dann nahm er seine Bohnenstange wieder auf und tastete sich auf dem Balken zu dem kleinen Mädchen vor.

Als er einen halben Meter vor dem kleinen Mädchen auf dem Balken stand, weinte es. Du musst mich hier rausziehen, sagte es, ganz schnell, es tut so weh, und dann musst du meine Mama holen, sie steht da drüben. Das Mädchen zeigte mit seiner freien Hand auf eine junge Frau, die ein paar Meter von ihnen entfernt aufrecht im Teer steckte und zu ihnen rüberschaute. Rette mein Kind, rief die Frau. Das mach ich, antwortete er, keine Bange. Wir holen Sie und Ihr Kind hier raus. Er stützte sich mit der Bohnenstange ab, griff mit seiner Rechten nach

der im Teer festgeklebten Hand des Kindes, zog und zerrte und stellte fest, dass sie so tief und fest im Teer verankert war, dass er sie nicht rausziehen konnte. Ich muss sie rausschneiden, grübelte er, anders krieg ich sie nicht frei. Herr Reinhardt, schrie er zum linken Bürgersteig rüber, ich brauche ein Messer. Und er gestikulierte zum alten Soldaten. Ich komme gleich wieder, ich besorge nur ein Messer, sagte er zu dem kleinen Mädchen, damit hol ich dich hier raus, sei noch etwas tapfer, ich bin gleich wieder da. Das kleine Mädchen nickte. Es schien zu verstehen. Es weinte nicht mehr.

So schnell er konnte, balancierte er auf dem Balken zurück. Uwe Heilhoff hatte den Balken vorher verlassen. Nur nicht umkippen, dachte er, nur nicht umkippen. Der alte Soldat stand schon am Straßenrand und hielt ihm sein Klappmesser entgegen. Ich muss ihre Hand rausschneiden, sagte er, es geht nicht anders. Du wirst es schon richtig machen, antwortete der alte Soldat, ich habe volles Vertrauen zu dir. Er steckte das Klappmesser in seine Hosentasche. Er war stolz auf das, was der alte Soldat eben gesagt hatte, und er tastete sich wieder über den Balken zu dem kleinen Mädchen vor. Dann stand er vor ihr, holte das Messer aus seiner Tasche, klappte es auf, legte die Bohnenstange quer über den Balken zum Kind hin, stützte sich darauf ab und fing an, die Kinderhand aus dem Teer zu schneiden. Es war verdammt schwierig, er musste sich immer wieder abstützen. Er stocherte mit dem Klappmesser um die ganze Hand herum, und er musste dem kleinen Mädchen weh tun. Aber die Kleine biss die Zähne zusammen. Sie weinte nicht. Sie schrie nicht. Gleich sind wir soweit, beruhigte er sie. Dann hatte er ihre Hand aus dem Teer geschnitten. Sie stand jetzt aufrecht im Teer. Er löste ihre Schuhbänder. Ihre Füße aus den im Teer festklebenden Schuhen zu ziehen war ein Kinderspiel. Er zog die Kleine zu sich auf den Balken, hielt ihre verteerte Hand, riss die Bohnenstange aus dem Teer und sagte: Halt dich an der Bohnenstange fest, du brauchst keine Angst mehr zu haben. Sie blickte ihn stumm an. Da wusste er, er hatte sie befreit, er hatte sie gerettet. Er hatte es getan. Er

empfand ein Glücksgefühl. Ein Gefühl der Freude stieg aus seinem Inneren empor, wie er es vorher noch nie gespürt hatte. Er konnte es nicht beschreiben. Er zog das kleine Mädchen sicher und behutsam an der Bohnenstange zum Strassenrand und übergab es dem alten Soldaten. Ich hole jetzt die Mutter, Herr Reinhardt, sagte er. Der alte Soldat nickte und legte seine rechte Hand auf seine Schulter. Dann stieg er sofort auf den Balken zurück, bewegte sich vorsichtig auf ihm vorwärts zur Mutter der Kleinen, balancierte mit der waagerechten Bohnenstange und merkte, dass das Glücksgefühl nicht aus ihm weichen wollte. Es blieb in seinem Inneren drin. Er blickte zu den beiden Balken links von sich rüber, schaute hinter sich und stellte fest, dass auch Fingerdoof und Sterni mit Taschenmessern im Teer herumhantierten und die Füße und Hände der Festgeklebten regelrecht aus dem heissen, stickigen Teer herausschnitten. Bäckerchen tat das gleiche mit einem Schraubenzieher, den er immer bei sich trug.

Als er die Mutter des kleinen Mädchens mit der Bohnenstange aus dem Teer zerrte und sie über den Balken zog, hörten sie das näherkommende Gedröhne der Bombermotoren. Die Tommys kommen zurück, dachte er. Er schaute zum Himmel und sah die Flugzeuge auf sie zukommen. Wir haben sie fast alle aus dem Teer gezogen, schrie Uwe Heilhoff. Dann geschah es. Es passierte zu dem Zeitpunkt, als er die Mutter der Kleinen am Strassenrand absetzte. Er bekam es genau mit, es passierte vor seinen Augen. Vom Dachgeschoss krachte ein brennender Balken auf den Bürgersteig runter, schlug auf den Kopf des alten Soldaten ein, begrub ihn unter sich. Auch Sterni und Fingerdoof hatten es verfolgt. Sie liefen zum alten Soldaten, schoben alle drei den Balken beiseite. Der Kopf des alten Soldaten war zertrümmert. Fingerdoof schlug die Hände vors Gesicht und fing an zu heulen. Und er schrie: Herr Reinhardt, Herr Reinhardt, gehen Sie nicht von uns, wir brauchen Sie noch. Er hat doch eben noch seine Anordnungen gegeben, sagte Sterni, das kann doch nicht sein. Aber es kam keine Ant-

wort. Und er begriff: Der alte Soldat war tot, war für immer tot, so wie Hansel, Holle und Hansi. Die Flugzeuge flogen jetzt über ihre Köpfe rüber, hinterliessen einen ohrenbetäubenden Lärm, warfen aber keine Bomben ab. Halifax- und Lancaster-Bomber, sagte Sterni, diese Dreckskerle fliegen nach England zurück. Er blickte zum Himmel empor, ballte seine rechte Faust und schrie: Mörder, verfluchte Mörder, wenn ich einen von euch je erwische, ich schlage ihn tot. Dann fing er an zu weinen. Er fasste an seine Hosentasche, fühlte das Klappmesser des alten Soldaten und hielt es so fest, wie er nur konnte. Uwe Heilhoff und Bäckerchen kamen zum Wassertrog. Sie hatten die letzten Frauen und alten Männer aus dem Teer gezogen und herausgeschnitten. Es ist alles nach dem Willen des alten Soldaten geschehen, dachte er. Bäckerchen schaute auf Herrn Reinhardt und begrub seinen Kopf in den Händen. Warum nur? flüsterte er. Er hat nur helfen wollen. Uwe Heilhoff blickte weg. Er konnte den Anblick des toten alten Soldaten nicht ertragen.

Nach einer Weile – sie standen wie erstarrt um den Wassertrog, den alten Soldaten und die Kinder herum, keiner konnte ein Wort von sich geben – sagte Fingerdoof: Wir müssen die Kleinen in den Bunker bringen, dort gibt es Ärzte, die ihre Verbrennungen behandeln können. Die Mütter stimmten zu. Auch die alten Männer wollten dort ihre Verbrennungen untersuchen lassen. Was machen wir mit dem alten Soldaten? fragte Bäckerchen. Wir müssen ihn hier liegenlassen, antwortete Sterni. Sie kommen nachher und holen ihn ab. Ja, dachte er, das werden sie, so wie sie Hansi, Holle und Hansel abgeholt haben. Sein Glücksgefühl von vorhin war aus seinem Inneren gewichen.

Dann verliessen sie den brennenden Teer und den alten Soldaten, liessen ihre Bohnenstangen zurück, gingen die Rainstrasse runter und unter dem Eisenbahntunnel hindurch. Sie mussten ein paar der Kleinen tragen, weil ihre Verbrennungen zu schmerzhaft waren und sie nicht gehen konnten. Als sie die Schlageterstrasse überquerten, heul-

ten die Sirenen Entwarnung. Auf dem Sonderburger Platz standen viele Menschen. Sie waren aus dem unterirdischen Bunker in die Nacht hinausgetreten, um das Feuerspektakel über Ottensen und Altona miterleben. Sie trugen die Kleinen in den Bunker runter und brachten sie zur provisorischen Arztpraxis. Dann gingen sie zur Bunkerwand, zur letzten Bankreihe, zu ihren Müttern rüber. Sie waren erledigt. Sie baten um Wasser. Sie bekamen das Wasser aus einer Thermosflasche. Ihre Mütter standen mit den Fäusten in der Taille um sie herum. Wut sprach aus ihren Gesichtern. Wo seid ihr gewesen, warum seid ihr mit diesem Rattenfänger rausgelaufen? schimpfte Frau Heilhoff. Sie antworteten nicht. Sie wechselten sich an der Thermosflasche ab. Was habt ihr gemacht, wo wart ihr so lange, könnt ihr nicht gehorchen? ereiferte sich seine Mutter. Er wischte sich die Lippen mit der rechten Hand ab und schaute auf seine Mutter. Dann schrie er: Halt den Mund, Mama, der alte Soldat ist gefallen, er ist von einem Balken erschlagen worden. Er weinte, seine Freunde blickten zu Boden. Jetzt kamen zwei Mütter und zwei alte Männer zu ihnen, die sie aus dem Teer gezogen hatten. Die Geretteten erzählten die Geschichte, die draussen im Teer, draussen in der Rainstrasse passiert war. Da wussten ihre Mütter Bescheid und schimpften nicht mehr. Sie schauten sprachlos auf ihre Söhne. Etwas später gingen sie zum Pinkeln auf die Bunkertoilette. Danach wünschten sie sich nur eins: schlafen. Aber bevor er einschlieft, dachte er: Der alte Soldat würde nie mehr unterrichten, es würde keinen Spass mehr machen, in die Schule zu gehen.

Der Abschied

Als er am nächsten Morgen im Bunker unter der Bank aufwachte, mit zwei Wolldecken zugedeckt, waren seine Arme und Hände wieder geschwollen, blutig und aufgerissen. Sie schmerzten. Es dauerte etwas,

bevor ihm bewusst wurde, was letzte Nacht geschehen war. Der alte Soldat ist tot, sagte er zu sich, aber wir haben seinen Auftrag erfüllt. Wir haben sie alle gerettet. Wir haben getan, was wir konnten und so gut wir es konnten, und das, so glaubte er zu wissen, hatte der alte Soldat noch gesehen, bevor er starb. Dieser Gedanke ermutigte ihn aufzustehen. Diese Tat, so empfand er ganz stark, würde ihn immer mit dem alten Soldaten verbinden und mit seinen Freunden, die ihm übriggeblieben waren, die mit ihm auf dem Teer in der Rainstrasse gewesen waren. Diese Tat würde sie für immer aneinanderbinden. Sie würden für immer Freunde bleiben. Und sie würden den alten Soldaten nie vergessen.

Fingerdoof, Bäckerchen, Sterni und Uwe Heilhoff krochen unter der Bank aus ihren Decken heraus, standen auf und gähnten. Im Bunker wurde es jetzt lebendig. Leute liefen aufgeregt durch die Bankreihen. Sie gingen zur Bunkertoilette, verrichteten ihre Notdurft, wuschen sich Hände und Gesichter und kehrten noch halb im Schlaf zu ihren Müttern zurück, die schon lange vor ihnen aufgewacht waren und heissen Tee für sie zubereitet hatten. Sie assen schweigend das Frühstück. Seine Mutter hatte eine weisse Tischdecke auf einen Teil der Bank gelegt, auf und unter der sie geschlafen hatten. Es gab Schwarzbrot, Wurst und Käse und Pflaumenmus. Bäckerchens Mutter wickelte drei Tage alte Kopenhagener aus, die noch immer wunderbar schmeckten. Ja, sie hatten genug zu essen. Es ging ihnen gut. Und sie waren zusammen. Nach dem Frühstück sah seine Mutter sich seine Hände und Arme an. Es sind wieder ein paar Wunden aufgeplatzt an den Armen, und deine Hände sind blutig und aufgerissen, sagte sie, wohl von eurer Arbeit im Teer. Ja, antwortete er, von unserer Arbeit im Teer. Sie tat noch einmal Alkohol darauf und sagte: In ein paar Tagen ist alles verheilt. Dann wickelte sie seine Hemdsärmel ganz nach oben hoch. Er blickte auf seine Fingerkuppen, die Nägel waren noch immer nicht nachgewachsen, oben fühlte er eine stumpfe Hornhaut. Er griff in seine rechte Hosentasche und umfasste das Klappmes-

ser des alten Soldaten. Dann holte er es aus der Hosentasche raus, hielt es in beiden Händen und dachte: Ich werde es immer bei mir behalten.

Die Tommys werden heute Nacht wieder bomben. Ich weiss es. Sie sind verrückt geworden, sagte seine Mutter, sie sind ausser Rand und Band. Ich halte es hier nicht mehr länger aus. Wir werden die Stadt verlassen. Wir gehen nach Meiendorf zu den Eltern meines Mannes, sonst kommt mein Sohn hier noch um. Sie sahen sich an. Dann ist das der Abschied, sagte Frau Heilhoff. Wir verschwinden hier auch. Wir fahren an die Nordsee zu meinen Eltern nach Friedrichskoog, noch heute. Die Bahnstrecke dahin, hat das Ersatzheer berichtet, ist noch nicht bombardiert worden. Unsere schon, sagte seine Mutter, unsere ist die Strecke nach Lübeck. Die haben sie schon zweimal getroffen, deshalb müssen wir zu Fuss nach Meiendorf. Wir haben keine Verwandten in der Nähe, erklärte Frau Sterninske, wir müssen ganz ins Fichtelgebirge nach Wunsiedel. Morgen geht's los, mit dem Zug. Aber wir schlagen uns schon durch, nicht wahr, Sterni? Und sie strich Sterni übers Haar. Sterni nickte. Wann kommen wir dann zurück, Mama? fragte Sterni. Wenn der Krieg zu Ende ist, mein Junge, antwortete Sternis Mutter. Dauert der Krieg noch lange? bohrte Sterni. Nein, sagte seine Mutter, nicht mehr lange. Wir werden uns alle wiedersehen. Das verspreche ich dir. Frau Bahmling und Bäckerchen wollten an die dänische Grenze nach Harrislee. Da oben passiert nichts, behauptete Bäckerchens Mutter, da sind wir sicher vor den englischen Bomben. Nur Frau Fingerdo und ihr Fingerdoof wollten in Hamburg bleiben. Sie klauen uns sonst die Sachen aus der Wohnung, befürchtete Fingerdoofs Mutter. Und ausserdem, fuhr sie fort, bleiben wir nachts im Bunker. Das Ersatzheer wird uns schon versorgen.

Für eine Weile herrschte Stille. Sie hingen ihren eigenen Gedanken nach. Dann bin ich hier ganz allein, meinte Fingerdoof und sah sie alle an. Nein, Berni, du kommst uns in Meiendorf besuchen, wann immer

du möchtest, beruhigte ihn seine Mutter. Ja, sagte er, du kannst immer zu uns nach Meiendorf kommen, wann du willst. Du kannst auch zu uns nach Friedrichskoog kommen, Fingerdoof, sagte Uwe Heilhoff. Da oben gibt's noch mehr Flüchtlinge. Dann stellen wir eine Fussballmannschaft auf und spielen gegen die Bauertölpel. Da lachten sie. Fingerdoof antwortete: Ja, das machen wir. Ihr könnt alle zu uns nach Wunsiedel kommen, schlug Sterni vor und fing an zu heulen. Nein, ihr kommt zu uns nach Harrislee, forderte Bäckerchen, und seine Mutter nickte. Dann umarmten sie sich alle. Ihre Mütter fingen an zu weinen. Seine Mutter sagte: Wenn der Krieg zu Ende ist, kommen wir wieder und feiern zusammen ein Fest an der Elbe. Darauf freue ich mich schon. Wenn wir wiederkommen, spielen wir alle bei Altona 93, rief Bäckerchen. Dann verliessen seine Mutter und er als erste den Bunker. Sie wagten nicht, sich noch einmal umzusehen.

Draussen war es heiss. Es war fast Mittag. In der Rainstrasse stiegen noch immer Flammen aus den Ruinen empor. Hinten, über Ottensen und Bahrenfeld, war der Himmel schwarz von Russ und Rauch. Ob der alte Soldat wohl noch auf dem Bürgersteig liegt? überlegte er. Bevor sie vom Sonderburger Platz aus rechts in die Schlageterstrasse einbogen, stellte er fest, dass in der Oeverseestrasse kein Haus mehr stand. Nur noch Fassaden und Trümmer, und Abu Meyer, Horst Schönborn und Hans Schwarte waren nicht im Bunker gewesen. Wir brauchen eine Karre oder einen Handwagen, sagte seine Mutter plötzlich. Ihm fiel ein, dass bei Burschs im Hof, hinten im Pferdestall, zwei Schott'sche Karren standen, die der alte Bursch selten benutzt hatte. Nur Hansi hatte manchmal darauf kleine Frachtgüter in die nähere Umgebung transportiert. Ich glaube, ich weiss, wo ich eine Karre kriegen kann, sagte er. Wo denn? fragte seine Mutter. Bei Hansi Bursch im Hof, antwortete er, die brauchen sie ja jetzt nicht mehr.

Sie überquerten die Schlageterstrasse und gingen zu Burschs zusammengestürztem Haus. Der Hof war mit Trümmern übersät. Als sie

vor dem Stalleingang standen, drang ein fürchterlicher Gestank heraus. Die Pferde, dachte er, oh Gott, die Pferde. Der Stall war halb abgebrannt, das Dach war eingestürzt, die Tür war aus den Angeln gefallen und lag im Hof. Er schaute in den Stall hinein und sah die beiden Pferde am Boden liegen, mit aufgeschlitzten Bäuchen, die Eingeweide hingen heraus. Sie lagen da mit riesigen, offenen, erschreckten Augen. Fliegen summten in ihren Eingeweiden. Seine Mutter stand hinter ihm und blickte über seine Schulter in den Stall hinein. Komm weg hier, sagte sie, es ist schrecklich. Die Pferde, die sie so gern gestriegelt hatten, die sie im Hof an einer Leine im Kreis herumgeführt hatten, die ihnen friedlich aufs Wort gehorcht hatten, die Pferde, denen sie Würfelzucker gegeben hatten und die ihre Köpfe an ihren Schultern gerieben hatten. Nun waren sie auch tot.

Von den beiden Schott'schen Karren war die eine völlig ausgebrannt. Die andere war von der Stallwand heruntergefallen und lag umgekehrt auf dem Boden. Sie war heil. Sie packten beide an, drehten sie um, zogen sie aus dem Stall und dem Hof und über die Schlageterstrasse rüber vor ihren Hauseingang. Zuerst schleppten sie die Matratze und die Decken aus dem Kellereingang und legten alles auf die Karre. Dann gingen sie nach oben in den vierten Stock, in ihre Wohnung, um Jacken, Pullover, Kleider, Hosen, Handtücher, Unterwäsche, Strümpfe, Geschirr, Töpfe, Pfannen, seinen Schulranzen und seinen Drachen, Seife und Zahnbürsten und Schuhe zu holen. Als sie im dritten Stock bei den Frankens vorbeikamen, stellten sie fest, dass die Frankens die Lebensmittel, die seine Mutter das letzte Mal vor ihre Tür gestellt hatte, reingenommen hatten. Dann leben sie noch, dachte er, und er freute sich. Sie werden schon durchkommen, sagte seine Mutter. Er wagte nicht, noch einmal bei den Frankens anzuklopfen.

Dreimal mussten sie nach oben, um all die Sachen runterzubringen und auf die Schott'sche Karre zu legen. Dabei fiel die Karre zweimal nach vorn um, und sie mussten alles wieder von der Strasse aufsam-

meln und erneut auf die Karre legen. Schliesslich banden sie die beiden Lenkstangen an einen Laternenpfahl, und die Karre stand fest. Lass uns noch einmal nach oben, sagte seine Mutter. Sie gingen ein letztes Mal nach oben. Seine Mutter schaute sich die fensterlose Wohnstube, das fensterlose Schlafzimmer, das Bad und die fensterlose Küche noch einmal genau an. Sie schüttelte den Kopf über die umgestürzten Möbel. Hoffentlich sehen wir unsere Wohnung wieder, sagte sie leise, wir haben hier so lange gelebt. Hoffentlich plündern sie nicht alles aus. Er sah, dass sie Tränen in den Augen hatte. Dann kletterten sie runter, schauten im Treppenhausflur noch einmal zum Kellereingang, gingen auf die Strasse und zogen sich auf beiden Hinterseiten der Schott'schen Karre die Zugriemen, die unversehrt geblieben waren, über die Schultern, packten die Lenkstangen mit beiden Händen an und marschierten los nach Meiendorf. Als sie unten am Holstenbahnhof vorbeikamen und ihr Viertel verliessen, spürte er das erste Mal, dass ein Abschnitt seines Lebens zu Ende gegangen war. Hier war etwas vorbeigegangen, was nie wiederkommen würde. Er empfand, dass ihm mit dem Tod von Hansi, Holle, Hansel, dem alten Soldaten und auch von Abu, Schönborn und Schwarte etwas weggenommen worden war, das ihm niemand zurückgeben konnte. Hier war ihm etwas abhanden gekommen, das einfach zu seinem Leben gehört hatte. Aber hier, so fühlte er zuletzt, hatten sie mit dem alten Soldaten zusammen Menschen aus dem flammenden Teer gerettet. Diese Tat würde immer bleiben. Sie würde immer ein Teil seines Lebens sein.

DRITTER TEIL

Die Flucht

Der Marsch nach Meiendorf

Es war der 27. Juli 1943, früher Nachmittag, als sie mit der Schott'schen Karre unterwegs waren. Die Sonne brannte auf seinen phosphorverseuchten Armen und Händen, trocknete die Wunden aus, machte Arme und Hände wieder gesund. Jedenfalls glaubte er das. Nur die Hände schmerzten vom festen Griff an der hölzernen Lenkstange der Schott'schen Karre. Sie waren nicht allein auf ihrem Marsch nach Meiendorf. Ein unübersehbarer Zug von Flüchtenden bewegte sich mit Hand- und Kinderwagen, Karren, Pferd und Wagen, bepackt mit Kind und Kegel, über die Allee, an der Sternschanze, am Schlump, am Grindel, am Dammtorbahnhof vorbei und über die Lombardsbrücke Richtung Hauptbahnhof. Die Hamburger verlassen ihre Stadt, sagte seine Mutter, sie haben Angst vor neuen Bombenangriffen, sie wollen nicht sterben. Als sie mit ihrer Karre über die Lombardsbrücke zogen, sahen sie angekohlte Leichen rücklings in der Alster schwimmen. Sie sahen aus, als hätte man sie aufgeblasen. Wie die toten Fische in der Lehmkuhle, dachte er. Woher kommen sie, Mama? fragte er. Sie sind wohl in die brennenden Flote gesprungen, um sich zu retten, antwortete seine Mutter. Dann sind sie hierher abgetrieben.

Hinter dem halb zerbombten, rauchenden Hauptbahnhof gelangten sie in den Steindamm, zogen ihre Karre durch St. Georg in die Wandsbeker Chaussee. Auch St. Georg lag in Trümmern. Feuerwehrleute und Kriegsgefangene waren dabei, die Strassen vom Schutt freizuschaukeln und die Ruinen zu löschen. Russ und glimmende Holz-, Pa-

pier- und Zeugteile flogen ihnen ins Gesicht. Schwarze, kohlen- de Gerippe blattloser Bäume begleiteten ihren Marsch. Oft mussten sie sich in der Mitte der Strasse mit ihrer Karre zwischen Trümmern hindurch- schlängeln oder warten, bis sie weggeräumt waren. Hinter dem Wandsbeker Marktplatz kommen wir in die Ahrensburger Strasse, er- klärte seine Mutter, dann ist es nicht mehr weit, sie führt uns über Tonndorf und Rahlstedt nach Meiendorf. Es machte ihm grossen Spass, mit seiner Mutter ihr Hab und Gut auf der Karre durch Ham- burg zu ziehen. Wenn du nicht mehr kannst, machen wir eine Pause, hatte seine Mutter schon ein paarmal angeboten. Aber er wollte keine Pause machen. Er wollte weiter Burschs Schott'sche Karre durch Hamburg schleppen. Inzwischen hatte er für sich den besten Rhyth- mus gefunden, indem er gleichzeitig die Lenkstange auf seiner Seite tief nach unten drückte und seinen Zugriemen kräftig vorwärtszog. Der Riemen scheuerte an seiner Schulter. Aber es machte ihm nichts aus. Es klappt hervorragend, dachte er. Er sah, wie seine Mutter ihm zulächelte. Da wusste er, dass sie die Strecke zu seinen Grosse- tern nach Meiendorf schaffen würden. Das ist wirklich eine grosse Strecke, fand er, das würde ihnen mit der Schott'schen Karre so leicht keiner nachmachen. Unterwegs schaute er in die Gesichter der Flüchtenden. Es waren hoffnungslose, leere, russverschmierte Gesichter. Selbst die Kinder blickten traurig und todernst drein. Kein Lachen kam über ihre Gesichter. Viele haben alles verloren, sagte seine Mutter, uns geht es ja noch gut.

Als sie nach über drei Stunden am Wandsbeker Marktplatz anka- men, sahen sie, dass der Busbahnhof und der Rangierbahnhof der Strassenbahnen völlig zerstört waren. Die Busse waren ausgebrannt, die Strassenbahnen verglüht, sie sahen aus wie grosse schwarze Tier- gerippe. Auch die alte Wandsbeker Kirche hinter dem Marktplatz war zusammengestürzt, der Turm in das Kirchenschiff gefallen. Die neh- men vor nichts Rücksicht, murmelte seine Mutter. Am Wandsbeker Marktplatz kamen sie nicht weiter. Hier mussten sie eine Pause ma-

chen. Auf beiden Seiten der Wandsbeker Chaussee standen nur noch Ruinen, Flammen züngelten noch immer heraus. Berge von Trümmern lagen auf der Strasse. Bombenkrater formten die alte Chaussee zu einer Mondlandschaft. Hier gab es kein Fortkommen. Der gesamte Flüchtlingszug musste anhalten. Einige, die keine Karren oder Pferd und Wagen hatten, bahnten sich ihren Fluchtweg durch Nebenstrassen. Sie banden ihre Schott'sche Karre an eine eiserne Vorgartenumzäunung und sahen, wie Ersatzheersoldaten russische Kriegsgefangene überwachten, die in Gruppen die Trümmer in die Bombenkrater schaufeln mussten. Das interessierte ihn. Er kannte ja russische Kriegsgefangene aus Meiendorf. Er ging auf eine Gruppe zu und hörte, wie die Ersatzheersoldaten auf die Kriegsgefangenen einschrrien: Dawei, dawei, Russki. Los, schneller, wir sind hier nicht in Russland. Die Russen schoben und schaufelten die Trümmer in den Krater. Sie arbeiteten mit entblössten Oberkörpern und in ihren zerschissenen braunen Uniformhosen. Sie schwitzten. Sie waren noch jung, wie Rodion Bashimiroff, dachte er. Und irgendwie sah er Rodion jetzt vor sich stehen, so als gehörte er zu dieser Gruppe. Er ging ganz dicht an einen Bombenkrater heran, da, wo nur noch die Russen standen und arbeiteten. Er hörte, wie ein Russe sagte: Hamburg kaputt. Da, antwortete ein anderer. Wieder musste er an Rodion und seine Kameraden im Meiendorfer Kriegsgefangenenlager denken, die oft bei seinen Grosseltern gearbeitet hatten, die von Haus zu Haus gegangen waren, um Kartoffelschalen zu sammeln, und denen seine Grosseltern Brot, Schmalz, Wurst und Obst zugesteckt hatten. Er erinnerte sich daran, dass sein Opa sie mit «Towarish» angeredet hatte. Er wusste, dass die Russen für seinen Grossvater keine Feinde waren. Er selbst hatte einigen von ihnen die Hand gegeben. Und Rodion Bashimiroff hatte ihm Schachspielen beigebracht. Er hatte keine Angst vor ihnen. Towarish, sagte er plötzlich. Es kam einfach so aus ihm heraus. Towarish, antwortete

der Russe, der eben «Hamburg kaputt» gesagt hatte. Sie lächelten ihn an, blickten einen Moment von ihrer Arbeit auf. Er merkte, dass es nichts weiter zu sagen gab, und ging zu seiner Mutter und der Schott'sehen Karre zurück.

Während der Aufräumarbeiten kampierten viele Flüchtlinge auf dem Wandsbeker Marktplatz. Das Ersatzheer schaffte Feldküchen heran und verteilte heiße Suppe, Brot, Kaffee, Schokolade, Zigaretten und Obst. Für die Kinder gab es Milchreis und heißen Tee. Sie mussten wieder alle anstehen. Die Ersatzheersoldaten füllten ihnen die Wehrmachtskochgeschirre mit Suppe, sprachen mit ihnen und waren sehr freundlich zu ihnen. Er hatte sich für die Suppe angestellt, brachte zwei volle Kochgeschirre mit. Seine Mutter hatte die anderen Lebensmittel geholt, auch einen halben Laib Schwarzbrot hatte sie mitgebracht. Viele Flüchtlinge löffelten im Sitzen ihre Suppe und assen das schwarze Kommissbrot dazu. Seine Mutter und er sassen auch auf dem Erdboden und assen schweigend. Er sah, dass die russischen Kriegsgefangenen nichts zu essen bekamen, sondern Weiterarbeiten mussten. Er holte das Klappmesser des alten Soldaten aus seiner rechten Hosentasche heraus, schnitt den halben Laib Brot in Scheiben, nahm zwei Äpfel, etwas Wurst und Käse, zwei Riegel Schokolade und ein paar Zigaretten von ihrer Ration, tat alles in einen Beutel, stand auf und wollte auf die russischen Kriegsgefangenen zugehen. Seine Mutter schien das vorausgesehen zu haben. Halt! rief sie und hielt ihn am rechten Arm fest. Das ist verboten. Setz dich wieder hin. Wir kommen sonst in Teufels Küche. Er setzte sich wieder. Warum dürfen wir den Gefangenen nichts abgeben? fragte er. Weil sie unsere Feinde sind, antwortete seine Mutter. So ist das nun mal. Du wirst es später verstehen. Da hat sie recht, dachte er, denn verstehen tat er das nicht. Das hatte er schon während der letzten Sommerferien in Meiendorf nicht verstanden. Aber jetzt begriff er wenigstens, warum die russischen Kriegsgefangenen Kartoffelschalen sammelten. Weil sie sich

von Kartoffelschalen ernähren müssen, beantwortete er seine Frage, weil sie sonst nichts zu essen kriegen.

Als er darüber nachdachte, begannen die Sirenen zu heulen. Fliegeralarm, sagte er zu seiner Mutter. Seine Mutter stand erschreckt auf. Ersatzheersoldaten beruhigten sie. Das sind die Amis, sagten sie, die bombardieren unsere Kriegsindustrie, aber nicht die Bevölkerung. Etwas später hörten sie in der Ferne das Gedröhne von Flugzeugmotoren. Sie schauten in den Himmel. Sie sahen riesige Flugzeuge, die lange Kondensstreifen hinter sich abliessen. «Fliegende Festungen», erklärte ein Ersatzheersoldat, und nach einer Weile sagte er: Jetzt hängen sie über dem Hamburger Hafen. Sie wollen unsere U-Boot-Produktion ein für alle Mal zerstören. Unsere Flak kann nicht viel ausrichten, die fliegen diesmal zu hoch. Sie hörten die Flak ballern und waren froh, hier auf dem Wandsbeker Marktplatz in Sicherheit zu sein.

Es hatte während des Essens auf dem Marktplatz keine Gespräche zwischen den Flüchtlingen gegeben. Sie waren alle für sich allein geblieben. Nur die Kinder fingen an unruhig zu werden. Sie liefen um die Erwachsenen herum, die noch immer auf dem Boden des Marktplatzes saßen und zumeist vor sich hin starrten. Eine Gruppe von Kindern spielte Versteck. Ein kleiner Junge rief: Eckstein, Eckstein, alles muss versteckt sein. Die anderen versteckten sich hinter Karren, Handwagen, Pferd und Wagen und hinter den Fassaden der gelöschten Ruinen auf der rechten Seite der Wandsbeker Chaussee. Er hätte am liebsten mitgespielt. Aber dann schämte er sich doch, denn er kam sich schon so viel älter vor.

Dann waren die russischen Kriegsgefangenen mit dem Planieren der Strasse und dem Zuschütten der Bombenkrater fertig. Sie banden ihre Schott'sche Karre von der Vorgartenumzäunung los, wechselten die Seiten an den Lenkstangen, weil der Zugriemen seine eine Schulter durchgeschauert hatte, und setzten ihren Marsch nach Meiendorf fort.

Kannst du auch noch? fragte seine Mutter ein paarmal. Selbstverständlich, antwortete er und fühlte sich beleidigt. Es fing an schummrig zu werden. Aber sie hatten den grössten Teil ihrer Reise hinter sich gebracht. Sie liessen Tonndorf und Farmsen links liegen und erreichten, ohne noch einmal die Seiten an der Schott'schen Karre wechseln zu müssen, den Rahlstedter Bahnhof.

Hinter Wandsbek gab es keine Ruinen, keine Trümmer, keine Krater, keine Bombeneinschläge mehr. Sie kamen schneller vorwärts als zuvor. Hier ist alles wie früher, sagte seine Mutter, hier gibt es keinen Krieg. Als sie an der Kreuzung Berner Strasse/ Oldenfelder Stieg ankamen, war es dunkel geworden. Noch immer marschierten Flüchtlinge und Ausgebombte mit ihnen die Ahrensburger Strasse hoch. Es war ein schweigsamer Zug. Wie ein grosser schwarzer Wurm kam er ihm vor, als er sich einmal umdrehte. Wo sie wohl alle bleiben werden? dachte er, vielleicht gehen sie nach Ahrensburg, Grosshansdorf, Bargtheide oder Bad Oldesloe. Den letzten Abschnitt ihrer Strecke, von der Berner Strasse bis zur Schumacher-Allee Nummer 5, dem Haus seiner Grosseltern, kannte er auswendig. Bis hier unten zur Berner Strasse erstreckte sich ihr Revier, seins und das seiner Meiendorfer Freunde. Hier stand zu beiden Seiten Wald, es gab tiefe Wiesen und Kornfelder und viele Knicks, und eine rollende Hügellandschaft mit zwei kleinen Flüssen – es waren eher Bäche, nämlich Wandse und Beek – dehnte sich hier aus. Diese Gegend nannten die Einheimischen die «Meiendorfer Schweiz». Für ihn war es das Paradies, der grösste und schönste Spielplatz, den er bisher kannte, das schloss den Bolzplatz am Bahndamm ein. Zweimal schon hatte er Sterni und Fingerdoof nach Meiendorf zu seinen Grosseltern mitbringen dürfen. Sie waren übers Wochenende geblieben, und sie hatten hier zusammen mit seinen Meiendorfer Freunden gespielt. Und die beiden dachten über die Meiendorfer Schweiz genauso wie er. Durch die Meiendorfer Schweiz führte übrigens die Eisenbahnstrecke von Hamburg nach Lübeck.

In den Knicks, den Wäldern, am Fusse der Hügel und auf den Hügeln hatte er in den Sommerferien mit Reimer Wecke, Paul Kuhn, Jürgen Geiger, Uwe Hahmer und Franzi Jebens Indianer und Trapper gespielt. Das waren seine Meiendorfer Sommerferienfreunde. Mit ihnen würde er nun in die Schule gehen, bis der Krieg zu Ende war, dachte er. Hier in Meiendorf würde er in die Hitlerjugend eintreten, in der Reimer Wecke, Jürgen Geiger und Paul Kuhn schon seit über einem Jahr Pimpfe waren. Nur Altona 93 spielte hier nicht. Das alles ging ihm jetzt durch den Kopf, als sie ihre Schott'sche Karre die Schumacher-Allee hochzogen und im Dunkel vor der Gartenpforte seiner Grosseltern haltmachten. Wir sind da, sagte seine Mutter. Sie öffneten die Pforte, schoben die Karre durch den Vorgarten, stellten sie gegen die Hauswand und begannen abzuladen.

Von dem Krach an der Hauswand aufgestört, kamen seine Grosseltern nach draussen. Sie gingen auf sie zu. Ihr seid's, warum seid ihr nicht schon früher gekommen? fragte seine Oma. Wir haben uns Sorgen um euch gemacht. Man kann doch nicht gleich alles liegenlassen, Mutter, antwortete seine Mutter. Und sie fügte hinzu, dass sie auch länger in der Stadt geblieben wären, um herauszufinden, was aus ihren Eltern geworden wär. Die sind verschüttet, die sind nun tot, flüsterte seine Mutter. Er sah, wie seine Mutter weinte, und seine Oma nahm sie in die Arme. Die beiden Frauen standen lange eng umschlungen vor dem Hauseingang. Er ging mit seinem Grossvater zur Karre, und sie luden die Matratze, Kissen und Decken von der Karre und schleppten sie ins Haus. Den ganzen Weg mit der Schott'schen Karre hierher, das hätte ich euch nicht zugetraut, sagte sein Opa. Er erzählte ihm dabei, was mit Hansel, Holle, Hansi und dem alten Soldaten geschehen war. Er berichtete von ihrer Rettungsaktion im brennenden Teer. Sein Grossvater schüttelte den Kopf, legte ihm eine Hand auf die Schulter und sagte: Es tut mir leid wegen deiner Freunde, mein Junge. Verdammst noch mal, so jung sollte niemand sterben. Und leiser als zuvor

sagte er: Die hatten doch noch gar nicht gelebt. Du wirst sie in guter Erinnerung behalten, nicht wahr? Das werde ich, antwortete er, sie werden immer meine Freunde bleiben, mein ganzes Leben lang. Wegen der Sache mit dem Teer, fuhr sein Grossvater fort, wird dein Vater sehr stolz auf dich sein, wenn er das hört, und ich bin es auch. Sie schleppten die Matratze, die Kissen und Decken in das Obergeschoss des Hauses, das sein Opa in den zwanziger Jahren mit Freunden selbst gebaut hatte. Ihr werdet oben wohnen und schlafen, sagte sein Grossvater. Er freute sich darauf. Die zwei grossen Zimmer oben und das kleine Kinderzimmer, in dem er immer in den Sommerferien geschlafen hatte, waren ihm vertraut, waren sein zweites Zuhause. Von seinem Zimmer aus hatte er einen herrlichen Blick auf die Meiendorfer Schweiz und auf die Eisenbahnstrecke Hamburg-Lübeck. Von hier aus konnte er die Züge sehen, wenn sie durch die Meiendorfer Schweiz donnerten, von hier aus hörte er das Tuten und Puffen und Stampfen der Loks.

Er war gern bei seinen Grosseltern in Meiendorf. Als er noch klein gewesen war, hatte er sie Oma und Opa Meiendorf genannt. Er hatte auch seine anderen Grosseltern immer gern gemocht. Doch diese hier waren so ganz anders. Sie waren noch richtige Landmenschen, die miteinander nur Platt sprachen. Er hatte bei ihnen Plattdeutsch gelernt. Sein Grossvater arbeitete zwar als Maurer in der Stadt. Aber sonst hielt er sich dort nicht weiter auf. Er war immer in seinem Garten beschäftigt, seine Oma auch. Sie hatte die Stadt schon seit vielen Jahren nicht mehr gesehen. Sie war für ihr selbstgebackenes Vollkornbrot berühmt, von dem auch die russischen Kriegsgefangenen häufig etwas abbekamen. Die beiden hielten sich im Hinterhof Kaninchen, Hühner und zwei Schafe. Er durfte die Tiere in den Sommerferien füttern. Die beiden Schafe hatte er oft auf die Gemeindewiese hinter dem Jebens-Knick zum Weiden geführt. Er liebte das alte Schaf, das Peter hiess. Es war zutraulich. Es war wuschelig, es stand in vollem Pelz. Selbst

den Schafswollgeruch mochte er. Er griff oft in seine Wolle hinein. Und Peter schien das zu mögen. Zum Schlachten taugte Peter nicht mehr. Aber das hätte auch niemand gewagt zu sagen. Peter bleibt so lange bei uns, bis er eines Tages tot umfällt, hatte sein Opa bestimmt. Manchmal gab es im Sommer bei seinen Grosseltern Kaninchenbraten. Später erzählte man ihm, dass sein Opa es nie übers Herz gebracht hatte, seine Kaninchen selbst zu töten. Das musste ein anderer besorgen. Zum Schlachten, Abziehen und Ausweiden kam immer ein Freund von ihm. Dabei war sein Grossvater ein Riesenkern, einen Kopf grösser als sein Vater. Ja, so war das damals in Meiendorf.

Als sie ihre Sachen ins Haus gebracht und die Schott'sche Karre in den Geräteschuppen geschoben hatten, assen sie gemeinsam Abendbrot in der grossen Wohnküche, in der noch ein alter steinerner Herd stand und ein Kachelofen, der fast bis zur Decke reichte. Der Kachelofen hatte zwei Nischen, in die seine Oma in der Winterzeit Äpfel reinlegte, so lange, bis sie in ihrem eigenen Saft schmorten. Dann gab es zum Nachtschiff oder auch so Bratäpfel mit Zimt und Zucker. Ein Gedicht, Mutter, hatte sein Vater dazu immer gesagt. Nach dem Abendessen waren seine Mutter und er so erschöpft von dem langen Marsch, dass sie beinahe am Tisch einschliefen. Seine Oma schaute sich seine durchgescheuerte, wundte Schulter an und seine blutigen Hände. Sie wusch beide mit Franzbranntwein aus und legte Verbände an. Der Franzbranntwein zwickte ihn, aber er liess es sich nicht anmerken. Seine Arme waren in Ordnung, die Wunden waren beinahe ausgetrocknet. Sie gingen nach oben, und er schlief, immer noch in seiner Kleidung, auf dem Bett ein.

Er wusste nicht, wie lange er geschlafen hatte. Aber es kam ihm vor, als wären es nur Minuten gewesen. Von dem schrillen Heulen der Sirene, die drei Häuser weiter auf Blockwart Giesings Haus stand, wurde er aus seinem tiefen Schlaf gerissen. Er liess sich Zeit aufzustehen. Er wusste, sie würden Meiendorf nicht bombardieren. Er zog die Schuhe

an und ging nach unten. Unten in der Küche sassen schon seine Grosseltern und seine Mutter bei Kerzenlicht und tranken schwarzen Tee mit Kandis. Als er in die Küche trat, reichte seine Oma ihm einen Becher Tee. Sie hatten die Rollos runtergezogen, denn es bestand «Verdunklungspflicht». Sie sassen um den Küchentisch herum, hielten die warmen Teebecher in ihren Händen, die Fenster waren geöffnet, und sie horchten nach draussen. Einen Volksempfänger gab es nicht im Haus seiner Grosseltern. Nach einer Weile hörten sie aus weiter Ferne das Rumsen der Bomben und das Ballern der Flak. Die hören einfach nicht auf damit, sagte seine Mutter. Die Frauen zogen ihre Mäntel an und gingen mit ihrem Tee und der Kerze in den Keller. Komm mit auf den Boden. Wir schauen uns das Spektakel von oben an, sagte sein Grossvater. Sie gingen die Wendeltreppe zum Obergeschoss rauf. An der Wand des oberen Korridors hing eine Leiter, die sein Grossvater jetzt abnahm und deren beide Hebel er oben an der Dachluke festhakte. Sein Opa ging als erster die Leiter rauf, klappte mit beiden Händen die Luke auf und legte sie auf die Bodendecke. Dann stieg er ganz auf den Boden. Er folgte ihm auf der Leiter. Sein Grossvater hielt ihm im Dunkeln eine Hand entgegen und zog ihn nach oben. Als er neben ihm auf dem Boden stand, sagte sein Opa: Wir dürfen kein Licht anmachen. Er nahm ihn an die Hand, und sie stolperten im Dunkeln nach hinten zum Bodenfenster, von dem aus, das wusste er, sie einen guten Ausblick auf ihren Hintergarten, auf den Jebens-Knick, auf Plitts Bauernhof, auf den Gasometer und auf den Kleck-Wald hatten.

Aber das war es ja nicht, warum sein Grossvater ihn mit auf den Boden genommen hatte. Schau dir das an, sagte er, als sie vor dem Bodenfenster standen, da hinten ist es taghell. Da hinten bombardieren die Tommys die Stadtteile Hamm, Hammerbrook und Rothenburgsort. Er blickte durchs Bodenfenster und sah Tausende von hellerleuchteten Weihnachtsbäumen vom Himmel fallen. Es sieht phantastisch aus, einfach phantastisch, hätte Sterni gesagt, dachte er. Ein unaufhör-

liches Grollen, Rumsen, Gedröhne und Krachen lag dahinten in der Luft. Sie legen Hamm, Hammerbrook und Rothenburgsort in Schutt und Asche, schimpfte sein Grossvater, sie fegen mit ihren Bombenteppichen alles hinweg. So ein Wahnsinn. Ich hätte nicht gedacht, dass die Tommys sich so rächen würden. Sind Hamm, Hammerbrook und Rothenburgsort auch Arbeiterviertel, Opa? fragte er. Ja, antwortete sein Grossvater, es sind Arbeitersiedlungen, die wir lange vor 33, lange vor Hitlers Machtübernahme gebaut haben. Es sind alles vierstöckige rote Klinkerbauten, immer zwei Zimmer pro Familie. Wir haben sie damals für die Hamburger Hafen- und Industriearbeiter gebaut. Auch Hamburgs grösstes Kinderkrankenhaus haben wir dort errichtet, alles aus rotem Klinkerstein. Die Arbeiterparteien und der Weimarer Staat haben den Bau damals finanziert. Und Tausende von uns Mauern und Zimmerleuten fanden damals Arbeit.

Sie schauten jetzt schweigend durch das hintere Bodenfenster. Noch immer fielen leuchtende Weihnachtsbäume vom Himmel. Noch immer war die Nacht dahinten taghell. Noch immer krachte und grollte es. Und manchmal dachte er, die Erde würde bis nach Meiendorf erbeben. Die bombardieren jetzt schon über eine Stunde. Das ist der Untergang, flüsterte sein Grossvater. Sie blieben noch eine Weile am Bodenfenster stehen. Er musste an Uwe Heilhoff, an Sterni, an Fingerdoof und Bäckerchen denken. Wo sie wohl jetzt sind, was sie wohl jetzt machen? Vielleicht haben sie den unterirdischen Bunker auf dem Sonderburger Platz noch gar nicht verlassen. Fingerdoof wollte mit seiner Mutter ja sowieso in der Stadt bleiben. Ob er sie wohl jemals wiedersehen würde? Sind Hamm, Hammerbrook und Rothenburgsort weit von Altona entfernt? fragte er. Nicht weit, mein Junge, nicht weit, antwortete sein Grossvater

Als das Gedröhne, Krachen, Beben und Grollen endlich aufhörte und sie auch keine Weihnachtsbäume mehr am Himmel erblickten,

verliessen sie den Boden. Er ging als erster. Sein Grossvater klappte die Dachluke hinter sich zu. Sie kletterten die Leiter runter, hängten sie an der Korridorwand auf und gingen auf der Wendeltreppe nach unten. In der Wohnküche stampfte sein Grossvater dreimal mit seinem rechten Fuss auf den Boden. Das war das Zeichen für die Frauen im Keller, dass sie raufkommen konnten, die Gefahr war zu Ende. Als sie nach oben kamen, heulten die Sirenen Entwarnung. Ende des Fliegeralarms, sagte seine Mutter, was ist passiert? Sein Grossvater knipste das Licht an und berichtete, was die Tommys in Hamm, Hammerbrook und Rothenburgsort angerichtet hatten.

Das Krachen der Bomben war noch viel lauter als in Altona, fand seine Mutter. Da hast du recht, Elfi, antwortete sein Grossvater. Das waren auch keine Brand- und Phosphorbomben mehr wie bei euch. Die Tommys haben heute Nacht fünf Tonnen schwere Sprengbomben abgeworfen, wie im Juli und Dezember letzten Jahres überm Ruhrgebiet. Sie heissen im Volksmund «Wohnblockknacker», weil sie im Umkreis von 100 Metern alle Gebäude zerstören, und den Menschen in den Luftschutzkellern platzen die Lungen. Dann hat in Hamm, Hammerbrook und Rothenburgsort keiner überlebt, Opa? Wohl kaum, mein Junge.

Nun haben sie Altona und Ottensen, die Veddel und Wilhelmsburg, Hamm, Hammerbrook und Rothenburgsort platt gemacht, sagte seine Mutter. Was kommt jetzt noch? Barmbek, Eilbek, Borgfelde und Eimsbüttel, antwortete sein Grossvater. Dann gingen sie wieder schlafen. Diesmal zog er sein Zeug aus. Er wusste, es würde heute Nacht keinen zweiten Angriff geben. Er schlief schnell und fest ein.

Irgendwann in der Nacht sass er auf der Bank in ihrem zugeschütteten Luftschutzkeller. Er war allein. Es donnerte gegen das Kellerfenster. Dann sprang das Kellerfenster ruckartig auf. Geistergestalten mit abgetrennten Gliedmassen, heraushängenden Augen und blutigen Köpfen sprangen durch das Fenster, brüllten und spien Feuer in ihren

Kellerraum. Um ihn herum stand alles in Flammen. Die Gestalten zischten ihn mit langen, glitschigen, klebrigen Feuerzungen an. Ihre Feuerzungen trafen ihn ins Gesicht, wühlten sich in seinen Mund, drückten seine Nase zu. Er bekam keine Luft mehr. Wir kriegten dich, schrien die Gestalten. Und er schrie zurück: Ich will nicht ersticken, ich will nicht ersticken. Dann wachte er auf. Er sass aufrecht im Bett, er war schweissüberströmt, er atmete schwer. Es dauerte lange, ehe er sich beruhigte und wieder einschlieft. Kurz bevor er einschlieft, musste er noch an seine Grosseltern in der Billrothstrasse denken.

Die russischen Kriegsgefangenen

Am nächsten Morgen vor dem Frühstück – er hatte lange geschlafen – wusch seine Grossmutter seine Hände, Arme und seine rechte Schulter noch einmal mit Franzbranntwein, erneuerte die Verbände und zog behutsam das Hemd über seine rechte Schulter. In zwei Tagen ist alles verheilt, beruhigte sie ihn, mach dir keine Sorgen. Dann holte sie zwei Laibe von ihrem selbstgebackenen Brot, einen Krug mit Schmalz, zwei Würste, Käse und Äpfel aus der Speisekammer und steckte alles in einen Sack. Er wusste, das war für die russischen Kriegsgefangenen. Die Russen arbeiten unten am Bahndamm, besuch sie man nachher, sagte seine Oma, und erzähl Rodion, dass wieder Brot, Aufschnitt und Obst unter der Hecke liegen. Sie ging mit dem Sack nach draussen. Als sie zurückkam, schnitt sie Brot für sie ab. Zum Frühstück bekam er ein frisches gekochtes Ei, seine Mutter auch. Sie hatten es gut bei seinen Grosseltern in Meiendorf, dachte er. Opa ist schon bei Aufräumarbeiten in Wandsbek, sagte seine Oma, er bringt dir heute Abend Hasenbrot mit.

Nach dem Frühstück suchte er zuerst seine Meiendorfer Freunde Reimer Wecke und Paul Kuhn auf. Sie gingen in die fünfte Klasse und

waren seit über einem Jahr Hitlerjungen. Reimer wohnte zwei Häuser unterhalb von Blockwart Giesings Haus, er hatte schon von seiner Ankunft gehört. Reimer stand vor seiner Haustür, er schien auf ihn zu warten. Was ist mit deinen Pfoten los? fragte Reimer und starrte auf seine Hände. Vom Teer, vom Phosphor und der Schott'schen Karre, antwortete er. Er erklärte Reimer die Sache mit dem Teer und dem alten Soldaten und beschrieb, wie er mit seiner Mutter die Karre von Altona bis Meiendorf gezogen hatte. Reimer piffte durch die Zähne. Nicht schlecht für einen, der noch nicht bei uns in der HJ ist, behauptete er. Reimers Vater war Oberbootsmann bei der Kriegsmarine, bei den U-Boot-Seewölfen im Nordatlantik, betonte er immer stolz. Seine Mutter arbeitete häufig in einer ausgelagerten Hamburger Munitionsfabrik in Rahlstedt. Er hatte sich mit Reimer immer gut verstanden. Reimer war ihr Anführer bei den Indianern, wenn sie Indianer und Trapper spielten. Deshalb gewannen die Indianer auch meistens, wenn sie sich aus den umliegenden Meiendorfer Knicks oder Wäldchen auf die Trapper stürzten. Reimer ging gern in seiner HJ-Uniform in die Schule. Für die Schule brauchst du dich im Moment nicht anzumelden, meinte Reimer, die fällt aus wegen der dauernden Bombenangriffe. Die Tommys haben mit Tieffliegern am 25. Juli am helllichten Tage die Eisenbahnstrecke Hamburg-Lübeck bombardiert, fuhr Reimer fort, genau da unten am Bahndamm, wo die Wiesen so flach sind, wo wir gern Fußball spielen. Die russischen Gefangenen sind jetzt dabei, die Strecke zu reparieren. Hast du Rodion mal wieder gesehen? fragte er. Ich schätze, der ist auch da unten am Bahndamm, die meisten Russen müssen da arbeiten, antwortete Reimer, das Ersatzheer überwacht sie.

Etwas später gingen sie zu Paul Kuhns Haus. Es stand direkt gegenüber von Blockwart Giesings Haus. Paul wohnte mit seiner Mutter und seinem jüngeren Bruder im ersten Stock. Sein Vater stand an der russischen Front. Er war schon zweimal verwundet worden. Pauls Mutter

konnte es nicht verstehen, dass sie die russischen Gefangenen mochten und einige von ihnen mit Vornamen kannten. Paul hatte das seiner Mutter erzählt. Dieses Russenpack, hatte sie ein paarmal gesagt, haltet euch von ihnen fern, sie haben ansteckende Krankheiten und stinken wie die Pest. Kommst du uns mal wieder besuchen, du Stadtlümmel? motzte Paul. Er hatte ein breites Grinsen im Gesicht. Er wollte ihm die Hand geben, zog sie aber sofort zurück, als er seine Verbände sah. Paul war der älteste von ihnen. Er musste noch einmal erklären, was mit seinen Händen passiert war. Naja, sagte Paul, ist doch gar nichts. Marschier du erst mal mit uns in der HJ durch den Volksdorfer Wald mit Sturmgepäck und mit Liegestützen dazwischen. Was, Reimer, da machen wir einen richtigen Kerl aus ihm. Worauf du dich verlassen kannst, antwortete Reimer. Die beiden grienten. Er wusste, im nächsten Monat würde er 10 Jahre alt werden, dann würde die HJ an die Tür klopfen. Eigentlich hatte er sich ja immer darauf gefreut.

Nach dieser Begrüssung gingen sie die Schumacher-Allee zum Lager der russischen Kriegsgefangenen rauf. Aber da war niemand zu sehen, auch die älteren Gefangenen nicht. Die sind tatsächlich alle unten an der Bahnstrecke, dachte er. Noch einmal schaute er über die hölzerne Umzäunung des Gefangenenlagers, aber es war niemand da. Vielleicht drinnen in den Baracken, dachte er noch. Aber sie durften nicht auf das Lagergelände. Keiner durfte da rauf, nur die schwarzuniformierten Wachsoldaten, das Ersatzheer und der SA-Blockwart Egon Giesing.

Lass uns an den Bahndamm gehen, sagte Reimer, mal sehen, was da unten los ist. Sie gingen die Schumacher-Allee runter, überquerten die Ahrensburger Strasse, zogen durch den Heinrichsweg, durch den Wacholder-Knick, über die kleine Holzbrücke, die über die Wandse führte, und gelangten über zwei Hügel zu den ersten Tiefwiesen, die vor dem Bahndamm, vor der Eisenbahnstrecke Hamburg-Lübeck la-

gen. Er erinnerte sich daran, dass seine Mutter beim Frühstück gesagt hatte: Verschwindet da sofort, wenn es Fliegeralarm gibt, lauft in die Knicks. Von weitem sahen sie oben auf dem Bahndamm russische Kriegsgefangene mit Schaufeln, Spaten und Spitzhacken arbeiten. LKWs des Ersatzheeres standen auf der anderen Seite des Bahndamms. Sie waren mit Schotter, neuen Schienen und Schienenbalken beladen. Die Russen luden Schienen, Balken und Schotter ab, schleppten sie mit Schubkarren zum Schienenstrang, fügten die Schienen zusammen, drehten sie an den dazwischengelegten Balken fest und schaufelten neuen Schotter auf beide Seiten des Stranges. Soldaten vom Ersatzheer patrouillierten mit Schäferhunden und Gewehren auf beiden Seiten des Bahndamms und gaben Befehle. Die Russen arbeiteten gebückt und mit entblößten Oberkörpern oben auf dem Bahndamm.

Sie gingen über die letzte Tiefwiese bis an den Bahndamm heran. Da oben steht Rodion, sagte Reimer und zeigte zur linken Seite des Schienenstrangs in die Richtung nach Bargtheide. Er schaute dorthin und sah, dass Rodion ihnen zuwinkte, und er winkte zurück. Auch Reimer und Paul winkten zurück. Wenn es Fliegeralarm gibt, laufen wir sofort in den Wacholder-Knick, sagte Reimer, dort sind wir sicher. Ich glaube nicht, dass die Tommys in den nächsten Tagen die Strecke angreifen werden, meinte Paul, die warten so lange, bis alles repariert ist, dann bombardieren sie wieder. Nach einer Weile sahen sie, dass auf der anderen Seite des Bahndamms, aus der Richtung Höltigbaum, drei Feldküchen-LKWs des Ersatzheeres heranfuhrten. Sie hielten direkt vor den russischen Kriegsgefangenen an. Die kommen aus der Boehn-Kaserne, sagte Paul, lasst uns übergehen, vielleicht kriegen wir was ab. Sie kletterten den Bahndamm hoch und auf der anderen Seite wieder runter und gingen auf die Feldküchen-LKWs zu. Die Russen bekommen tatsächlich etwas zu essen, dachte er. Er sah, wie die Gefangenen Schaufeln, Spaten und Spitzhacken hinwarfen, den Bahndamm runterrannten und sich in Reih und Glied vor zwei Feld-

küchen aufstellten. Vor der dritten Feldküche standen nur die Ersatzheersoldaten Schlange. Sie fanden schnell heraus, warum. Bei der Ersatzheer-Feldküche gab es Erbsensuppe mit Bockwurst, bei den beiden Gefangenen-Feldküchen schwamm eine graue Graupengrütze ohne alles in den Kübeln. Aber sie assen alle aus den gleichen Wehrmachtskochgeschirren.

Reimer, Paul und er stellten sich bei der Ersatzheer-Feldküche an und kriegten, ohne zu fragen, ihre Kochgeschirre, die sie sich vorher besorgt hatten, mit dampfender Erbsensuppe und einer dicken Bockwurst darin vollgefüllt. Sie setzten sich direkt zwischen die Ersatzheersoldaten und die russischen Gefangenen. Sie stellten fest, dass die Russen ihre Graupengrütze nicht mit den Löffeln assen, die man ihnen gegeben hatte. Sie hielten ihre Kochgeschirre einfach vor den Mund und schlürften sie aus. Die müssen verdammten Hunger haben, die armen Kerle, sagte Reimer. Es machte ihnen grossen Spass, zwischen den russischen Gefangenen und den deutschen Soldaten zu sitzen und aus den gleichen Kochgeschirren zu essen wie sie. Die Russen standen immer wieder auf und füllten sich ihre Kochgeschirre voll, so lange, bis beide Feldküchen leer waren. Die hauen sich ihre Plauze voll, sagte Paul. Er sah, wie Rodion ihnen zunickte, wie die Russen sie anlächelten, einige winkten ihnen verstohlen zu. Und er war froh, dass sie genug zu essen bekommen hatten. Jedenfalls glaubte er das. Zumindest brauchten sie keine Kartoffelschalen zu essen, dachte er. Ein älterer Ersatzheersoldat kam auf sie zu, schaute sich um, schaute nach links und rechts, stellte zwei kleine Beutel vor sie und sagte: Gebt das den Russen, sagt ihnen, es ist Machorka. Er wusste von seinem Grossvater, dass Machorka auf russisch Tabak bedeutete. Mach du das, sagte Reimer. Er stand vom Boden auf, nahm die beiden Beutel, steckte sie unter sein Hemd, ging langsam auf die sitzenden Russen zu und spazierte durch die ersten beiden Reihen. Er hatte keine Angst. Er ging auf Rodion zu, holte die Beutel unter seinem Hemd hervor, gab sie Rodion

und sagte leise: Machorka für euch, Rodion, Machorka von einem deutschen Soldaten. Rodion nahm die beiden Beutel, legte sie hinter sich. Dann gab er ihm die Hand und flüsterte: Ich danke dir, Towarish. Rodion schaute auf seine Hände. Verletzt? fragte er. Er nickte. Nicht schlimm, sagte er, ist schon fast wieder verheilt, und ging zu Reimer und Paul zurück.

Als sie ihre leeren Kochgeschirre zu den Ersatzheer-Feldküchen zurückbrachten, bemerkten sie, dass bei den Russen mehrere Pfeifen mit brennendem Tabak die Runde machten. Er konnte sehen, wie die Russen im Sitzen genüsslich den Pfeifenrauch langsam einsogen und ihn langsam wieder ausstießen, wie sie die Pfeifen an ihre Kameraden weiterreichten, wie sie dabei lachten, sich angeregt unterhielten und näher zusammenrückten. Und er dachte, wenn das sein Grossvater sähe, dann würde er sich sehr freuen. Sein Grossvater, das wusste er ja, der mochte die Russen, das ging schon auf den Ersten Weltkrieg zurück, wo er an der russischen Front gelegen hatte, wo er sogar etwas Russisch gelernt hatte. Von seinem Grossvater in Meiendorf hatte er viele Geschichten über die Russen gehört. Vielleicht war das ja der Grund, warum auch er die Russen mochte. Später hatte er Rodion Bashimiroff kennengelernt. Daran musste er jetzt denken, als ein Signalhorn ertönte. Die Russen sprangen auf. Sie mussten die Arbeit wiederaufnehmen. Sie klopfen ihre Pfeifen aus, steckten sie in ihre Hosentaschen und kletterten auf den Bahndamm zurück. Die mit Gewehren und Pistolen bewaffneten Ersatzheersoldaten patrouillierten wieder mit ihren Schäferhunden. Die Feldküchen-LKWs fuhren in Richtung Höltigbaum zurück. Fliegeralarm hatte es nicht gegeben.

Oben auf dem Bahndamm schufteten die Gefangenen weiter wie zuvor. Wir arbeiten bis zum Dunkelwerden, rief ein Ersatzheer-Offizier zu ihnen rauf, dawei, Russkis, dawei. Mittagessen brauchen wir heute nicht mehr, meinte Paul Kuhn. Reimer rieb sich den Bauch und sagte: Ganz bestimmt nicht. Die Russen haben heute auch genug be-

kommen, oder was meint ihr? Sie stimmten mit Reimer überein, dass die Russen heute genug zu essen bekommen hatten. Und irgendwie machte sie das froh. Lasst uns mal sehen, ob Jürgen Geiger und Uwe Hahmer zu Hause sind, sagte Paul. Die wissen ja noch gar nicht, dass unser Städter zurück ist. Er nahm die Verbände von den Händen ab, steckte sie in seine Taschen. Sie verliessen den Bahndamm, die Russen, die Ersatzheer-Soldaten und gingen dieselbe Strecke über die Tiefwiesen, die Holzbrücke, durch den Wacholder-Knick, den Heinrichsweg und über die Ahrensburger Strasse zurück in die Schumacher-Allee. Am Ende der Schumacher-Allee, wo der Grossbauer Jebens seinen Hof hatte, waren Uwe Hahmer und Jürgen Geiger zu Hause. Von Geigers Garten aus, hinter den Grenzbüschen, hatten sie oft mit selbstgebastelten Katapulten Krampen auf Jebens Reitpferde geschossen. Die fingen dann wie die Verrückten an, zu wiehern und zu galoppieren. Es dauerte lange, bis Jebens Knechte sie wieder eingefangen hatten. Man hatte sie nie dabei erwischt. Aber man ahnte, dass sie es waren. Sie durften nicht auf Jebens Hof. Die Bäuerin jagte sie immer runter. Besonders auf ihn hatte sie es abgesehen. Der Stadtbengel kommt mir nicht auf den Hof, schrie die Alte, wenn er sich dem Bauernhaus näherte. Ihr Sohn Franzi war für die Alte etwas Besseres. Er ging nicht mit den anderen in die Meiendorfer Schule. Er wurde morgens mit dem Auto in die Rahlstedter Schule gefahren. Franzi sollte nicht mit ihnen spielen. Aber Franzi war ein prima Kerl, der spielte gern mit ihnen. Der brachte ihnen geräucherte Mettwurst aus der Kate mit und frischen Rahmkäse. Franzi war in Ordnung. Ausserdem besass er weit und breit den einzigen ledernen Fussball.

Jürgen Geiger war zu Hause, als sie bei ihm anklopften. Er wohnte in einem reetgedeckten Einfamilienhaus. Hab euch schon gehört, ihr Hunde, rief er von drinnen, kommt rein. Als sie eintraten, sprang Jürgens weisser Spitz an ihnen hoch, beschnüffelte und beleckte sie. Er hiess Emil. Sie mochten Emil. Es dauerte lange, bis sie ihn ausgie-

big gestreichelt hatten und er zufrieden war. Auch mal wieder hier, sagte Geiger zu ihm, und er gab ihm die Hand. Jürgen Geigers Vater war Fernmelder an der Westfront in Frankreich. An der Westfront ist alles ruhig, sagte er oft. Sein Vater schickte ein paarmal im Jahr Pakete aus Frankreich mit Toilettenartikeln und Damenunterwäsche für seine Mutter. Auch Frau Geiger arbeitete in der ausgelagerten Hamburger Munitionsfabrik in Rahlstedt. Wart ihr schon am Bahndamm? fragte Jürgen, die Tommys haben da bombardiert. Sie nickten. Da kommen wir gerade her, antwortete Reimer, die russischen Gefangenen müssen alles wieder reparieren. Keiner von ihnen ist mehr im Lager. Aber ihr wisst noch nicht das Neueste, triumphierte Jürgen Geiger. Nun sag schon, drängte Paul. Stellt euch vor, Uwe Hahmer ist mit seiner Mutter vorgestern nach Schleswig-Holstein abgehauen. Seitdem die Tommys den Bahndamm bombardiert haben, ist ihnen selbst Meiendorf nicht mehr sicher genug gewesen. Das hat Uwe jedenfalls zu mir gesagt, fuhr Geiger fort. Sie wollten zu seinen Grosseltern nach Oldesloe. Vielleicht ist es ja auch, weil Uwes Vater schon an der Ostfront gefallen ist. Auf jeden Fall sind sie weg. Ihr Haus steht leer. Da könnte Fingerdoof mit seiner Mutter drin wohnen, bis zum Kriegsende, schoss es ihm durch den Kopf. Aber dann müsste er in die Stadt zurückfahren und es ihnen sagen, dachte er, und das würde seine Mutter nicht erlauben.

Lasst uns mit unseren Rädern und Emil zum Mühlenteich zum Baden fahren, unterbrach Jürgen Geiger seine Gedanken über Fingerdoof. Wir treffen uns gleich vor Reimers Tür. Sie gingen zu ihren Häusern zurück, um die Räder und ihre Badehosen zu holen. Sein Fahrrad stand bei seinen Grosseltern in der Waschküche. Es war nach dem letzten Sommerurlaub etwas staubig geworden. Er wischte es mit einem Lappen sauber, und er musste es aufpumpen. Es war ein echtes Herrenrad, das sein Opa ihm vor zwei Jahren zu Weihnachten geschenkt hatte. Dann holte er sich oben aus seinem Zimmer seine Bade-

hose aus der Kommode, ging wieder in den Garten runter und führte sein Fahrrad durch die Gartenpforte. Keiner schien ihn dabei gesehen zu haben. Von Reimers Haus aus fuhren sie, mit Emil vorneweg laufend, die Schumacher-Allee hoch, an Jebens Bauernhof vorbei zur Garstkoppel, liessen Jebens Kuhweiden und Kornfelder rechts liegen, radelten durch den Einsiedler-Knick hindurch, rasten am Gasometer vorbei und erreichten hinter dem Hölderwisch-Knick Schierhorns Räucherkatte. Dann pesten sie durch den Teichweg, überquerten die Berner Strasse, bogen auf der gegenüberliegenden Seite in den Kuhredder ein, und da lag der Mühlenteich vor ihnen.

Sie stellten ihre Räder so gegeneinander, dass sie nicht umkippten. Um den Mühlenteich herum standen hochgewachsene Hagebuttenbüsche. Hinter zwei dieser Büsche zogen sie sich um, denn sie waren nicht allein am Mühlenteich. Mädchen in ihrem Alter sasssen im Badeanzug mit ihren Müttern am gegenüberliegenden Ufer des Mühlenteichs, guckten zu ihnen rüber, kicherten und tuschelten über sie. Jedenfalls waren sie davon überzeugt, dass sie das taten. Diese Weiber, sagte Reimer, können von uns nicht genug kriegen. Aber bei uns gibt's nichts zu sehen. Sie hatten sich schnell umgezogen, kämmten das Haar glatt nach hinten, legten ihre Klamotten an den Strand, stolzierten am Ufer etwas herum, spannten ihre Brustkörbe ordentlich an, um sich den Mädchen von der besten Seite zu zeigen, und liefen dann mit einem abschliessenden Hechtsprung ins Wasser. Als sie vom Tauchen wieder hochkamen, sagte Paul Kuhn: Das hat bestimmt Eindruck gemacht. Sie schauten verstohlen zu den Mädchen rüber, und sie sahen, dass die zu ihnen guckten. Zwei von denen, sagte Reimer, gehen in die 4. Klasse unserer Schule. Wir müssen uns mal um sie kümmern. Ganz süsse Puppen, meinte Jürgen Geiger. Dann spielten sie mit Emil im Wasser. Emil war ein schlauer Hund. Er schwamm auf sie zu, und wenn sie ihn greifen wollten, machte er eine blitzschnelle Biege und paddelte davon. Wenn sie auf ihn zu schwammen, um ihn zu fangen,

schwamm er ans Ufer, schüttelte seinen Pelz aus und schien über sie zu lachen.

Er freute sich, dass er so gute Freunde in Meiendorf hatte. Er würde es hier aushalten, dachte er, bis er Sterni, Fingerdoof, Uwe Heilhoff, Bäckerchen und auch Gerd Wuchs nach dem Krieg wiedersehen würde. Sie würden alle wieder zusammenkommen, davon war er überzeugt, nur eben nicht mit Holle, Hansi und Hansel und dem alten Soldaten. Jetzt erhoben sich am gegenüberliegenden Ufer die Mädchen mit ihren Müttern, zogen sich hinter den Hagebuttenbüschen um und wollten gehen. Reimer und Paul winkten zu ihnen rüber, und die Mädchen winkten zurück. Sie haben zurückgewunken, habt ihr das gesehen? rief Paul begeistert. Er riss die Arme im Wasser hoch und versank gurgelnd im Mühlenteich. Als er wieder hochkam, lachte er übers ganze Gesicht. Dann bis bald in der Schule, rief Paul zu den Mädchen rüber. Bis bald, riefen sie zurück. Und sie winkten noch einmal. Etwas später schwammen sie ans Ufer, liessen sich von der späten Nachmittagssonne trocknen und kämmten das Haar glatt nach hinten. Sie fühlten sich grossartig. Wir haben bestimmt eine gute Figur gemacht, meinte Reimer. Was glaubt ihr, wie lange der Krieg noch dauern wird? fragte Jürgen Geiger plötzlich. Noch ein Jahr bis zum Endsieg, antwortete Paul Kuhn. Höchstens noch eineinhalb Jahre, dann haben wir sie alle erledigt, erklärte Reimer. Und du, was meinst du? fragte Geiger ihn. Ich weiss es nicht, antwortete er und zuckte mit den Schultern, vielleicht nicht mehr lange. Das ist eine lahmarschige Antwort, fuhr Reimer dazwischen, aber du bist eben noch nicht in der HJ. Und da lachten sie über ihn.

Wisst ihr was? sagte er nach einer Weile. Bevor es dunkel wird, steigen wir auf unsere Räder und holen die russischen Gefangenen vom Bahndamm ab, was meint ihr? Sie willigten ein. Gute Idee, meinte Geiger, die werden sich freuen. Sie liessen flache Steine über den Mühlenteich hüpfen. Sie flitzten über das Wasser und rissen klei-

ne Fontänen hoch. Einige sprangen drei- und viermal auf. Emil wollte sie immer rausholen. Er verstand nicht, dass sie untergingen, und jaulte. Sie gingen mit Emil wieder ins Wasser, umschwammen ihn, versuchten, unter ihm durchzutauchen, ihn zu fangen. Aber er entwichte ihnen jedesmal. Als sie aus dem Wasser stiegen, wartete Emil schon auf sie am Ufer. Er hatte sein Fell trockengeschüttelt, lag faul im Sand und wedelte mit dem Schwanz. Der weiss, dass wir noch woanders hinwollen und dass er mitkommen darf, sagte Jürgen Geiger, ging auf ihn zu und strich ihm über Augen und Schnauze. Emil leckte Jürgens Finger und richtete die Ohren auf. Sie zogen sich hinter den Büschen um, ohne sich abzutrocknen, wrangen ihre Badehosen aus, setzten sich auf ihre Räder und fuhren durch den Kuhredder zurück zur Berner Strasse. Emil trabte an Jürgen Geigers Seite.

Die asphaltierte Berner Strasse rasten sie runter bis zum Oldenfelder Stieg. Zweimal kam ihnen ein LKW entgegen und einmal ein Bauer mit Pferd und Wagen, der Heu geladen hatte. Für Emil war ihr Tempo kein Problem. Er flitzte an ihnen vorbei und nach vorn, schaute sich um, um festzustellen, ob sie nachkommen würden, liess sie etwas herankommen und rannte wieder vorneweg. Er mag gern die Führung übernehmen, sagte Jürgen Geiger. Als sie in die Ahrensburger Strasse einbogen, war es vorbei mit der Raserei. Ein langer Flüchtlingsstrom zog die Ahrensburger Strasse hoch, mit Kind und Kegel, mit Pferd und Wagen, mit allen möglichen Karren und Handwagen. Wie wir gestern, dachte er, die Hamburger verlassen immer noch ihre Stadt. Er hatte in den letzten Stunden schon vergessen, was da alles passiert war. Jetzt musste er unwillkürlich an Sterni, Bäckerchen und Uwe Heilhoff denken: Ob die wohl auch in so einem Flüchtlingsstrom steckten? Emil gefiel das gar nicht. Er bellte die Flüchtlinge an. Die Flüchtlinge marschierten auf der Strasse und auf den Bürgersteigen. Sie machten ihnen keinen Platz. Wenn sie klingelten, schauten sie nicht auf, gingen einfach weiter mit ihren ernsten, traurigen Gesichtern.

Deshalb mussten sie oft absteigen und die Räder schieben. Lasst uns durch den Kirchredder fahren, rief Paul Kuhn, hier kommen wir nicht schnell genug weiter. Für eine Weile schoben sie ihre Räder im Zug der Flüchtlinge. Er kam sich komisch vor, gestern hatte er doch noch zu ihnen gehört, dachte er. Sie erreichten den Kirchredder. Es begann schummrig zu werden. Sie holpten den ungepflasterten Kirchredder runter, durch den Wiesenredder hindurch und sahen von weitem, wie die russischen Kriegsgefangenen über die hölzerne Wandsebrücke zurück ins Lager marschierten, auf beiden Seiten von Ersatzheersoldaten bewacht. Sie haben ihre Arbeit getan, dachte er, jetzt haben sie endlich Feierabend.

Sie kürzten den Weg ab, umfuhren zwei Hügel und radelten quer über die Wiesen zur Brücke. Emil kam zuerst bei der Brücke an, sprang an den Russen hoch, sprang an den Ersatzheersoldaten hoch. Sie lachten und sie streichelten ihn, die russischen Gefangenen und die deutschen Soldaten. Sie kannten Emil. Die Geigers wohnten ja oben in der Schumacher-Allee, schräg gegenüber vom Gefangenenlager. Sie hatten Emil und die Jungs schon häufig in der Schumacher-Allee und unten am Bahndamm auf den Wiesen herumtollen sehen, die russischen Gefangenen und die deutschen Soldaten. Emil konnte sich vor Streichelei kaum retten. Als er sah, dass sie von ihren Rädern abstiegen und auf der linken Seite des Gefangenzuges mitmarschierten, lief er einfach in den Reihen des Zuges weiter.

Die Ersatzheersoldaten hatten nichts dagegen, dass sie mitmarschierten. Einige erkannten sie von vorhin und fragten, ob ihnen die Erbsensuppe geschmeckt hätte. Paul Kuhn, Reimer und er bejahten. Besser als zu Hause, behauptete Reimer. Und sie konnten sehen, dass die Soldaten, die gefragt hatten, sich freuten. Dann sah er im Halbdunkel Rodion am Ende des Zuges marschieren. Er blieb für eine Weile mit seinem Fahrrad stehen und hängte sich an den Zug an. Hinter dem Zug marschierte kein Ersatzheersoldat. Kommst du morgen auch zu uns? fragte er Rodion. Ihr sollt die alte Pumpe im Hinterhof reparie-

ren. Ihr müsst tief runtersteigen in den Brunnen, es kommt kein Wasser mehr hoch. Ich komme morgen mit drei Kameraden zu euch, antwortete Rodion. Sag deinem Opa, wir kriegen das schon hin. Rodion schaute auf seine Hände und Arme. Alles in Ordnung mit dir? fragte er. Alles in Ordnung, antwortete er, ich habe keine Schmerzen mehr. Es juckt nur noch. Er schob das Fahrrad jetzt mit der linken Hand hinter sich her, rückte näher an Rodion ran und flüsterte: Ich soll euch von meiner Oma sagen, es liegt wieder Brot, Wurst, Käse, Schmalz und Obst unter der Hecke. Rodion nickte. Sag der Babuschka unseren herzlichen Dank. Vergiss es nicht, flüsterte Rodion zurück. Nein, antwortete er leise, ich sag es ihr. Wann kommt ihr morgen? Die Lagerkommandanten haben uns ab neun Uhr morgens für euch abgestellt. Dann können wir zusammen essen und Schach spielen? Vielleicht, lass uns ab warten, wie lange wir an der Pumpe und im Brunnen arbeiten müssen, entgegnete Rodion. Geh jetzt wieder zu deinen Freunden, sonst fallen wir auf. Dann bis morgen, Rodion, sagte er. Bis morgen, und vergiss nicht, dich für uns bei deinen Grosseltern zu bedanken. Er nahm sein Fahrrad, scherte nach links aus und schloss wieder zu seinen Freunden auf.

Nachdem sie die Ahrensburger Strasse überquert hatten, gelang es den russischen Kriegsgefangenen, auf der linken Seite die Schumacher-Allee raufzumarschieren. Die haben das einfach so hinbekommen, fiel ihm auf, obwohl ihr Lager oben auf der rechten Seite liegt. Auf der linken Seite, zwei Häuser vor Reimer Weckes Haus, stand das Haus seiner Grosseltern, stand die mannshohe, dichte, wunderbare Buchenhecke, die sein Grossvater vor vielen Jahren angepflanzt hatte, unter der das Brot, das Schmalz, Wurst und Käse und die Äpfel für die Gefangenen lagen. Die marschierten eng an den Hausumzäunungen die linke Seite hoch, Paul Kuhn, Reimer Wecke, Jürgen Geiger, Emil und er mit den Fahrrädern hinterher. Die Ersatzheersoldaten patrouillierten auf der rechten Strassenseite. Er sah, wie einige Russen, als sie

am Garten seiner Grosseltern vorbeikamen, sich schnell vor der Hecke runterbeugten, etwas unter der Hecke rauszogen, unter ihren Hemden versteckten und weiter marschierten. Da wusste er, dass wieder alles geklappt hatte, und er freute sich unbändig.

Es war jetzt dunkel geworden. Die Gefangenen marschierten oben auf der Schumacher-Allee in ihr Lager, dabei mussten sie von der linken auf die rechte Strassenseite wechseln. Er verabschiedete sich von seinen Freunden und von Emil. Sie verabredeten sich für morgen Nachmittag. Er schob sein Fahrrad durch die Gartenpforte, durch den Vorgarten, am Haus vorbei, durch den Hintergarten und in die Waschküche hinein. Als er in die Wohnküche trat, warteten schon alle auf ihn mit dem Abendbrot. Kannst wohl auch in Meiendorf nicht rechtzeitig zum Essen kommen, schimpfte seine Mutter. Sein Opa grünte. Er sah, dass auf seinem Teller das Hasenbrot seines Grossvaters lag. Er legte seine trockene Badehose auf die Fensterbank und wollte sich auf seinen Stuhl setzen. Halt! rief seine Mutter. Erst die Hände waschen. Ja, sagte seine Oma, wat mut, dat mut. Er wusch sich die Hände im Waschbecken der Küche, trocknete sie ab, setzte sich auf seinen Stuhl und ass das Hasenbrot. Es schmeckte grossartig. Es war immer etwas Besonderes, wenn sein Grossvater Hasenbrot von der Arbeit mitbrachte. Als er es aufgegessen und seinen Tee getrunken hatte, sagte sein Opa: Nu verteil mol, wat du hüt so alln's makt hest, min Jung. Er erzählte, dass er mit Reimer und Paul Kuhn bei den russischen Kriegsgefangenen am Bahndamm gewesen wäre, dass ein Ersatzheersoldat ihnen Tabak für die Russen gegeben hätte, und er hätte ihn an Rodion weitergegeben, und dass sie aus der Feldküche Erbsensuppe und Bockwurst gegessen hätten. Später, fuhr er fort, hätten sie Jürgen Geiger und Emil abgeholt und wären mit ihren Rädern zum Mühlenteich zum Baden gefahren. Kurz vor dem Dunkelwerden hätten sie die Gefangenen noch einmal am Bahndamm besucht und wären mit ihnen nach Hause marschiert. Und er hätte genau gesehen, wie russische Gefangene das Brot und die anderen Sachen unter der Hecke

herausgezogen hätten und damit weitermarschiert wären. Keiner der Ersatzheersoldaten hätte etwas gemerkt, weil die auf der anderen Seite marschiert wären. Dann hat ja alles wie am Schnürchen geklappt, sagte sein Grossvater, und du hast einen guten Tag gehabt, mein Junge? Das habe ich, Opa, antwortete er, es war ein prima Tag. Seine Mutter schüttelte den Kopf. Das mit dem Russen-Brot unter der Hecke, das gefällt mir gar nicht, Vater, sagte sie, eines Tages werden sie dich und Mutter noch abholen. Du weisst, dass Giesing überall seine Augen und Ohren hat. Sein Grossvater nahm seine lange, gebogene Petterson-Pfeife aus dem Mund, trank einen Schluck Bier und entgegnete: Mach dir man nicht in die Hosen, mein Kind, das ist eben meine Art, diesen Krieg zu führen.

An diesem Abend gingen sie früh schlafen. Sie waren todmüde. Es war die Nacht vom 28. auf den 29. Juli 1943. Sie konnten durchschlafen. Es gab keinen Fliegeralarm. Die Tommys legen in dieser Nacht eine Feuerpause ein, aber sie werden wiederkommen, hatte seine Mutter noch vor dem Schlafengehen behauptet. Als sie am anderen Morgen aufstanden und frühstückten, war sein Grossvater mit dem Bus schon lange zur Arbeit gefahren. Es war kurz vor neun, als er durch die Gartenpforte ging und die Schumacher-Allee zum Gefangenenlager raufschaute. Er sah, wie Rodion mit drei seiner Kameraden oben die Strasse überquerte. Sie gingen ganz normal die Schumacher-Allee runter. Plötzlich stürzte Blockwart Giesing in seiner braunen SA-Uniform mit der roten Hakenkreuzbinde auf dem rechten Arm aus seinem Haus heraus. Er lief durch die offene Gartentür und trat zwei russischen Gefangenen mit seinen Langschäftern in die Seite und brüllte: Ihr sollt im Gänsemarsch gehen, verdammtes Russenpack. Los, marsch, marsch. Die Gefangenen marschierten sofort im Gänsemarsch die Schumacher-Allee runter. Giesing stand oben mit in den Hüften angewinkelten Armen und schrie: Links, links, links, zwo, drei, vier. Die Gefangenen nahmen den Takt an. Giesing brach in schallendes

Gelächter aus. Na also, rief er hinterher, es geht doch. Ihr braucht nur Disziplin, ihr dreckigen Iwans.

Er sah das alles mit an. Dieser Giesing, dachte er, was bildet der sich bloss ein? Ich werde das meinem Grossvater erzählen. Dann waren die Russen bei ihm an der Gartenpforte angelangt. Sie blickten zu Boden. Sie schämten sich. Rodion stellte sie vor und erklärte ihm, wo sie aus Russland herkämen. Sie wollten gleich mit der Arbeit an der Pumpe anfangen. Aber seine Oma stand schon an der Haustür und rief: Ihr kommt erst mal rein und trinkt Kaffee. Die Russen folgten seiner Oma und ihm in die Küche, sie setzten sich an den Küchentisch – sie kannten die Küche schon –, und seine Oma schenkte jedem eine Tasse Kaffee ein. Echter Bohnenkaffee, sagte sie. Die Russen lächelten. Danke, Babuschka, sagte Rodion. Seine Oma schnitt jedem eine dicke Scheibe von ihrem selbstgebackenen Brot ab und legte Wurst, Käse und Butter vor sie. Erst wird anständig gegessen, bevor ihr an die Arbeit geht, befahl sie. Die Russen nickten. Sie hatten sie verstanden, sie assen schweigend. Sie kauten das Brot mit dem Käse und der Wurst ganz langsam und andächtig, als würden sie etwas Einmaliges zu sich nehmen.

Kurz darauf ging die Küchentür auf. Seine Mutter trat in die Küche. Sie erschrak. Sie starrte auf die zerlumpten Gestalten. Was sind das für Männer? fragte sie. Das sind russische Kriegsgefangene, Mama, antwortete er, du brauchst keine Angst vor ihnen zu haben, sie sind Opas und Omas und meine Freunde. Die Russen schauten von ihrem Brot auf. Das ist meine Mutter, sagte er stolz, wir sind zusammen vor den Bomben geflohen. Rodion übersetzte. Die Russen grüssten sie mit Kopfnicken. Seine Mutter stand noch immer ängstlich an der Küchentür. Da stand Rodion auf und sagte: Ich bin Rodion Bashimiroff, ich bin ein Freund Ihres Sohnes. Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Da lächelte seine Mutter kaum merklich und antwortete: Ich habe schon von Ihnen gehört. Mein Sohn hat viel von Ihnen erzählt.

Seine Oma schenkte Kaffee nach. Und alles war gut. Seine Mutter hatte keine Angst mehr. Sie setzte sich an den Küchentisch und trank einen Kaffee mit ihnen. Danke, dass Sie sich zu uns setzen, sagte Rodion.

Als sie etwas später im Hinterhof zur alten Pumpe gingen, die gegenüber der Waschküche stand, den Brunnendeckel abhoben und in die Tiefe des Brunnenschachts blickten, sagte einer der Russen – er hiess Pavel und sprach deutsch Wir brauchen eine Leiter, sonst kommen wir nicht zum Boden runter. Im Geräteschuppen hinter dem Hühnerstall steht eine Leiter, sagte er, die ist lang genug, und wir können sie aufklappen. Die Russen kannten sich im Garten aus, holten die Leiter aus dem Schuppen und brachten auch zwei Eimer und Schaufeln mit. Sie klappten die Leiter auf, liessen sie vorsichtig den Schacht hinunter und erreichten den Boden. Dann zogen sie ihre Oberkleidung aus. Pavel kletterte mit Schaufel und Eimer als erster auf der Leiter nach unten in den dunklen Schacht. Hier ist alles voll Schlick und Gestrüpp und Baumwurzeln, rief er von unten. Wir müssen es rausholen. Das Pumpenrohr ist völlig verstopft. Als er mit einem Eimer voll mit dickflüssigem, stinkendem Schlamm nach oben kam, kletterte der zweite Russe – er hiess Igor – in das schwarze Loch hinunter. So verlief es den ganzen Morgen, bis zum Mittag. Sie entsorgten den Schlamm in der Jauchegrube hinter dem Geräteschuppen. Sie holten auch eine Axt und eine Säge aus dem Geräteschuppen und nahmen sie mit nach unten. Wir müssen Baumwurzeln durchsägen, erklärte Rodion, die haben sich von unten in das Pumpenrohr geschoben. Die Russen wechselten sich beim Sägen und Hacken im Schacht ab. Nachdem sie die dicke schwarze Brühe, das Gestrüpp und die unterirdischen Wurzeln nach oben getragen und entsorgt hatten, hörte er im Pumpenrohr das Wasser gurgeln. Das Wasser kommt zurück, rief Pavel freudig erregt, wir müssen das Pumpenrohr unten am Quellendeckel wieder anschliessen.

Nachdem der letzte Russe – er hiess Nikolai – das Pumpenrohr angeschlossen hatte und aus dem Brunnenschacht gestiegen war, standen sie oben, mit einer schwarzen Kruste aus Schlamm und Schlick besudelt. Er durfte die Pumpe anwerfen. Beim ersten und zweiten Mal kam eine schmutzige braune Sosse aus der Pumpe. Nach dem dritten Mal schoss klares, sauberes Wasser in einem dicken Strahl aus der Pumpe heraus. Da ist genug Druck drauf, wir haben es geschafft, triumphierte Rodion. Sie gaben sich die Hände und lachten. So fröhlich habe ich sie noch nie gesehen, dachte er. Seine Oma kam zur Pumpe, brachte Handtücher und Seife mit und sagte: Erst waschen, Towarishi, so kommt ihr mir nicht in die Küche. Es gibt Gulasch mit Nudeln. Rodion übersetzte. Die Russen strahlten. Seine Oma ging wieder ins Haus zurück. Die Russen zogen sich ganz aus. Sie hielten ihre Köpfe unter die Pumpe, liessen das klare Brunnenwasser über ihre Körper gleiten, seiften sich gegenseitig die Rücken ein und fingen an, sich mit dem Pumpenwasser zu bespritzen, tollten herum wie Clowns und lachten und fühlten sich wohl und bespritzten ihn auch. Er nahm einen Eimer, liess ihn vollaufen und schüttete Wasser auf sie zurück. Seine Oma hatte das letzte aus dem Küchenfenster mit angesehen. Schluss jetzt, rief sie in den Hinterhof hinein, das Essen ist fertig, kommt rein. Die Russen trockneten sich schnell ab, knallten sich die Handtücher auf die Rücken und zogen sich an. Sie benehmen sich wie Kinder, Babuschka, rief Rodion, sie haben doch seit ihrer Gefangennahme nicht mehr gebadet. Sie spülten die Leiter, die Eimer und die Werkzeuge ab, trugen alles in den Geräteschuppen zurück und gingen dann zum Essen in die Küche.

Seine Grossmutter hatte zwei grosse Töpfe Gulasch gekocht. Sie standen auf dem steinernen Herd, die Nudeltöpfe daneben. Die Russen zogen den Geruch des dampfenden Fleisches lange in ihre Nasen ein. Es riecht herrlich, Babuschka, sagte Rodion. Sie setzten sich an den ausgezogenen Küchentisch, und seine Oma füllte die tiefen Teller mit

Gulasch und Nudeln voll. Jeder hatte ein Glas Milch vor sich stehen. Sie fingen an zu essen. Es schmeckt serr gutt, Mutter, sagte Pavel, nachdem er die ersten Bissen heruntergeschluckt hatte. Die anderen Russen nickten. Ja, serr gutt, wiederholten sie. Sie hatten schnell ihren ersten Teller leer gegessen. Wirklich, Oma, sagte er, es schmeckt ganz prima. Seine Oma stand am Herd, lächelte und füllte die Teller nach.

Sein Grossvater kam früher als sonst von der Arbeit zurück. Die Russen standen auf, als er in die Küche trat. Bleibt doch sitzen, Towarishi, sagte er, lasst euch nicht beim Essen stören. Die Russen setzten sich wieder. Er ging in die Speisekammer, brachte eine Flasche Korn mit und nahm fünf Schnapsgläser aus dem Küchenschrank heraus. Dann setzte er sich zu ihnen an den Tisch, und seine Grossmutter füllte ihm einen Teller mit Gulasch und Nudeln auf. Zuletzt setzte sich seine Grossmutter mit einem Teller Gulasch und Nudeln an den Tisch. Jetzt essen wir alle zusammen, dachte er, wie eine grosse Familie. Nur seine Mutter fehlte, sie war bei Reimers Mutter zum Kaffee eingeladen. Nachdem sie gegessen hatten – die Russen hatten zwei Portionen verdrückt –, schenkte sein Grossvater die Schnapsgläser bis an den Rand mit Korn voll. Er gab jedem Russen ein Glas. Die Russen guckten skeptisch in die Gläser. Sein Grossvater lachte. Ja, ja, sagte er, ich weiss ja, was ihr denkt. Aber es ist kein Wodka, dafür ein ganz ordentlicher Korn. Er hielt sein Glas zur Mitte des Tisches hin, die Russen taten das gleiche. Sein Grossvater sagte: Nastrowje. Nastrowje, antworteten die Russen. Sie stiessen miteinander an und tranken die Gläser in einem Zug leer. Dann füllte sein Grossvater ein zweites Mal die Gläser, wieder prosteten sie einander zu und kippten den Korn in einem Zug hinunter. Sein Grossvater wollte die Gläser noch einmal füllen. Jetzt ist Schluss, Vadder, sagte seine Oma, sonst haben wir fürs nächste Mal nicht genug. Hast ja recht, antwortete sein Opa und drückte mit dem rechten Daumen den Korken in die Schnapsflasche.

Rodion schaute auf die Küchenuhr, die in der linken hinteren Ecke über der Nähmaschine hing. Es ist gleich zwei Uhr nachmittags. Wir müssen zurück ins Lager, sonst werden die Aufseher gewalttätig. Nur ein Schachspiel, Rodion, bat er. Gut, antwortete Rodion, ich zeig dir eine neue Eröffnung. Aber dann müssen wir gehen. Seine Grossmutter räumte den Tisch ab. Sein Grossvater holte die selbstgedrehten Zigaretten, die er in der Wohnstube in einer Messingdose sorgfältig aufbewahrte, und gab jedem Russen zwei davon. Marke Eigenbau, sagte er. Rodion übersetzte. Die Russen lächelten. Sie zündeten sich die Zigaretten an, und er lief nach oben in sein Zimmer und holte sein Schachspiel. Als er zurückkam und die weissen und schwarzen Figuren aufstellte, hörte er, wie sein Grossvater erzählte, dass er im November und Dezember 1917 an der Ostfront in der Nähe von Brest-Litowsk stationiert gewesen wär, da, wo die Friedensverhandlungen zwischen dem deutschen Kaiserreich und dem revolutionären Russland stattgefunden hätten. Damals, im Dezember 1917, fuhr sein Grossvater fort, hätten die Russen und die Deutschen für 10 Tage die Waffen niedergelegt. Deutsche und russische Soldaten hätten sich zwischen den Schützengräben getroffen und den Waffenstillstand gemeinsam gefeiert. Sie wären froh gewesen, nicht mehr aufeinander schiessen zu müssen. Sie hätten zusammen Wodka und Schnaps getrunken und im Kraterland zwischen den Schützengräben Borschtsch und Kartoffelsuppe gekocht und gegessen. Und russische Soldaten hätten handgeschriebene und gedruckte Flugblätter über Lenins und Trotzki's Friedensangebote mit einem Aufruf zur Revolution in Deutschland verteilt. Die kaiserlichdeutsche Heeresleitung in Berlin hätte daraufhin viele deutsche Soldaten sofort aus Russland abgezogen, weil sie Angst gehabt hätte, dass deutsche und russische Soldaten sich verbrüderten, dass sie eine neue Internationale schafften, dass die deutschen Ostfrontsoldaten sich gegen das wilhelminische System auflehnen würden. Rodion übersetzte die Worte seines Grossvaters, so schnell er konnte. Seine

Kameraden waren erstaunt. Sie steckten sich die zweite Zigarette an, hingen an seines Grossvaters Lippen. Ja, fügte sein Grossvater hinzu, so war das damals, die hatten Angst vor einer Revolution, die Herren, deshalb mussten wir Russland verlassen. Aus unserer Revolution ist ja 1918 nichts geworden, das wisst ihr ja. Nun haben wir dafür Hitler und die Nazis.

Rodion übersetzte wieder. Rodion schaute wieder auf die Küchenuhr. Ich werde dir jetzt eine neue Eröffnung zeigen, sagte er, wir müssen gleich gehen. Rodion drehte das Schachspiel um, nahm die weissen Figuren, zog zuerst den Königsbauern zwei Felder nach vorn, brachte den rechten Springer raus, setzte dann den Läufer der kleinen Rochadeseite auf eine vordere Position. Darauf zog er den Damebauern ein Feld nach vorn und griff mit dem rechten Springer Dame und Turm des Gegners an. Rodion erklärte ihm, wie schnell man damit den Gegner unter Druck setzen könnte, wenn der nicht die richtigen Gegenzüge spielen würde, und dass man selbst, wenn der Gegner das täte, eine bessere Ausgangsposition haben würde. Rodion nannte diese Eröffnung «Königsgambiteröffnung» und riet ihm, die Eröffnung ein paarmal durchzuspielen und auch selbst die Gegenzüge mit den schwarzen Figuren zu setzen. Wenn ich das nächste Mal komme, sagte Rodion, spielen wir die neue Eröffnung gemeinsam durch. Er starrte auf das Schachbrett, versuchte, Rodions Züge zu verstehen, und hoffte, dass Rodion bald wiederkommen würde.

Die Russen standen vom Küchentisch auf. Rodion ging auf seine Grossmutter zu und sagte: Babuschka, wir danken dir für das Essen, es war köstlich. Er konnte sehen, dass seine Oma stolz auf Rodions Worte war. Dann ging Rodion zu seinem Grossvater, gab ihm die Hand und sagte: Towarish Willem, der Brunnen und die Pumpe funktionieren wieder. Du kannst dich auf uns verlassen. Sein Grossvater lachte über das ganze Gesicht. Er drückte Rodions Hand. Das weiss ich doch, Towarish Rodion, antwortete er, ich habe mich immer auf euch verlassen können. Die Russen verabschiedeten sich von seinen

Grosseltern und von ihm, verliessen das Haus, gingen durch die Gartenpforte und marschierten dann im Gänsemarsch die Schumacher-Allee hoch zu ihrem Lager zurück. Blockwart Giesing liess sich nicht mehr blicken. Er schaute noch immer auf die Schachfiguren. Na, sagte sein Grossvater, hast wohl was Neues gelernt, oder? Ja, antwortete er wie abwesend und starrte weiter auf das Schachbrett und Rodions Eröffnung. Opa, sagte er denn, Giesing hat heute Morgen die Russen, die unsere Pumpe repariert haben, mit seinen Langschäftern getreten und sie gezwungen, auf der Schumacher-Allee im Gänsemarsch zu marschieren. Sein Grossvater sah ihn an, schüttelte den Kopf und sagte: Hat der Kerl schon wieder eine Sauerei begangen. Ich muss ihn mir vorknöpfen. Aber erst mal werde ich ein Nickerchen machen.

Er traf sich danach mit Paul Kuhn, Jürgen Geiger und Reimer Wecke vor Reimers Gartentür. Sie entschieden sich, Fussball zu spielen, gingen die Schumacher-Allee hoch zu Jebens Haus und riefen Franzi heraus. Franzi kam nach einer Weile mit dem ledernen Fussball. Sie gingen zusammen die Schumacher-Allee runter, überquerten die Ahrensburger Strasse, liefen durch die Knicks und Redder und über die Wandsebrücke zu den tiefen, flachen Wiesen am Bahndamm und spielten mit Jungens vom Schierhorner Berg Fussball. Die Schierhorner waren schon vor ihnen dagewesen. Auf dem Bahndamm ratterte ein Güterzug vorbei mit Wehrmachtsnachschieber für Leningrad. Es war ein ellenlanger Zug, beladen mit Panzern, Geschützen, LKWs, Maschinengewehren, Kübelwagen. Das geht von Lübeck aus alles an die Leningrader Front, sagte Reimer Wecke. Sie unterbrachen ihr Spiel für eine Weile, schauten sich den vorbeifahrenden Zug an. Und Paul Kuhn sagte: Da stehen die neuen Königstigerpanzer drauf, es sind die besten Panzer der Welt, mit denen gewinnen wir die Schlacht um Leningrad. Als der Güterzug aus der Meiendorfer Schweiz herausfuhr, spielten sie weiter Fussball und dachten nicht mehr an den Zug, die Königstigerpanzer und Leningrad.

Als sie vor dem Dunkelwerden nach Hause gingen – sie hatten das Spiel übrigens gewonnen –, die Ahrensburger Strasse wieder überquerten und die linke Seite der Schumacher-Allee hochgingen, sah er, dass Blockwart Giesing in seiner braunen SA-Uniform und in Langschäftern vor der Gartentür seiner Grosseltern stand. Was will dieser Giesing denn bei euch? fragte Jürgen Geiger. Keine Ahnung, antwortete er. Aber es wird nichts Gutes sein, dachte er für sich. Sie verabredeten sich für morgen Vormittag. Sie wollten mit den Rädern zum Mühlenteich fahren, um zu schwimmen. Als er ins Haus trat und im Korridor stehenblieb, hörte er durch die angelehnte Tür des Wohnzimmers, wie Blockwart Giesing sagte: Wilhelm, mir ist zu Ohren gekommen, dass du die russischen Gefangenen beköstigst und sie bei dir wohlleben lässt, du weisst, dass das verboten ist. Diese Hunde sollen arbeiten bei uns und sonst nichts. Was sie fressen, das bestimmt der Lagerkommandant. Hast du das verstanden? Er vernahm Gerangel im Wohnzimmer, Stühle fielen um. Dann brüllte sein Grossvater: Wenn ich noch einmal höre, dass du russische Gefangene trittst oder sie misshandelst, dann schlag ich dich windelweich, und ich bin schneller bei dir als deine SA bei mir, glaub mir das. Giesing antwortete nicht. Jemand schnappte nach Luft im Wohnzimmer. Meine Gurgel, Wilhelm, wimmerte Giesing, drück nicht zu. Noch eins, fuhr sein Grossvater fort, was in meinem Haus mit den Russen geschieht, ist meine Sache, hast du das kapiert? Und nun mach dich vom Hof. Er stellte sich im Korridor hinter den Kleiderschrank und sah, wie Giesing, ohne ein Wort zu sagen, das Wohnzimmer und das Haus verliess. Er war stolz auf seinen Grossvater.

An diesem Abend, nach dem Abendbrotstisch, war sein Grossvater in ausgelassener Stimmung. Er hatte schon vor dem Essen zwei Schnäpse getrunken. Er erzählte von 1917. Er erzählte davon, wie sie in der eisigen Winterkälte bei Brest-Litowsk zwischen den Schützengräben grosse Lagerfeuer entfacht und mit den Russen ganz eng aneinandergesessen hätten, um sich zu wärmen, dass Wodka- und

Schnapsflaschen die Runde gemacht und dass sie einander feierlich versprochen hätten, nie wieder gegeneinander Krieg zu führen. Am Ende, fügte sein Opa noch hinzu, konnte keiner von ihnen verstehen, warum sie überhaupt gegeneinander gekämpft hatten. Für wessen Interesse eigentlich, hatte ein junger russischer Leutnant geschimpft, der sich die zaristischen Offiziersinsignien abgerissen hatte, doch nur für die Interessen von Zar und Kaiser, von Bojaren und Junkern, verdammt noch mal. Und dann hätten sie russische und deutsche Volkslieder gesungen, und sie hätten sich umarmt und Towarish genannt. Ja, so war das damals gewesen, in Brest-Litowsk, in der Winterkälte, erinnerte sich sein Opa, aber das ist ja nun schon lange her.

Sein Grossvater schwieg für eine Weile, starrte vor sich hin. Dann schenkte er sich ein Schnapsglas voll Korn ein, kippte es in einem Zug runter und leckte seine Lippen ab. Vater, ich hab vorhin mit angehört, wie du mit Giesing gesprochen hast und wie du ihn rausgeschmissen hast, sagte seine Mutter ängstlich, das bringt keinen Segen, Vater, du musst dich doch vorsehen, sonst holen sie dich ab. Nein, schrie sein Grossvater, sollen wir alle zu Kreuze kriechen vor den Nazis? Niemals. Niemals, hörst du! Sein Grossvater kippte noch einen Korn runter. Es war Ruhe am Abendbrotstisch. Seine Oma schaute seinen Opa lange an. Beruhige dich doch, Wilhelm, sagte sie leise, beruhige dich doch, mein Lieber. Und sie legte die rechte Hand auf seine Schulter. Ich mache einen Spaziergang, sagte sein Grossvater und verliess die Wohnküche. Habe ich etwas Falsches gesagt, Mutter? fragte seine Mutter. Nein, sagte seine Oma, das war schon vernünftig, Elfi. Dann räumten die beiden Frauen den Abendbrotstisch ab.

In dieser Nacht, es war die Nacht vom 29. auf den 30. Juli 1943, heulten die Sirenen um 0:14 Uhr Fliegeralarm. Er sprang aus seinem Bett, zog Hose und Hemd und Schuhe an, rannte die Treppe runter, über den Korridor und in die Wohnküche hinein. Auf dem Tisch stand eine brennende Kerze. Seine Oma stand schon am Herd und kochte

Teewasser. Seine Mutter kam herunter, schlaftrunken und in einen Bademantel gehüllt. Die Tommys können es nicht lassen, sagte sie, sie sind fast so schlimm wie Hitler. Dann kam sein Grossvater in seinem zugeknöpften grauen Nachtanzug aus dem Schlafzimmer in die Küche, zog sich seine Wolljacke und seine Pantoffeln an und sagte: Heute Nacht werden sie weitere Arbeiterviertel in Schutt und Asche legen. Seine Oma füllte eine Thermosflasche mit Tee voll. Wir gehen gleich nach oben auf den Boden, Bertha, sagte sein Opa, schenk uns hier zwei Tassen Tee ein. Seine Oma schenkte ihnen zwei Tassen ein. Bleibt man nicht so lange da oben, sagte seine Mutter, Piloten und Fliegerbomben können sich manchmal verirren, und ausserdem ist es verboten. Verboten, verboten, schimpfte sein Grossvater, ihr könnt nichts als gehorchen. Die beiden Frauen gingen mit ihren Tassen, einer neuen Kerze und der Thermosflasche in den Keller. Sein Grossvater steckte sich seine Pfeife an, und sie tranken in aller Ruhe ihren Tee. Welche Stadtteile werden sie heute Nacht bombardieren, Opa? fragte er. Barmbek und Eimsbüttel, antwortete sein Opa, vielleicht auch noch das Stadtzentrum. Als sie das ferne Rumsen der Bomben und das Ballern der Flak hörten, verliessen sie die Küche, gingen die Wendeltreppe zum 1. Stock hoch, hängten die Leiter ein und kletterten auf ihr zum Boden rauf.

Es war das gleiche Bild wie zwei Nächte zuvor, als sie durch das Bodenfenster geguckt hatten. Der nächtliche Himmel über einem Teil Hamburgs war lichterloh erhellt. Tausende von Weihnachtsbäumen fielen vom Himmel. Da hinten ist es hell wie am Tag, sagte er. So ist es, sagte sein Grossvater, die Tommys können wieder alles sehen da unten. Schau mal da drüben – sein Grossvater zeigte zur linken Seite – , sie bombardieren tatsächlich wieder Barmbek, und da hinten, das ist wohl Eimsbüttel. Er sah, wie sein Grossvater den Kopf schüttelte. So ein Wahnsinn, sagte sein Opa leise, das wird den Engländern auch nicht helfen. Das schweisst die Deutschen nur noch enger mit Hitler zusammen. Er begriff nicht, was sein Opa damit meinte. Aber er konn-

te sich genau vorstellen, was da hinten in den Häusern und Kellern in Barmbek und Eimsbüttel passierte, wie der Feuersturm durch die Strassen raste, wie die Menschen durch den Luftdruck der explodierenden Bomben aus den hohlen Fenstern geschleudert wurden, wie sie in den Kellern wegen Sauerstoffmangel erstickten, wie sie vom Phosphor verbrannt wurden, wie sie von Bomben zerrissen wurden, wie die Flugzeuge wie Heuschrecken über den Häusern hingen und ihre Last abwarfen, wie die Strassen mit Bombenkratern übersät waren, in denen Leichenteile lagen. Sind die Strassen in Barmbek und Eimsbüttel auch aus Teer? fragte er. Viele, antwortete sein Grossvater, viele. Er musste an den alten Soldaten, an Hansi, Holle und Hansel denken und an die Leichenberge in der Schlageterstrasse. Er musste auch an das kleine Mädchen denken, das er aus dem brennenden Teer gezogen hatte. Warum tun die Tommys das? sinnierte er. Was haben wir bloss verbrochen? Ich habe jetzt die Schnauze voll davon, sagte sein Grossvater, lass uns wieder runtergehen.

Als sie unten in die Wohnküche traten, stampfte sein Grossvater wieder dreimal mit dem rechten Fuss auf den Fussboden. Das war das Zeichen für die Frauen, aus dem Keller hochzukommen. Es hat noch keine Entwarnung gegeben, sagte seine Mutter, als sie oben in der Küche waren. Macht nichts, sagte sein Opa, es ist alles vorbei, heute Nacht passiert nichts mehr. Sie tranken den Rest Tee aus. Sein Grossvater setzte seine Pfeife wieder in Brand. Kurz darauf heulten die Sirenen Entwarnung. Seine Mutter schaute auf die Küchenuhr. Es war 1:20 Uhr. Die haben über eine Stunde bombardiert, sagte sie, wie lange wollen die Tommys das noch machen? Bis alles in Trümmern liegt, antwortete sein Grossvater.

Am anderen Morgen kam er nicht vor zehn Uhr aus dem Bett. Nach dem Frühstück holte er sein Fahrrad aus der Waschküche und fuhr die Schumacher-Allee rauf zu Reimer Weckes Haus. Reimer wartete mit seinem Rad schon vor der Tür auf ihn. Wir haben heute Morgen länger

gepennt wegen des Bombenangriffs, sagte er. Wir auch, antwortete Reimer. Als sie an Blockwart Giesings Haus vorbeifuhren, sahen sie eine grosse gedruckte «Bekanntmachung» an seiner vorderen Hauswand hängen. Sie stiegen von den Rädern runter, stellten sie an Giesings Zaun ab, gingen zur Hauswand und fingen an, das Gedruckte zu lesen: «*Bekanntmachung*: Wer Gefangene in sein Haus oder seine Wohnung lässt, sie beschenkt, sie beköstigt, sich mit ihnen gar versöhnt, unterstützt direkt den Feind und versündigt sich nicht nur am gesunden Volksempfinden, sondern auch am Volkseigentum. Deutsche, die sich zu solch einer niederträchtigen Handlung hinreissen lassen, müssen mit langjährigen Gefängnisstrafen rechnen oder mit sofortiger Ausführung der Todesstrafe durch ein Erschiessungskommando des Ersatzheeres. *Gez: Gauleitung Hamburg, Bezirksleiter Gustav Wegener.*»

Die gehen ganz schön ran, sagte Reimer, was meinst du? Ja, antwortete er, das tun sie. Ich muss Opa warnen, dachte er, noch heute, am besten gleich, wenn er von der Arbeit zurückkommt. Dann stiegen sie wieder auf ihre Fahrräder, holten Paul Kuhn und Jürgen Geiger ab, erzählten ihnen von der Bekanntmachung und fuhren mit Emil zum Mühlenteich. Auf dem Weg dahin war er sehr schweigsam. Er musste die ganze Zeit an Giesings Bekanntmachung denken. Giesing wird es nicht wagen, dachte er zuletzt, er wird es einfach nicht wagen.

In der Hitlerjugend

Als sie am Nachmittag des 30. Juli vom Mühlenteich zurückradelten, heulten die Sirenen Fliegeralarm. Es war 15:10 Uhr. Nach einer Weile hörten sie aus der Ferne das Krachen der Bomben und das Ballern der Flak. Die Amis bomben wieder die Industrieanlagen auf der Veddel, dem Grasbrook, in Wilhelmsburg und die U-Boot-Werften im Hafen,

sagte Paul Kuhn. Warum die wohl nur am Tage fliegen? Sie stellten ihre Räder im Hölderwisch-Knick ab und setzten sich am Knickrand unter eine Reihe Büsche. Warum wir das wohl tun müssen? motzte Jürgen Geiger, hier bei uns bombt doch keiner. Ist eben Vorschrift, antwortete Reimer, lange werden die das sowieso nicht mehr tun, wir werden bald unsere neue 10.5-Flak einsetzen, hat mein Alter gesagt, und dann holen wir sie alle runter. Dann wird sich kein feindliches Flugzeug mehr nach Hamburg wagen, hat er gesagt. Noch was, habt ihr heute Morgen die Wehrmachtsnachrichten im Radio gehört? Sie schüttelten die Köpfe. Reichsjugendführer Axmann und unser Führer, fuhr Reimer fort, haben die Panzergrenadierdivision «Hitlerjugend» aufgestellt. Reimer stoppte seinen Redefluss für einen Moment, schaute sie begeistert an und erklärte: Es ist eine Elite-Einheit aus 20'000 freiwilligen 16-18jährigen Hitlerjungen, unsere Leute, versteht ihr? Und wisst ihr was: Die «SS-Leibstandarte Adolf Hitler» höchstpersönlich hat sie ausgebildet, und das ist des Führers beste Truppe, sie ist unbesiegbar. Paul Kuhn stocherte mit einem Zweig in der Erde herum. Dann sagte er mit grosser Enttäuschung in der Stimme: Ich bin erst seit fast zwei Jahren in der HJ, einfach noch zu jung, verdammt, vier Jahre älter, und ich hätte mitmachen können. Die sind bestimmt schon am Königstigerpanzer und am neuen Sturmfeuergewehr ausgebildet worden. Sie werden am Endsieg teilnehmen können und wir nicht. Aber wir werden später als Eroberer in Europa herrschen, warf Jürgen Geiger beruhigend ein, dafür bildet der Führer uns doch in der HJ aus. Er sagte nichts. Er musste an Giesings Bekanntmachung denken.

Nach der Entwarnung, auf die Emil ein langes Geheule abliess, fuhren sie langsamer als zuvor zur Schumacher-Allee zurück. Auf dem Rückweg stimmte Paul Kuhn das HJ-Lied «Unsre Fahne flattert uns voran» an, und sie sangen alle mit. Auch er sang aus vollem Halse mit. Er vergass in diesem Moment Giesings Bekanntmachung. Er fühlte

sich mit seinen Freunden eins. Er wusste, im August, nach seinem zehnten Geburtstag, würde er Pimpf beim Jungvolk der HJ werden. Alle mussten dahin, es war Pflicht. Und es war nicht mehr lange hin. Sie verabschiedeten sich vor Reimer Weckes Tür und verabredeten sich für 18:30 Uhr, um bei Reimer im Volksempfänger den Wehrmachts-Frontbericht zu hören. Paul hatte vorher noch erwähnt: Die Wehrmacht hat die Ostfront begradigt, und die deutschen Truppen sind wieder auf dem Vormarsch.

Sein Grossvater kam um 16:30 Uhr von der Arbeit nach Hause. Er hatte wieder Hasenbrot für ihn mitgebracht. Als sie später am Abendbrotstisch sassen, erzählte er ihm von Giesings gedruckter Bekanntmachung. Sein Opa lächelte. Gut, dass du mir das mitteilst, mein Junge, sagte er. Sein Opa schaute in die Abendbrotsrunde. Er sah das besorgte Gesicht seiner Mutter. Ihr braucht euch keine Sorgen zu machen, Kinder, sagte er, der Giesing rasselt nur mit dem Säbel. Den kenn ich von früher, der Bursche macht sich doch in die Hose, bevor er mich anzeigt. Er nahm einen Schluck aus seiner Bierflasche und wischte sich den Schaum von den Lippen ab. Vater, nimm es nicht auf die leichte Schulter, sagte seine Mutter ängstlich, der Giesing kann gefährlich werden, du hast ihn auch noch rausgeworfen. Seine Oma nickte. Ganz richtig, Elfi, nimm dich in Acht, Vadder, vielleicht hörst du ja auch mal auf uns. Schluss jetzt, antwortete sein Grossvater, ich will nichts mehr davon hören, sonst werde ich ganz böse. Und das habt ihr noch nicht erlebt.

Nach einem kurzen Schweigen sagte seine Mutter: Wir gehen morgen früh zur Meiendorfer Volks- und Realschule. Ich muss dich beim Schulleiter anmelden. Da werde ich mit Reimer, Paul und Jürgen in die gleiche Schule gehen, dann habe ich auch da Freunde, dachte er. Aber es würde doch eine ganz andere Schule sein, fiel ihm ein, der alte Soldat hatte da nie unterrichtet, keiner hatte Herrn Reinhardt dort jemals gekannt. Und Uwe Heilhoff, Fingerdoof, Sterni, Gerd Wuchs und

Bäckerchen würden auch nicht dasein. Er würde sich wohl doch etwas fremd vorkommen. Es ist eine schöne Schule, sagte seine Oma, mit einem grossen Schulhof und einem Sportplatz, wo ihr bolzen könnt. Sie wird dir bestimmt gefallen. Und du kommst schon in die 4. Klasse, freu dich man. Ja, Oma, antwortete er. Die beiden Frauen räumten den Abendbrotstisch ab. Sein Grossvater verzog sich mit seinem Bier, seiner Pfeife und dem Tabaksbeutel in die Wohnstube. Er stand vom Tisch auf und sagte: Ich gehe noch mal zu Reimer. Du bist mir um halb acht wieder zu Hause, sagte seine Mutter. Bis acht, bettelte er. Halb acht, befahl seine Mutter, und dabei bleibt es. Dass sie bei Reimer die Wehrmachtsmeldungen von der Ostfront hören wollten, hatte er nicht erwähnt.

Am nächsten Morgen standen sie um neun Uhr vor der Bürotür von Rektor Otto Tietjen. Sie waren nicht die einzigen. Vor ihnen standen noch drei Mütter mit ihren Söhnen und warteten auf Einlass. Sie setzten sich auf eine Bank im Korridor. Als sie dran waren, klopfte seine Mutter an die Tür. Herein, erscholl es im Befehlston von drinnen. Seine Mutter öffnete die Tür und zog ihn hinter sich ins Zimmer. Heil Hitler, Herr Tietjen, sagte sie, ich möchte meinen Sohn gern für das neue Schuljahr anmelden. Heil Hitler, antwortete Tietjen, setzen Sie sich. Seine Mutter setzte sich. Er blieb stehen. Tietjen musterte ihn scharf. Er schaute Tietjen an, ohne Furcht. Er sah, dass Tietjen das NSDAP-Parteiabzeichen, den Bonsche, wie sein Opa immer sagte, am Jackettaufschlag trug, sein Haar war militärisch kurz geschoren, es war an den Seiten schon etwas ergraut. Tietjen war füllig um den Bauch herum, er war wohl 40 Jahre alt, er hatte blaue, wässrige Augen. Seine Mutter holte ihre, seines Vaters und seine Papiere aus ihrer Handtasche heraus und übergab sie Tietjen. Tietjen überprüfte sie kurz. Dann schaute er auf und nickte wohlwollend. Sehe, dass Ihr Sohn am 5. August 10 Jahre alt wird. Wird Zeit, dass wir ihn in die HJ aufnehmen. Ihr Mann kämpft für Gross-Deutschland an der Ostfront,

meine Hochachtung. Papiere sind in Ordnung, schnarrte er und gab sie seiner Mutter zurück. Dann wandte Tietjen sich ihm zu: Gut, mein Junge, am 1. September beginnt hier die Schule für dich, Klasse 4a, morgens um acht Uhr. Am 15. August, schreib dir das hinter die Löffel, trittst du den Dienst im Jungvolk der Hitlerjugend, Walddörfer Kameradschaft, an. Genaue Befehle über Treffpunkt, Mitzubringendes usw. erhältst du noch, klar? Jawoll, Herr Tietjen, antwortete er. Tietjen holte ein dickes, goldumrahmtes Buch aus einer seiner Schreibtischschubladen hervor. Das ist unser HJ-Stammbuch, betonte er, darin trage ich jetzt deinen Namen und den deiner Eltern ein. Tietjen schrieb seinen Namen, den seiner Mutter und seines Vaters in das dicke Buch ein. Den Stammbaum deiner Grosseltern und Urgrosseltern werden wir noch überprüfen, fügte er hinzu. Nun gehörst du zu uns. Das ist die grösste Ehre, die einem deutschen Jungen widerfahren kann, hast du das verstanden? Jawoll, Herr Tietjen. Das wär's dann, meinte Tietjen. Seine Mutter stand auf und sagte: Heil Hitler. Heil Hitler, antwortete Tietjen und hob den rechten Arm zum Hitlergruss. Auf Wiedersehen, sagte er.

Als sie draussen im Korridor standen, flehte seine Mutter ihn an: Um Himmels willen, sag ab jetzt immer Heil Hitler zu Tietjen, egal wo du ihn antriffst. Merk dir das. Nimm dich vor Tietjen in Acht. Er ist so einer wie Giesing. Und sage in der Schule und in der Hitlerjugend nie etwas über die Gespräche, die wir zu Hause bei Oma und Opa führen, bitte vergiss das nicht. Ja, Mama, das weiss ich doch, antwortete er entrüstet, da brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Sie schauten sich von draussen das zweistöckige Gebäude, den Schulhof und den Sportplatz an. Er sah, dass an den Gebäudewänden und auf dem Ziegeldach Rotkreuz-Embleme aufgemalt waren. Auf dem Sportplatz standen zwei Fussballtore, und es gab eine Aschenbahn. Hier wirst du dich schon wohl fühlen, sagte seine Mutter. Ja, murmelte er. Er musste daran denken, dass es vielleicht noch mehr Tietjens in der Schule geben würde.

Als er sich nachmittags mit Reimer Wecke, Paul Kuhn und Jürgen Geiger traf und ihnen erzählte, dass er am 15. August als Pimpf bei der HJ antreten müsste, da lachten sie sich schlapp. Wir warten schon alle auf dich, wir sind am 15. dabei, wir nehmen dich in Empfang, prahlte Paul. Und dann geht's los, dann werden sie dir den Arsch aufreissen, dann gibt es feldmarschmässige Gepäckmärsche, Übernachtungen im Wald, sportliche Ertüchtigungen, Waffenübungen und solche Sachen. Genau, ergötzte sich Geiger, da werden sie dir die morschen Knochen polieren und Gehorsam beibringen, da wirst du strammstehen müssen und Befehle wiederholen, bis dir das Wasser im Arsch kocht, da wirst du einer von uns. Reimer legte die rechte Hand auf seine Schulter. Keine Angst, sagte er, wir wissen ja, du wirst es schaffen. Denk immer an des Führers Motto für uns Hitlerjungen: «Hart wie Kruppstahl, schnell wie Windhunde, zäh wie Leder». Danach wollen wir alle streben, so wollen wir sein, so wirst auch du. Er sagte nichts dazu. Er musste daran denken, dass Sterni eigentlich gern zu den HJ-Treffen ging. Später fuhren sie mit den Rädern zu Jebens rauf, riefen Franzi raus und radelten anschliessend mit ihm, seinem Lederball und Emil zu den Wiesen am Bahndamm und spielten Fussball. Es war doch noch ein guter Tag geworden, dachte er.

Am Abendbrotstisch teilte seine Mutter seinen Grosseltern mit, dass er am 15. August der HJ beitreten müsste. Es ist Pflicht, Vater, wir können nichts dagegen tun, betonte seine Mutter. Sein Grossvater schüttelte den Kopf. So eine Schande, schimpfte er, mein Enkel ein Hitlerjunge. Das darf doch nicht wahr sein. Es ist aber so, Vater, wiederholte seine Mutter. Und du weisst, was mit Eltern von HJ-Verweigerern passiert. Ausserdem, fügte sie hinzu, wenn wir verweigern, kann der Junge später auf keine fortbildende Schule gehen, bekommt keine vernünftige Arbeit und wird überall von der Gesellschaft geschnitten. Es muss sein, Vater, versteh doch. So ist es, Elfi, sagte seine Oma, wir können nichts dagegen tun. Wir müssen uns mit den Tatsa-

chen abfinden, Vadder, so schwer es uns auch fällt. Sein Grossvater war an diesem Abend nicht mehr ansprechbar und ging früh schlafen.

In der Nacht vom 2. auf den 3. August 1943, um 0:59 Uhr, heulte wieder die Sirene auf Giesings Dach. Er sprang aus dem Bett, zog seine Klamotten an und lief die Wendeltreppe runter durch den Korridor und in die Wohnküche. Er schaute durchs Küchenfenster. Es war stockdunkel draussen. Seine Grossmutter hatte eine Kerze angemacht, hantierte schon auf dem Herd herum, kochte Wasser für den Tee. Mach mal die Rollos runter, sagte sie, wir müssen doch verdunkeln. Er zog die beiden Küchenfenster-Rollos runter. Etwas später kam seine Mutter im Schlafmantel in die Küche. Sie gähnte. Schon wieder Fliegeralarm, schimpfte sie, werden die Tommys nie aufhören? Dann krachte und ballerte es wieder von weither. Es schien diesmal noch weiter weg zu sein als letztes Mal. Sein Grossvater tapste mit seiner Wolljacke und seinen Pantoffeln in die Küche hinein. Ihr braucht nicht in den Keller zu gehen, sagte er, hier wird sowieso nichts passieren. Aber es ist Vorschrift, antwortete seine Mutter. Wenn schon, meinte sein Opa, wir trinken jetzt erst mal einen Tee, und dann kommt ihr alle mit nach oben auf den Boden. Wir schauen uns gemeinsam an, wie die Tommys unser Hamburg in Schutt und Asche legen. Das Schauspiel solltet ihr euch nicht entgehen lassen, den Wahnsinn muss man einfach gesehen haben, um später, nach dem Krieg, darüber zu berichten. Sonst wird es nämlich keiner glauben. Hab ich alles miterlebt, dachte er, kann ich alles bezeugen. Sie tranken ihren Tee. Sein Grossvater drehte eine neue Kerze in einen Kerzenhalter, steckte sie an, und sie folgten ihm durch den Korridor und die Wendeltreppe hinauf zur Bodenleiter. Er nahm die Bodenleiter von der Wand ab und hakte sie an. Geh du zuerst mit der Kerze rauf, sagte sein Opa zu ihm, leuchte ihnen den Weg, ich komm als letzter nach.

Er kletterte mit der brennenden Kerze die Leiter hoch, stiess mit der rechten Hand die Bodenluke auf, hangelte sich auf den Boden und hielt

das Licht nach unten. Die beiden Frauen kletterten nach ihm im Kerzenlicht die Bodenleiter hoch. Sie waren aufgeregt. Er half ihnen auf den Boden. Können wir denn auch etwas sehen? fragte seine Oma. Ihr werdet staunen, antwortete er. Nachdem sein Grossvater oben angekommen und die Kerze übernommen hatte, wischte er mit seinem Wolljackenärmel das grosse Bodenfenster sauber. Seine Oma war die erste, die hindurchsah. Das sind ja Weihnachtsbäume, die über Hamburg vom Himmel fallen, rief sie. Sein Opa erklärte ihr, was das bedeutete. Sie schüttelte den Kopf. Unglaublich, sagte sie leise, unglaublich, alles ist ja taghell erleuchtet dahinten. Dann schaute seine Mutter durchs Bodenfenster. Das Krachen der Bomben und das Ballern der Flak waren inzwischen lauter geworden. Ich glaube, die bombardieren heute Nacht das Hafenviertel, St. Pauli und den Rest von Altona, sagte sie. Als er durch das Bodenfenster guckte, entdeckte er, wie sich eine riesige Feuerwand über Hamburg zum Himmel emporhob. Die verbrennen dahinten am lebendigen Leibe, dachte er. Er hoffte, dass Sterni, Fingerdoof, Uwe Heilhoff und Bäckerchen nicht dabei sein würden. Hoffentlich haben sie mit ihren Müttern die Stadt schon verlassen. Da fiel ihm wieder ein, dass Fingerdoof mit seiner Mutter ja im Bunker bleiben wollte. Er fing an, darüber zu grübeln, ob man auch in einem unterirdischen Bunker während des Feuersturms ersticken könnte, so wie der Apotheker Killewinski und der Lokführer Willi Stark vor einigen Tagen in ihrem Luftschutzkeller. Er erinnerte sich daran, was Killewinski über den fehlenden Sauerstoff in der Luft während eines Feuersturms gesagt hatte. Da begriff er, dass man auch in einem unterirdischen Bunker ersticken konnte.

Sein Grossvater schaute durchs Bodenfenster. Du hast recht, Elfi, erklärte er nach einer Weile. Die bombardieren tatsächlich das Hafenviertel, St. Pauli und den Rest von Altona. Dann schwiegen sie, hingen ihren eigenen Gedanken nach. Das ist ja entsetzlich, unterbrach seine Grossmutter das Schweigen, es sind doch keine deutschen Truppen in

Hamburg, nur alte Männer, Frauen und Kinder. Ja, antwortete sein Opa, die Tommys aushitlern Hitler mit ihrer Gewalt und ihrem Hass. Du meinst übertrumpfen, Vater, das Wort aushitlern gibt es in der deutschen Sprache nicht, belehrte ihn seine Mutter. Dann gibt es das Wort eben ab jetzt, entgegnete sein Grossvater trotzig. Verdammst noch mal, fuhr er fort, die Engländer müssen doch endlich mal Schluss machen mit ihrer Rache für Coventry und London. Aber sie kennen kein Erbarmen. Nachdem sie wieder heruntergeklettert und noch lange bei Kerzenlicht am Küchentisch beisammengesessen, über den Bombenterror sprachen und neuen Tee getrunken hatten, heulte Giesings Sirene endlich Entwarnung. Die Küchenuhr zeigte 3:15 Uhr an. Die Tommys haben heute Nacht über zwei Stunden gebombt, sagte seine Mutter, Hamburg ist ein Trümmermeer.

Am 5. August 1943 war es soweit. Er war 10 Jahre alt geworden. Er war HJ-fähig. Zu seiner Geburtstagsfeier hatte er Reimer Wecke, Paul Kuhn, Jürgen Geiger und auch Franzi Jebens eingeladen. Seine Oma hatte Kuchen gebacken, Erdbeer-, Johannisbeer- und Stachelbeertorte. Und es gab Fassbrause dazu. Nachmittags um drei Uhr waren sie alle versammelt. Reimer schenkte ihm das Buch «Der Hitler junge Quex» von Schenzinger. Von Paul erhielt er ein altes, schwarzledernes Wehrmachtskoppel, auf dessen eiserner Schnalle «Gott mit uns» stand. Er band es sofort um. Von Jürgen Geiger bekam er ein braunes HJ-Hemd mit einer Kordel. Mit den besten Grüßen von der Hitlerjugend, Kameradschaft Walddörfer, sagte Jürgen stolz. Franzi schenkte ihm ein Klappmesser. Es sieht so ähnlich aus wie das vom alten Soldaten, dachte er. Sein Vater hatte ihm von der Front einen Feldpostbrief geschickt. Darin stand, dass er stolz wäre, schon einen so grossen und vernünftigen Sohn zu haben, und dass er bald Fronturlaub bekäme. Seine Mutter erklärte ihm, dass es am späten Nachmittag, wenn sein Grossvater von der Arbeit käme, noch eine Überraschung für ihn gäbe.

Er konnte es kaum erwarten. Seine Oma und seine Mutter hatten den Geburtstagstisch hinten im Garten, unweit der Pumpe, aufgestellt und gedeckt. Sie verschlangen zur Freude seiner Grossmutter jeder drei Stück Torte. Sie schmeckten wunderbar. Und er dachte, dass Sterni gesagt hätte: Phantastisch, einfach phantastisch. Auch Bäckerchen, Uwe Heilhoff, Gerd Wuchs und Fingerdoof hätten sich hier wohl gefühlt, das wusste er. Wenn sie doch bloss hiersein könnten.

Etwas später rief seine Oma ihn ins Haus. Pavel und Rodion standen in der Küche. Sie gaben ihm die Hand, sagten herzlichen Glückwunsch und überreichten ihm ein langes, zugeschnürtes Paket. Als er das Paket zu öffnen begann, sagte Rodion zu seiner Grossmutter: Wir haben uns davongestohlen, Babuschka, wir haben gesagt, die Pumpe funktioniert wieder nicht. Und der Lagerkommandant hat es geglaubt. Sehr gerissen, sagte seine Oma und lächelte, habt ihr gut gemacht. Aber ihr müsst auf Giesing aufpassen. Das wissen wir doch, Babuschka, entgegnete Rodion. Das Paket war sorgsam verschnürt, und es dauerte eine Weile, bis er den Inhalt ausgewickelt hatte. Dann kam ein hölzernes Schachbrett mit schwarzen und weissen Feldern und hölzerne schwarze und weisse Schachfiguren zum Vorschein. Seine Augen strahlten. Er schaute Rodion an. Pavel hat es mit Kameraden für dich geschnitzt, sagte Rodion. Es ist ein Geburtstagsgeschenk von uns allen. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Er liess ein paar Figuren durch seine Hände gleiten. Sie fühlten sich glatt an. Sie waren kunstvoll geschnitzt und poliert. Er freute sich riesig. Er schaute Rodion und Pavel an. Danke, stammelte er. Die beiden Russen lachten, und er konnte sehen, dass sie sich auch freuten.

Setzt euch, sagte seine Oma zu Pavel und Rodion, jetzt gibt's Kaffee und Kuchen. Sie nahmen am Küchentisch Platz, wählten beide ein Stück Erdbeertorte, und seine Oma schenkte ihnen Kaffee ein, während er auf seinem neuen Schachbrett die Figuren aufstellte und mit Weiss die Königsgambiteröffnung begann. Die bei den Russen assen

ihre Torte, tranken ihren Kaffee und schauten dabei gebannt auf seine Züge. Nach dem vierten Zug wusste er nicht weiter. Jetzt den weissen Springer auf der kleinen Rochadeseite ein zweites Mal ziehen, unterbrach ihn Rodion, du willst doch so früh wie möglich den gegnerischen König unter Druck setzen. Ach ja, antwortete er, das habe ich schon wieder vergessen. Er setzte den weissen Springer auf der rechten Seite ein zweites Mal und verstand jetzt, dass er Schwarz gegenüber eine bessere Position besass. Seine Oma schenkte Kaffee nach und sagte: Jetzt geh man wieder nach draussen, sonst vermissen deine Freunde dich noch. Er nahm die Figuren vom Schachbrett, klappte das Schachbrett zusammen, legte die Figuren sorgfältig und einzeln in einen Pappkarton, der auf dem Küchenschrank stand, nahm beides unter seinen rechten Arm, drückte beides fest an seinen Körper und verabschiedete sich von Rodion und Pavel. Wann kommt ihr wieder? fragte er. Wenn die Pumpe wieder kaputt ist, antwortete Pavel. Sie mussten lachen. Als er Rodion und Pavel die Hand schüttelte und die Küche verliess, sah er, wie seine Oma zwei lange, dünne Pakete mit ihrem selbstgebackenen Brot, mit Wurst, Käse und Schmalz zusammenstellte. Die könnt ihr unter euren Hemden verstecken, sagte sie. Die Russen nickten. Danke, Babuschka, sagte Rodion. Er ging nach oben in sein Zimmer und legte das Schachbrett und den Karton mit den Figuren auf sein Bett. Dann ging er in den Garten zu seinen Freunden zurück und versuchte sich vorzustellen, wie es wohl gewesen wäre, wenn sich der alte Soldat und Rodion auf seiner Geburtstagsfeier getroffen hätten. Das wär was gewesen, dachte er, die hätten sich bestimmt ausgezeichnet verstanden.

Jürgen Geiger hatte Emil mitgebracht. Er hatte ihn im Garten von der Leine gelassen. Der Spitz lief immer um die beiden Schafe herum, als wollte er sie beschützen, als müsste er sie zusammentreiben. Dabei waren sie angepflockt. Die Schafe schienen keine Angst vor ihm zu haben, sie blökten nicht einmal. Emil bellte ein paar mal, aber es hörte

sich eher wie Zustimmung an. Er holte eine grosse Schüssel mit Wasser aus der Waschküche und stellte sie zwischen den beiden Schafen ab. Der alte Peter trippelte als erster zur Schüssel, dann schlich sich Emil an die Schüssel heran, zuletzt kam auch das junge Schaf, für das sie noch keinen Namen gefunden hatten, an den Wassertrog. Sie schlapperten gemeinsam aus der Schüssel. Unglaublich, dass die so friedlich miteinander sind, staunte Reimer Wecke, wer hätte das gedacht. Das ist bei Tieren oft so, meinte Franz Jebens, wenn sie von Menschen nicht aufeinandergehetzt werden. Lasst uns doch mit Emil und den Schafen auf die Kirchenwiese hinter Jebens Knick gehen, bat er, sie müssen mal wieder auf die Weide. Sie waren sofort dafür. Sie entpflockten die Schafe, strichen über ihre Schnauzen, klopfen auf ihr Fell. Jürgen Geiger legte Emil wieder an die Leine. Wir gehen mit den Schafen und Emil auf die Weide, rief er durchs Küchenfenster. Seid um fünf Uhr dreissig wieder hier, rief seine Mutter zurück, dann kommt dein Grossvater mit einer Überraschung für dich, und es gibt wieder was zu essen. Sind wir, antwortete er. Was das wohl sein wird für dich? sinnierte Paul Kuhn. Bist du gar nicht gespannt? Und wie, entgegnete er, wie ein Flitzbogen.

Als sie mit ihren Tieren an Giesings Haus vorbeigingen, stand der SA-Mann in Uniform an der Gartenpforte. Der schaut böse aus, sagte Reimer leise. Heil Hitler, Herr Giesing, riefen sie wie aus einem Munde. Heil Hitler, antwortete Giesing. Giesings Gesicht hellte sich etwas auf. Sie gingen die Schumacher-Allee hoch bis zum Jebensgrundstück, marschierten durch den Jebens-Knick bis zur Meiendorfer Johanniskirche und hielten dabei ihre Tiere an den Leinen. Die Schafe wussten, dass es zur Weide ging, sie zogen an den Leinen. Und sie liefen mit ihnen das letzte Stück zur Kirchenwiese. Sie pflockten die Schafe wieder an, die sofort anfangen, Gras zu kauen, liessen Emil von der Leine, der um sie herum lief und wieder so tat, als müsste er sie beschützen. Es macht Spass mit den Tieren, dachte er. Dann strich er

über seinen breiten schwarzen Ledergürtel und die eiserne Schnalle. Es ist tatsächlich ein echtes Wehrmatskoppel, sagte Paul Kuhn. Sie legten sich auf den Rücken ins Gras und hingen ihren eigenen Gedanken nach. Er sah, wie Paul Kuhn einen Grashalm in seinen Mund steckte und genüsslich daran saugte. Er riss auch einen Halm aus der Wiese und steckte ihn sich in den Mund. Er sah Marienkäfer und Braunkäfer die Grashalme hoch- und runter klettern. Die Sonne schien ihm ins Gesicht, sie wärmte ihn. Er schloss die Augen. In ihm kam ein durch und durch wohliges Gefühl hoch. Es ist ein schöner Tag, meinte Jürgen Geiger und streckte seine Beine auf dem Rasen aus. Ja, antwortete er, es ist ja auch mein zehnter Geburtstag. Ab und zu standen sie auf und schauten auf die friedlich grasenden Schafe. Emil hatte sich ins Gras gesetzt und beobachtete sie. Was mein Opa wohl nachher mitbringt? dachte er. Er konnte es sich nicht vorstellen. Dann sank er wieder ins Gras zurück und dachte an nichts mehr.

Reimer Wecke störte den Frieden. Es ist Viertel nach fünf, sagte er plötzlich und tippte demonstrativ auf seine Armbanduhr. Sie sprangen auf, reckten sich, entpflockten die Schafe, die sich in der Zwischenzeit hingelegt hatten, weil sie sich vollgefressen hatten, und verliessen die Kirchenwiese. Es war eine gute Idee, mit den Tieren hierherzukommen, sagte Jürgen Geiger. Ja, sagte Paul Kuhn, es war eine ausgezeichnete Idee. Als sie vom Jebens-Knick in die Schumacher-Allee einbogen, nahm Jürgen Geiger Emil wieder an die Leine. Emil bellte ihn an, er war damit nicht einverstanden. Schliesslich war er ein Wachhund. Geiger streichelte ihn. Ist ja gut, mein Junge, tröstete er Emil, es ist doch Vorschrift. Sie gingen mit ihren Tieren an Blockwart Giesings Haus vorbei. Giesing war nicht zu sehen. Aber die Bekanntmachung hing noch immer an seiner vorderen Haus wand.

Unten in der Ahrensburger Strasse fuhr der Rahlstedter Bus vorbei in Richtung Volksdorf. Sein Grossvater war mit ihm gefahren und kam nun die Schumacher-Allee hoch. Er trug einen Rucksack auf dem Rü-

cken. Er sah sie mit den Tieren an der Gartenpforte stehen und winkte ihnen zu. Sie winkten zurück. Vor der Gartenpforte begrüßte er sie alle, strich ihm übers Haar und sagte: Meinen herzlichen Glückwunsch zum zehnten Geburtstag. Mensch, so alt wird ja kein Pferd. Und dann sagte er noch: Nun lass uns man in den Garten gehen und die Geschenke auspacken, die ich im Rucksack trage. Sie pflockten die Schafe im Garten hinter dem Hühnerstall an, liessen Emil frei herumlaufen, und sein Opa stellte den Rucksack auf den Geburtstagstisch.

In der Zwischenzeit waren seine Mutter und seine Oma zu ihnen in den Garten gekommen. Nun schnür ihn man auf und hol es raus, sagte sein Opa. Sie standen alle um ihn herum. Los, befahl seine Mutter, mach schon. Er betastete den Rucksack von unten. Er fühlte etwas Festes, es waren irgendwie zwei Teile. Dann öffnete er den Rucksack, entnahm drei grosse, zugelebte Tüten. Er riss die erste Tüte auf und holte ein brandneues schwarz-weiss-rot gestreiftes Trikot von Altona 93 heraus, in der zweiten Tüte waren die schwarz-roten Stutzen drin, und in der dritten war die weisse Fussballhose. Er war baff. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Weiter, forderte sein Grossvater ihn auf, hol auch den Rest raus. Jetzt schwante ihm etwas. Er wollte es nicht glauben. Er nahm die zwei in Packpapier eingewickelten, zugelebten, festen Teile aus der Tiefe des Rucksacks heraus. Seine Hände fingen an zu zittern. Er riss das Packpapier von den beiden Teilen ab. Und da hielt er sie in den Händen: Fussballstiefel, neue Fussballstiefel, echte Buffer mit Tuppen drunter, vorn mit einem grossen Riemen über der Kappe, wie die englischen Spieler sie trugen. Wunderbar, entfuhr es ihm. Er steckte seine Hände in die Fussballstiefel, drehte sie herum und legte sie an seine Schuhe. Wir haben sie eine Nummer grösser gekauft, erklärte sein Grossvater, weil du ja noch wächst. Er zog seine Schuhe aus und die Fussballstiefel an. Wenn ich zwei Paar Wollsokken anziehe und die Stutzen drüber, dachte er, dann passen sie. Er zog die Schnürsenkel über Kreuz hoch, band sie um seinen Span, machte

eine doppelte Schleife und stolzierte mit den Fussballstiefeln im Garten umher. Er sprang wie zum Kopfball hoch, tat so, als wollte er aus vollem Lauf schiessen. Was für ein Gefühl, auf richtigen Tuppen zu laufen, dachte er laut. Dann ging er zum Geburtstagstisch zurück. Er fühlte sich grossartig. Danke, sagte er verschämt, danke für alles. Seine Mutter und seine Grosseltern lächelten. Die Sachen sind von deinen Grosseltern aus der Billrothstrasse und von uns, sagte seine Mutter. Wir haben alle zusammengelegt. Er sah, dass seine Mutter Tränen in den Augen hatte. Er wusste, warum sie weinte. Für einen Moment musste er an seine Grosseltern in der Billrothstrasse denken und an die Trümmer, unter denen sie lagen. Es kam ihm vor, als wäre das schon vor langer Zeit geschehen.

Dann gingen seine Grosseltern und seine Mutter ins Haus. Es gibt nachher noch etwas zu essen, sagte seine Oma, bevor sie den Garten verliess. Er zog seine Fussballstiefel aus, und Jürgen Geiger, Reimer Wecke, Paul Kuhn und Franzi Jebens probierten sie nacheinander an. Richtige, echte Buffer, sinnierte Reimer, als er sie anhatte und damit herumspazierte. Es ist nicht zu fassen, und sie passen mir wie angegossen. Als sie mit dem Anprobieren durch waren, sagte Paul Kuhn: Für Altona 93 wirst du erst nach dem Krieg spielen können. Lass uns man hier eine Mannschaft aufstellen. Dann spielen wir gegen die Rahlstedter, die Volksdorfer, die Berner und die Oldenfelder. Was meint ihr? Sie stimmten alle zu. Und er dachte: Jetzt komme ich in die Hitlerjugend, aber ich kann nicht für 93 spielen. Später assen sie in der Wohnküche Kartoffelsalat mit Würstchen, und es gab Fassbrause dazu. Emil bekam einen Knochen, der vom Gulaschfleisch übriggeblieben war. Und Jürgen Geiger sagte: Es war ein herrlicher Tag heute. Das kannst du wohl sagen, antwortete Reimer.

In dieser Nacht schlief er im Trikot von Altona 93 ein. Bevor er einschlief, hatte er noch an die Geschichten von Adolf Jäger, dem Altonaer Mittelstürmer aus den 20er Jahren, denken müssen, die sein

Grossvater aus der Billrothstrasse ihm oft erzählt hatte. In dieser Nacht gab es keinen Fliegeralarm.

Drei Tage später kam morgens um 10 Uhr ein HJ-Kurier in brauner Uniform auf einem Fahrrad vorbei. Er war gerade mit seiner Grossmutter im Vorgarten und pflückte Erdbeeren. Der Kurier war ungefähr 14 Jahre alt. Er hatte ihn schon irgendwo gesehen. Der Kurier stellte sein Fahrrad an der Hecke ab, ging durch die Gartenpforte und durch das Beet direkt auf ihn zu. Heil Hitler, sagte der Kurier und hob den rechten Arm zum Hitlergruss. Du bist einer der neuen Pimpfe. Ich übergebe dir hier unser Liederbuch und einen HJ-Befehl. Der HJ-Kurier überreichte ihm das Liederbuch und einen DIN-A5-Vordruck, auf dem zu lesen stand: «Befehl an die Jungvolk-Erstjährigen der HJ-Kameradschaft Walddörfer: Treffpunkt 15. August, 17.00 Uhr, Aula der Meiendorfer Volks- und Realschule. Vortrag von HJ-Führer Otto Tietjen. Mitzubringen: Liederbuch und braunes HJ-Hemd. Treffen ist Pflicht. Wer ohne Absage fehlt, wird bestraft.» Heil Hitler; Gez: Tietjen

Nachdem er den HJ-Befehl gelesen hatte, sagte der Kurier: Du kannst schon mal anfangen, in unserem Liederbuch die Lieder «Es zittern die morschen Knochen» und «Unsre Fahne flattert uns voran» zu lernen. Die singen wir nämlich immer bei unseren Treffen. Ich seh dich dann am 15. August. Bis dann, Heil Hitler. Der Kurier hob die rechte Hand zum Hitlergruss. Bis dann, sagte er. Als der Kurier den Vorgarten verliess, flüsterte seine Oma: Nu heb se di bi de Büchs, min Jung. Er sagte nichts dazu. Er schlug das Liederbuch auf. Er fand den Text des Liedes «Es zittern die morschen Knochen»; da hiess es auch: «Wir werden weitermarschieren, wenn alles in Scherben fällt, denn heute da hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt.» Er kannte den Text schon zum Teil, denn Jürgen Geiger, Paul Kuhn, Reimer Wecke und Sterni hatten das Lied oft gesungen. Das Lied ist gegen alles Weichliche, Schwache und Undeutsche gerichtet, hatte Paul

Kuhn vor einigen Tagen gesagt, und ausserdem kann man danach gut marschieren. Ihm hatte die Melodie des Liedes gefallen, besonders wenn Sterni es sang. Er musste unwillkürlich an Tietjen denken, er fand es nicht gut, dass dieser Tietjen auch bei der Hitlerjugend das Sagen hatte. Er empfand diesen Kerl nicht nur als gefährlich, er verabscheute ihn irgendwie. Er wusste auch nicht genau, warum. Er erinnerte sich jetzt daran, dass seine Mutter gesagt hatte: Nimm dich vor Tietjen in Acht. Bei dem gibt's nur Befehle und Gehorsam, dachte er, nichts Lustiges, nichts, was Freude bereitet. Irgendwie war seine Vorfreude auf den Eintritt in die HJ dahin.

Am 15. August, nachmittags kurz nach vier Uhr, zog er sich oben in seinem Zimmer das braune HJ-Hemd und seine kurze schwarze Kordhose an, steckte das Liederbuch in die Gesässtasche und legte sich das schwarze Wehrmatskoppel um. Dann rannte er die Wendeltreppe in den Korridor runter, stellte sich vor den Kommodenspiegel und betrachtete sich. Er fand, dass ihm das HJ-Hemd gut stand, und es passte zu seiner Kordhose. Aber das Koppel, das war doch das Grösste. Ein solches Koppel, das wusste er, trugen eigentlich nur echte Soldaten. Und die Schnalle mit dem Adler drauf und dem «Gott mit uns»-Spruch machte alles zu etwas Besonderem. Daran konnte er sich im Spiegel nicht satt sehen. Ich fahre zum HJ-Treffen, rief er in die Küche hinein. Er wartete nicht auf Antwort, lief zur Waschküche, holte sein Fahrrad heraus, schob es durch den Garten, am Haus vorbei und durch die Gartentür. Er raste die Schumacher-Allee hoch, bog rechts in den Schierhornwisch ein und fuhr in die Schwedenstrasse. Dann überquerte er den Hermann-Löns-Platz und radelte in den Hindenburg-Damm rein. Jetzt war es nicht mehr weit bis zu seiner Schule. Er hatte Angst, dass er zu spät kommen würde. Er wusste, Reimer Wecke, Paul Kuhn und Jürgen Geiger waren schon um vier Uhr bei Tietjen zum Rapport bestellt worden, wie sie gesagt hatten.

Er stellte sein Fahrrad auf dem Schulhof in den Fahrradständer. Er schloss es nicht an. Er war aufgeregt. Sein Herz schlug unregelmässig. Als er im 1. Stock durch die grosse Tür der Aula ging, starrte er auf die Schuluhr. Es war zehn Minuten vor fünf. Er war nicht zu spät gekommen. Die Aula war bereits gefüllt mit Pimpfen und älteren HJlern. Die Jungvolk-Erstjährigen sassen vorn auf den Bänken, die Älteren sassen in der Mitte und hinten. Er guckte in die mittleren Bankreihen. Er entdeckte Paul Kuhn, Reimer Wecke und Jürgen Geiger. Sie trugen braune Hemden mit schwarzen Kordeln. Sie winkten ihm kurz zu. Er winkte zurück. Nun fühlte er sich sicherer. Sein Herz schlug wieder regelmässig. Er nahm in der zweiten Bankreihe links Platz. Er sah, dass die Kameraden in seiner Bankreihe alle braune Hemden trugen, ein Liederbuch in der Hand hielten und darin lasen. Die lesen bestimmt «Es zittern die morschen Knochen» oder «Unsre Fahne flattert uns voran», dachte er. Er nahm das Liederbuch aus seiner Gesässtasche und fing an, darin zu blättern. Er schaute auf die Schuluhr. Es war zwei Minuten vor fünf. Da erschien Tietjen in brauner SA-Uniform mit roter Hakenkreuzbinde und schwarzen Langschäftern in der Eingangstür der Aula. Er hielt den rechten Arm zum Hitlergruss empor. Die Hitlerjungen in den mittleren und hinteren Bankreihen sprangen auf, rissen die rechten Arme nach oben und brüllten: Heil Hitler, Herr Tietjen! Tietjen liess den rechten Arm langsam im rechten Winkel runtergleiten, steckte den Daumen der linken Hand unter das Koppel und rief: Heil Hitler, meine Hitlerjungen. Setzen!

Tietjen stellte sich nun mit gespreizten Beinen und mit beiden Daumen unter dem Koppel vorne vor das Pult und sagte: Wir sind heute zusammengekommen, um unsere neuen Erstjährigen wie jedes Jahr in des Führers heilige Gesinnungsgemeinschaft feierlich aufzunehmen, um sie einzustimmen auf den grossen Endsieg der deutschen Herrenrasse. Wir wollen ihnen zeigen, dass wir wie ein Mann hinter unserem Führer Adolf Hitler und hinter dem heldenhaften Kampf der

Wehrmacht an der Ostfront stehen. Wie die älteren unter euch wissen, fuhr er fort, wollen wir euch vorbereiten auf den erhabenen Dienst an Volk, Führer und Vaterland. Euer Denken, Fühlen und Arbeiten soll der Kriegsführung und dem schliesslichen und sicheren Endsieg der deutschen Truppen dienen. Ihr seid zu unserer verschworenen Gemeinschaft gestossen, um Gehorsam zu lernen. In Zukunft muss jeder Befehl eines Vorgesetzten von euch als heilig betrachtet werden, er muss bedingungslos ausgeführt werden, denn er dient dem grossen Ziel der deutschen Vormachtstellung in der Welt. Ihr seid auserkoren, auf Gedeih und Verderb zu Führer, Volk und Vaterland zu stehen. Nur so werdet ihr später den grossen Plan des Führers, die Neuordnung Europas, durchsetzen und erhalten. Ihr seid des Führers zukünftige Elite. Ihr werdet die Herren Europas sein. Ihr seid zum Herrschen geboren. Nichts und keiner wird euch daran hindern können, wenn ihr zusammensteht und dem Führer folgt.

Tietjen räusperte sich, der Schweiß lief ihm das Gesicht runter. Es war mucksmäuschenstill in der Aula. Die Hitlerjungen hingen an Tietjens Lippen, besonders die Pimpfe. Es gibt nur noch ein Volk, das versucht, uns von unserem Ziel abzubringen, fuhr Tietjen fort und strich sich mit der rechten Hand die klebrigen Haarsträhnen aus dem Gesicht. Aber es ist eben nur ein Versuch. Das Volk der russischen Untermenschen, der Erzfeind des deutschen Herrenmenschen, gönnt uns den Endsieg nicht. Sie haben ihre eigenen Pläne. Aber sie können uns den Sieg nicht streitig machen, sie können ihn nur hinauszögern. Niemand wird den Führer und seine verwegene Truppe am Endsieg hindern. Wir werden die russischen Untermenschen vernichten. Jetzt baute sich Tietjen auf dem Podium direkt vor den Hitlerjungen auf, riss seinen rechten Arm nach oben und schrie: Sieg Heil, Sieg Heil, Sieg Heil! Die Hitlerjungen sprangen von ihren Bänken auf. Sieg Heil! brüllten sie zurück, auch die Pimpfe.

Daraufhin setzte Tietjen sich auf den Pultstuhl. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er war völlig erschöpft. Ein älterer Hitlerjunge, ungefähr 16 Jahre alt, kam nach vorn, stellte sich vor das Pult und rief: Am 10. September, Kameraden, nachmittags vier Uhr Treffen der HJ-Kameradschaft Walddörfer auf dem Schulhof der Meendorfer Volks- und Realschule. Festes Schuhzeug, zwei Paar Socken, warme Klamotten, Zahnbürsten und Rucksäcke mitbringen. Werden hier von Wehrmächts-LKWs der Boehn-Kaserne abgeholt und nach Höltigbaum zum Gepäckmarsch gefahren. Übernachtung in HJ-Zelten. Verpflegung wird vom Ersatzheer gestellt. Kommen ist Pflicht. Das ist ein Befehl, auch für die Pimpfe. Dann nahm er das Liederbuch in die Hände und rief: Seite 36; drei, vier. Und sie sangen alle das Lied «Es zittern die morschen Knochen».

Als er später mit Geiger, Kuhn und Wecke nach Hause zurückradelte, dachte er: Tietjen hat nichts über die nächtlichen Bombardierungen Hamburgs, über den grossen Erfolg der englischen Bomber gesagt. Das fand er komisch, schon wegen der vielen Toten und des Leids, das er selbst miterlebt hatte. Reimer sagte: Das war mal wieder der alte Tietjen, wie früher. Ich glaube, er hat sie alle überzeugt, meinte Paul Kuhn. Hat's dir gefallen? fragte Jürgen Geiger. Ja, antwortete er automatisch. Ich muss unbedingt herausfinden, was Tietjen mit russischen Untermenschen meint, überlegte er. Ich frage Opa. Dann fing er an zu grübeln, was ein Untermensch sein könnte, warum Russen Untermenschen wären und die Deutschen Herrenmenschen. Er kannte die russischen Kriegsgefangenen, er kannte Rodion Bashimiroff. Er wusste, wie sehr seine Grosseltern die Russen mochten. Er hatte Rodion oft mit dem alten Soldaten verglichen und war zu dem Schluss gekommen, dass die beiden so vieles gemeinsam hatten. Warum sollte Rodion ein Untermensch und der alte Soldat ein Herrenmensch sein? Auch sein Vater hatte von den russischen Frontsoldaten viel Gutes und Menschliches berichtet. Was meinte Tietjen

bloss mit russischen Untermenschen? Den ganzen Weg zurück dachte er darüber nach, es liess ihn nicht los, aber er konnte keine Antwort finden.

Er kam noch gerade rechtzeitig zum Abendbrot. Bevor er sich an den Tisch setzen konnte, sagte sein Grossvater: Zieh bloss in meinem Haus das Braunhemd aus, und leg das Koppel ab. Er ging nach oben in sein Zimmer, zog sich ein anderes Hemd an, legte sein Koppel aufs Bett und ging wieder nach unten. So ist es besser, sagte sein Opa, nun setz dich man zu uns. Seine Oma schenkte ihm eine Tasse Tee ein, und seine Mutter fragte, ob es auf dem ersten HJ-Treffen Spass gemacht hätte. Er antwortete nicht. Er trank einen Schluck Tee. Ich hab ein paar Fragen, entgegnete er plötzlich, HJ-Führer Tietjen hat die Russen Untermenschen genannt. Warum sollen die Russen Untermenschen sein? Was sind Untermenschen? Er blickte seine Mutter und seine Grosseltern fragend an. So etwas gibt es nicht, antwortete sein Grossvater, das ist nur Nazi-Propaganda. Aber das verstehe ich nicht, Opa, warf er ein. Das kannst du auch nicht verstehen. Es tut mir leid, dazu bist du wirklich noch zu jung. Ich will trotzdem versuchen, es dir zu erklären, sagte sein Grossvater. Die Nazis, also Hitler und seine Verbrecher, behaupten, die Deutschen seien eine Herrenrasse, so eine Art Übermenschenvolk, verstehst du, sie behaupten, wir seien besser, grösser, stärker, klüger, reiner als alle anderen, deshalb hätten wir das Recht, alle anderen zu unterdrücken, sie uns gefügig zu machen, sie zu unseren Dienern, zu unseren Sklaven zu machen. Und alle, die an etwas anderes glauben, stellen sich den Nazis eben in den Weg, das sind ihre Feinde. Die Russen glauben an etwas ganz anderes, sie glauben nicht, dass sie ein Herrenvolk sind, sie glauben an die gleichen Rechte für alle Völker, an die Brüderlichkeit und soziale Gleichheit aller Menschen. Für Hitler und die Nazis ist das die Lehre der Schwachen, der Weichlinge, eben der Untermenschen. Und alles Schwache wollen sie doch ausmerzen oder dienstbar machen, wie sie sagen. Denn nur der Stärkere

hat ihrer Meinung nach ein Recht auf Leben, alle anderen müssen sich ihm beugen, oder sie werden vernichtet. Für die Nazis ist das wie ein Gesetz der Natur, verstehst du? Nicht alles, Opa, antwortete er.

Nun haben diese Schwachen, diese Untermenschen Hitlers Endsieg in Stalingrad begraben, fuhr sein Grossvater fort. Deshalb sind die Nazis noch mörderischer geworden, verunglimpfen die Russen noch mehr als zuvor als Untermenschen, aus purer Wut, aus purem Hass, weisst du. Sie wissen sich nicht mehr anders zu helfen. Da fiel ihm ein, dass Tietjen auch vom Endsieg gesprochen hatte, den uns schliesslich keiner mehr nehmen könne, wie er behauptet hatte. Was ist in Stalingrad passiert, Opa? In Stalingrad, antwortete sein Grossvater, da haben die Russen im Januar Feldmarschall Paulus und die gesamte 6. deutsche Armee besiegt und aufgerieben, regelrecht zerstört, verstehst du? Damit haben sie das Ende Hitlers eingeläutet und nicht seinen Endsieg. In Stalingrad haben die russischen Untermenschen gegen die deutschen Übermenschen gesiegt. Die Russen haben etwas getan, was nach Ansicht der Nazis nicht sein konnte und deshalb nicht sein durfte. Mehr kann ich dir nicht dazu sagen, mein Junge. Ich habe sowieso schon zuviel geredet. Wissen die russischen Gefangenen von dem, was in Stalingrad passiert ist, Opa? fragte er. Sie wissen es, entgegnete sein Grossvater, ich habe es Rodion und Pavel damals erzählt. Was hat Rodion darauf geantwortet, Opa? All die jungen deutschen und russischen Soldaten, die in Stalingrad gefallen sind, hat er gesagt, so eine Tragödie. Sie hatten doch noch gar nicht richtig gelebt.

Danach nahmen sie schweigend ihr Abendbrot ein. Sein Opa trank anschliessend noch einen Korn. Er musste die ganze Zeit darüber nachdenken, was sein Grossvater gesagt hatte. Er verstand nicht alles. Aber eins war ihm klargeworden: Rodion und seine Leute waren keine Untermenschen. Dass ihm das klargeworden war, darüber war er froh.

Und er war seinem Grossvater dankbar dafür. Tietjen würde ihm da nichts mehr erzählen können, dachte er, der lag da einfach falsch. Er wusste jetzt über die Russen Bescheid, besser und mehr als Tietjen. Als er später oben in seinem Bett lag, liess er noch einmal alles, was er an diesem Tag erlebt hatte, an sich vorbeiziehen. An diesem Tag hatte er vieles gelernt, er würde das so leicht nicht vergessen. Zuletzt musste er dann denken, dass Uwe Heilhoff, Fingerdoof und Bäckerchen im September und Oktober auch in die HJ eintreten müssten, wo immer sie dann sein würden, wenn sie noch lebten. Mit diesem Gedanken schlief er ein.

Zwei Tage darauf, nachmittags, fuhren sie mit den Fahrrädern und Emil zum Mühlenteich zum Schwimmen. Paul, Reimer und Jürgen hatten ihre HJ-Hemden an. Damit wollten sie bei den Mädchen Eindruck schinden, sagten sie, besonders bei den BDM-Mädels. In der Nacht zuvor hatte es einen kurzen Fliegeralarm gegeben. Sie waren in der Küche geblieben. Bomben waren nicht gefallen. Dabei waren Flugzeugmotorengeräusche ganz nahe zu hören gewesen, und auch Weihnachtsbäume wären in der Nähe vom Himmel gefallen, hatte sein Grossvater gesagt, der eine kurze Zeit nach draussen in den Garten gegangen war, um zu sehen, was los war. Es waren Aufklärungsflugzeuge, hatte sein Opa berichtet, als er wieder in die Küche kam. Die Tommys scheinen irgendetwas im Schilde zu führen. Nach der Entwarnung waren sie sofort wieder schlafen gegangen.

Sie waren kaum mit Emil im Wasser, als es Fliegeralarm gab. Die Sirene war etwas weiter entfernt in der Berner Strasse und heulte nicht so laut und schrill wie die auf Giesings Dach. Sie schwammen ans Ufer, liefen zu ihren Klamotten, zogen sie an, ohne sich vorher abzutrocknen, schwangen sich auf ihre Räder und rasten in den Kuhredder hinein, legten dort ihre Fahrräder unter Büsche und setzten sich mit Emil in einen Graben, der von hohen Eichenbäumen verdeckt war. Kurz darauf hörten sie Flugzeugmotorengeräusche. Die sind verdammt nahe, sagte Reimer.

Merkwürdig, was wollen die hier bei uns am hellichten Tage? Ganz in der Nähe krachten plötzlich Bomben, und die Flak ballerte. Das ist die 10.5-Eisenbahn-Flak, erklärte Paul Kuhn, die bombardieren unten bei den Wiesen die Eisenbahnstrecke Hamburg-Lübeck. Jürgen Geiger krabbelte auf allen vieren aus dem Graben, kletterte einen Eichenbaum hoch und rief von oben: Es sind Tiefflieger, ich kann sie sehen. Es sind keine Amis, die fliegen nicht so tief. Es sind die Tommys. Dann kroch auch Reimer Wecke aus dem Graben und kletterte auf den Eichenbaum. Ich sehe fünf, rief er aus dem Eichenbaum, nur fünf. Jetzt steigen sie wieder hoch und hauen ab. Es gab einen ohrenbetäubenden Knall. Unsere Flak hat einen getroffen, jubelte Geiger, kommt hoch und seht es euch an. Der Tommy zieht eine Rauchfahne hinter sich her. Er kletterte mit Paul Kuhn aus dem Graben und auf die Eiche rauf, und sie sahen, wie das Flugzeug anfing, in der Luft zu trudeln, zu torkeln, sich zu drehen und zu stürzen. Der schmiert ab, frohlockte Reimer. Dann sahen sie zwei Fallschirme am Himmel. Der eine trieb direkt auf sie zu. Der geht hier in der Nähe runter, schrie Paul Kuhn, das Schwein schnappen wir uns. Sie sprangen vom Baum runter. Reimer und Paul hackten mit ihren Klappmessern zwei Äste aus der Eiche, schnitten die Zweige ab, formten sich Knüppel. Wir benutzen unsere Fahrradpumpen als Schlagstöcke, meinte Jürgen Geiger. Gut, sagte er. Sie holten ihre Räder unter den Büschen hervor und rasten wie die Verrückten in Richtung auf den Gasometer zu. Dahin schwebte nämlich der Fallschirm. Der wird hinter dem Gasometer auf Schierhorns Koppel landen, rief Geiger, der mit Emil vorneweg fuhr, wir sind vor ihm da, den kriegen wir.

Auf dem Weg dahin musste er an Hansi, Holle, Hansel, den alten Soldaten und seine Grosseltern in der Billrothstrasse denken. Rachegefühle kamen in ihm hoch. Rache für seine gemordeten Freunde, Rache für den erschlagenen alten Soldaten und seine im Feuersturm erstickten Grosseltern. Diese Gefühle liessen ihn noch schneller fahren,

liessen ihn nicht mehr los, bemächtigten sich seiner, füllten ihn aus. Er konnte an nichts anderes mehr denken, als sich an diesem verdammten, am Fallschirm abstürzenden englischen Bomberpiloten zu rächen. Dem werde ich es zeigen, schoss es ihm durch den Kopf, den werde ich massakrieren. Diesen Tommy würde er erledigen, er ganz allein, das nahm er sich vor. Er würde sich für alles rächen, was sie ihm angetan hatten. Sie hörten in der Ferne einen enormen Knall. Das ist die Maschine, schrie der hinter ihm radelnde Paul Kuhn, die ist auf der anderen Seite des Bahndamms auf die Erde geprallt, die brennt jetzt aus. Der Fallschirm glitt in ungefähr fünfzig Meter Höhe vor ihnen auf Schierhorns Koppel zu. Er schoss mit seinem Fahrrad an die Spitze. Nur Emil lief noch vor ihm. Er raste am Gasometer vorbei und auf Schierhorns Koppel rauf. Der Fallschirm hing jetzt über ihm. Er konnte den daran hängenden Tommy in seiner Lederjacke und seinem Käppi erkennen. Er war ausser sich vor Wut. Noch zwanzig, dreissig Meter, dachte er, dann hab ich ihn. Als der Fallschirm auf der Koppel aufsetzte, stoppte er ab, warf sein Fahrrad auf den Boden, riss die Fahrradpumpe aus der Halterung und rannte die letzten Meter auf den Bomberpiloten zu. Emil sprang schon um den Tommy herum, fauchte ihn an, zerrte an seiner Kleidung, beschnüffelte ihn.

Dann stand er vor dem Engländer, holte mit seiner Fahrradpumpe aus und schlug blind und ohne Bewusstheit mehrere Male hart auf ihn ein. Paul Kuhn kam hinzu, hieb mit seinem Knüppel auf den Tommy ein, einmal, zweimal, dann schlug Reimer auf den am Boden Liegenden ein paarmal ein, der sich im Fallschirm verfangen hatte und sich nicht bewegen konnte. Als Jürgen Geiger dem Abgestürzten mit seiner Fahrradpumpe eins über den Kopf rüberzog, schrie er plötzlich: Halt! Es kam einfach aus ihm heraus. Halt! schrie er noch einmal. Wir sind keine Totschläger. Er stellte sich vor den Bewegungslosen. Der Tommy lag mit weit aufgerissenen, angsterfüllten Augen am Boden,

er blutete im Gesicht, sein Käppi war verrutscht. Kinder, wimmerte er, Kinder, no killing, please. Was sollen wir mit dem Schwein machen? fragte Geiger. Wir machen ihn zu unserem Gefangenen, sagte er, und dann übergeben wir ihn dem Ersatzheer. Wir sollten ihn hier auf der Stelle mit unseren Knüppeln erschlagen, fluchte Paul Kuhn. Genau, unterstützte ihn Reimer, der Tommy ist unser Feind, die haben Hamburg kurz und klein bombardiert, haben dort alles totgemacht, diese Verbrecher. Sie haben auf niemanden, nicht mal auf die Kinder Rücksicht genommen. Das stimmt, dachte er, das haben die Tommys wirklich nicht. Aber er konnte nicht weiter auf den Engländer einschlagen, er konnte es einfach nicht. Die Gesichter des alten Soldaten und Rodion Bashimiroffs erschienen plötzlich vor ihm. Und da wusste er Bescheid. Er blieb ganz ruhig, er stellte sich vor den Tommy und rief: Nicht mehr schlagen!

Von weitem hörten sie Motorengeräusche. Das sind Kübelwagen vom Ersatzheer, erklärte Reimer. Dann haben wir einen Gefangenen für sie, dachte er. Nach einer Weile hielten zwei Kübelwagen vor dem Fallschirm. Ersatzheersoldaten sprangen aus den Wagen. Reimer und Paul gingen in ihren braunen HJ-Hemden auf sie zu, schlugen die Hacken zusammen und machten gemeinsam Meldung: Übergeben abgestürzten englischen Bomberpiloten als Gefangenen. Gut gemacht, Jungens, entgegnete ein Oberleutnant des Ersatzheeres, gab ihnen die Hand, legte dann seine Rechte auf ihre Schultern und sagte noch einmal: Gut gemacht. Den anderen haben wir auch lebend gefangengenommen, grosser Erfolg heute für uns. Dann zerrten die Ersatzheersoldaten den Tommy aus dem Fallschirm, banden seine Hände fest und brausten mit ihm davon. Der Gefangene hatte kein Wort mehr gesagt. Sie waren wieder allein, hoben ihre Räder auf und fuhren nach Hause. Ist vielleicht doch besser gewesen, dass wir den Tommy nicht totgeschlagen haben, sagte Reimer, als sie in die Schumacher-Allee einbogen.

Am Abendbrotstisch erzählte er die Geschichte über den mit dem Fallschirm abgestürzten englischen Bomberpiloten. Er erzählte auch,

dass er seine Freunde davon abgehalten hätte, den Tommy zu erschlagen. Das hast du prima gemacht, sagte sein Grossvater, das war das einzig richtige, verstehst du? Nur so können wir noch etwas Menschlichkeit im Krieg bewahren. Und auf einmal fiel ihm ein, dass sein Grossvater aus der Billrothstrasse die Engländer gern gemocht hatte. Da konnte er sich vorstellen, was der zu ihm gesagt hätte, wenn er noch lebte.

Rodion Bashimiroff

Die englischen Tiefflieger hatten die Eisenbahnstrecke Hamburg-Lübeck, die durch die Meiendorfer Schweiz führte, oberhalb der Stelle getroffen, an der sie sie das letzte Mal bombardiert hatten. Die Strecke war für den Wehrmachtsnachschub nach Leningrad so wichtig, dass die russischen Kriegsgefangenen noch vor dem Morgengrauen anfangen mussten, sie zu reparieren. Wieder hatten LKWs des Ersatzheeres aus der Boehn-Kaserne Schotter, neue Schienenstränge und Stützbalken aus dem Eisenbahndepot bei Eidelstedt herangeschafft. Wieder bewachten bewaffnete Ersatzheersoldaten die russischen Kriegsgefangenen. Die Zerstörungen waren diesmal schwerer als beim letzten Mal. Die Gefangenen schafften die Reparatur nicht an einem Tag. Sie mussten am nächsten Tag, frühmorgens, wieder zur Bahnstrecke marschieren, um weiterzumachen.

An diesem Tag spielten sie vor der Mittagszeit unten am Bahndamm vor der Teilstrecke, die repariert werden sollte, gegen die Oldenfelder Fussball. Die hatten schon auf sie gewartet. Die Wiese an dieser Teilstrecke war ebener als die anderen. Hier konnte man am besten spielen. Vielleicht können wir heute beim Ersatzheer wieder essen, spekulierte Reimer. Die Ersatzheersoldaten hatten ihnen versprochen, dass sie heute keine Angst vor Tieffliegern zu haben bräuchten, denn die Tommys würden erst wieder angreifen, nachdem die Strecke repariert wä-

re. Die wüssten durch ihre nächtlichen Aufklärer genauestens Bescheid. Er hatte zu Hause nichts davon erzählt, dass sie unten an der bombardierten Teilstrecke spielen würden. Auch Reimer, Paul und Jürgen hatten nichts davon zu Hause erzählt. Franzi Jebens hatte sich mit seinem ledernen Fußball aus dem Haus geschlichen. Dann war noch der zwölfjährige Herbert Weutke zu ihnen gestossen. Sie spielten mit sechs gegen sechs auf Einmetertore, also ohne Torwart. Er hatte seine neuen Fußballstiefel und zwei Paar Strümpfe angezogen. Damit passten die Buffer wie angegossen. Es machte einen Riesenspass, mit ihnen zu spielen. Er passte auf, dass keiner auf sie drauftrat.

Sie waren überrascht, dass die Oldenfelder Bauernlümmel so gut Fußball spielen konnten. Die sind alle schon 12 und 13 Jahre alt und spielen bei Hansa 05 Rahlstedt, sagte Paul. Die russischen Kriegsgefangenen schauten oft vom Bahndamm, auf dem sie mit nackten Oberkörpern arbeiteten, auf ihr Spiel runter, so als hätten sie gern mitgespielt. Er sah Rodion und Pavel oben auf dem Bahndamm. Zur Halbzeit stand das Spiel 1:1. Zur Halbzeit war Mittagspause oben auf dem Bahndamm, und drei Feldküchenwagen aus der Boehn-Kaserne kamen herangefahren. Die Ersatzheersoldaten luden sie wieder zum Essen ein. Es verlief alles so wie beim ersten Mal. Die deutschen Soldaten hatten eine Feldküche für sich, und die Gefangenen hatten zwei für sich. Die Russen erhielten wieder Graupengrütze, die deutschen Soldaten Linsensuppe mit Würstchen. Sie setzten sich mit den Oldenfeldern zusammen zwischen die beiden Gruppen oben auf den Bahndamm. Sie hatten sich vorher unten am Bahndamm Kochgeschirre mit Linsensuppe und Würstchen vollfüllen lassen. Er hatte den Ersatzheersoldaten, der ihnen damals den Tabak für die Gefangenen gegeben hatte, nicht wiedergesehen.

Als sie beim Essen waren, heulte es plötzlich Fliegeralarm. Es war die Sirene von der Boehn-Kaserne. Wir machen hier weiter, riefen die

Ersatzheersoldaten, keine Sorge, der Alarm gilt nur für Hamburg-Stadt. Die müssen es ja wissen, dachte er. Sie assen weiter im Sitzen auf dem Bahndamm. Er schaute auf seine Fussballstiefel. Sie sahen immer noch wie neu aus. Dann geschah alles sehr schnell, viel zu schnell. Tiefflieger tauchten aus dem Nichts auf. Sie flogen nur wenige Meter über ihren Köpfen hinweg. Sie konnten die Piloten in den Kanzeln sehen. Die Tiefflieger bombardierten die Strecke, schossen Maschinengewehrsalven auf sie ab. Dreck und Schotter spritzten um sie herum auf. Deckung! schrien die Ersatzheersoldaten. Deckung! Die Ersatzheersoldaten stürzten den Bahndamm herunter und warfen sich unter die LKWs. Die russischen Kriegsgefangenen liefen auf sie zu, warfen sich über sie, beschützten sie mit ihren Körpern. Er liess sein Kochgeschirr wie in Trance fallen. Er konnte nicht glauben, was passierte. Rodion rannte über den Bahndamm auf ihn zu. Runter, schrie er, runter! Rodion stiess ihn um, riss ihn zu Boden, warf sich auf ihn, hielt ihn unter sich mit beiden Händen fest. Ruhig, sagte Rodion, ruhig, mein Lieber. Gleich ist alles vorbei. Dann bemerkte er ein Zucken über sich, er spürte, dass Rodion über ihm in sich zusammensackte. Rodion, sagte er leise, Rodion. Die Flugzeugmotorengeräusche verschwanden in der Ferne. So schnell, wie er gekommen war, war der Spuk vorbei.

Er wollte aufstehen. Rodion liess sich nicht abschütteln. Er kroch unter Rodion hervor, kniete vor ihm. Rodion blieb bewegungslos liegen. Er drehte ihn um. Dann fing er an zu weinen. Ein Maschinengewehrgeschoss steckte tief in Rodions linker Schläfe. Der Schaft schaute noch heraus. Er blutete. Hirn trat aus seinem Kopf. Seine Augen waren verdreht. Er wusste vom Feuersturm, von Hansel, Holle, Hansi und vom alten Soldaten, wann ein Mensch tot war. Er wusste, dass Rodion tot war. Er wich nicht von Rodions Seite. Er blieb vor ihm knien. Er legte seine rechte Hand auf Rodions Brust. Er war ganz still. Pavel stand an seiner Seite, legte eine Hand auf seine Schulter, kniete

nieder und drückte Rodions Augen zu. Pavel weinte. Die anderen russischen Gefangenen bildeten einen Kreis um sie, einige berührten Rodion mit ihren Händen, sie hielten die Köpfe gesenkt, ein paar bekreuzigten sich, viele weinten. Die Tiefflieger kamen nicht zurück.

Entwarnung schrillte von der Boehn-Kaserne. Die Ersatzheersoldaten krochen unter ihren LKWs hervor, liefen den Bahndamm hoch. Schluss mit der Vorstellung da oben, schrie einer ihrer Offiziere, geht an eure Arbeit zurück, verdammt noch mal. Die Ersatzheersoldaten richteten ihre Gewehre auf die Gefangenen. Die Russen gehorchten. Sie sammelten ihre Kochgeschirre auf, schlürften im Gehen den Rest Graupengrütze aus und gingen zu ihren Schaufeln, Hämmern und Piken zurück. Er blieb bei Rodion sitzen. Da kam ein Ersatzheersoldat auf ihn zu und sagte: Nun lass von dem Iwan ab, mein Junge, er ist doch tot. Als er sitzenblieb, fragte der Soldat: Hast du ihn gekannt? Ja, antwortete er, ich habe ihn gekannt.

Etwas später mussten die Russen Rodion und drei ihrer verwundeten Kameraden auf einen LKW laden. Den drei Verwundeten steckten Maschinengewehrgeschosse im Rücken. Von seinen Freunden und den Oldenfeldern war keiner verletzt worden. Der Fahrer und zwei mit Gewehren bewaffnete Soldaten setzten sich vorn ins Fahrerhaus. Er fragte, ob er hinten auf dem Wagen mitfahren dürfte. Nein, antworteten sie, geh wieder zum Spielen zurück. Ein Offizier ging zum Fahrerhaus und befahl: Los jetzt, ab ins Lager und in die Grube. Der LKW fuhr los. Seine Freunde gingen mit den Oldenfeldern auf die Fussballwiese zurück. Oben auf dem Bahndamm setzten die Russen die neuen Schienenstränge zusammen. Er lief über die Wiesen, über die Holzbrücke, durch die Knicks und Redder, den Heinrichsweg hoch, über die Ahrensburger Strasse in die Schumacher-Allee hinein. Als er oben beim Gefangenenlager ankam, völlig ausser Atem, sah er, dass der LKW schon angekommen war. Er fragte den schwarzuniformierten Wachhabenden am Tor, ob er den toten russischen Gefangenen sehen

könnte, den sie eben abgeliefert hätten. Der Schwarzuniformierte mit den Runen am Kragen und dem Totenkopf auf der Mütze grinste ihn an und schüttelte den Kopf. Das ist für Zivilisten verboten. Die Gefangenen sind Feinde, erklärte er. Tote werfen wir sowieso sofort in die Grube. Aber ich bin in der Hitlerjugend, warf er ein. Hau ab, Pimpf, herrschte der Schwarze ihn an, mach, dass du nach Hause kommst.

Er ging langsam auf der anderen Seite der Schumacher-Allee nach Hause zurück. Er fühlte sich gedemütigt. Er war verzweifelt. Dann kam es ihm vor, als fühlte er Rodions Körper auf sich. Rodion würde gleich aufstehen und mit ihm sprechen. Sie würden miteinander scherzen, und vielleicht würde er ihm ein paar neue Schachzüge beibringen. Es war alles nur ein böser Traum gewesen. Aber als er durch die Gartenpforte ging und auf Giesings Dach die Sirene zum zweiten Mal Entwarnung heulte, da wusste er, dass Rodion wirklich tot war. Er ging in die Küche und setzte sich an den Küchentisch. Er legte den Kopf auf die Tischplatte und die Hände darüber und schluchzte. Seine Mutter kam herein. Was ist los? fragte sie. Was ist passiert? Rodion ist tot, antwortete er. Und er erzählte ihr, was auf dem Bahndamm geschehen war. Mein Gott, sagte sie leise, unglaublich. Rodion hat dir das Leben gerettet. Ja, antwortete er, das hat er. Seine Mutter strich ihm über das Haar.

Er ging nach oben auf sein Zimmer, warf sich aufs Bett. Er wollte nichts mehr sehen und nichts mehr hören. Er wollte mit seinen Gedanken über Rodion allein sein. Nach einer Weile fiel er in einen Halbschlaf. Immer wieder kam es in ihm hoch: Warum, warum musste Rodion sterben? Was hatte das für einen Sinn? Da erschien vor ihm das Bildnis des alten Soldaten. Der war auch gestorben, als er anderen helfen wollte, dachte er. Und deshalb hatte es doch einen Sinn gehabt. Rodion war gestorben, weil er ihn beschützen wollte. Und deshalb konnte er weiterleben, deshalb hatte es einen Sinn gehabt. Nun lebten

sie beide in ihm weiter. An ihre Taten und Worte würde er sich immer erinnern, sie waren ein Teil von ihm geworden.

Als er aus seinem Halbschlaf erwachte und sich voll bewusst wurde, empfand er wieder den Verlust von Rodion. Unten in der Küche hörte er seinen Grossvater sprechen. Er stand auf, ging gedankenversunken die Wendeltreppe runter, durch den Korridor und in die Küche hinein. Sein Opa sass am Küchentisch und schmauchte seine Pfeife. Seine Grossmutter stand am Herd. Opa, sagte er, Rodion ist tot. Die Tommys haben ihn ermordet. Er erzählte, was die englischen Tiefflieger auf dem Bahndamm angerichtet hatten und was der Schwarzuniformierte am Lagertor zu ihm gesagt hatte. Sein Grossvater nahm die Pfeife aus dem Mund. Wo soll das bloss noch alles hinführen? sagte er. Zu was sind die Menschen noch fähig? Er setzte sich zu seinem Grossvater an den Küchentisch. Sie schwiegen für eine Weile. Sein Grossvater strich ihm über den Kopf. Ich habe Rodion auch sehr gern gehabt, sagte er, wir werden ihn nie vergessen. Da fasste er Mut und fragte: Opa, können wir beide nicht noch einmal zum Lager gehen und bitten, ob wir Rodion Bashimiroff ein letztes Mal sehen dürfen? Wir werden das tun, antwortete sein Grossvater, und zwar gleich. Wirst du mit dem Mann am Lagertor reden, Opa? Das werde ich, mein Junge.

Wir gehen zum Gefangenenlager rauf, Bertha, sagte sein Grossvater. Seine Grossmutter drehte sich am Herd um. Sie hatte ein verweintes Gesicht. Sei freundlich zu ihnen, Vadder, sagte sie, die Schwarzen sind noch gefährlicher als Giesings Leute. Keine Sorge, antwortete sein Grossvater. Sie verliessen das Haus und gingen die linke Seite der Schumacher-Allee hoch, an Giesings Haus und Bekanntmachung vorbei, fast bis oben zu Jebens. Dort überquerten sie die Strasse und marschierten auf das Lagertor zu. Er sah, dass ein anderer Schwarzuniformierter Wache schob. Das ist nicht der von vorhin, sagte er. Macht nichts, antwortete sein Opa. Dann standen sie vor dem SS-Wachmann.

Sein Opa sagte: Heil Hitler, mein Enkel und ich möchten fragen, ob wir den toten russischen Gefangenen namens Rodion Bashimiroff, der vorhin abgeliefert wurde, noch einmal sehen dürften? Er hat nämlich meinem Enkel oben auf dem Bahndamm beim Angriff der englischen Tiefflieger das Leben gerettet. Er hat sich beim Maschinengewehrfeuer über meinen Enkel geworfen, verstehen Sie? Heil Hitler, antwortete der Schwarzhemdige. Das geht nicht mehr. Wir haben die Russensau schon hinter der Jauchekuhle in der grossen Grube verscharrt. Da kommen alle Iwans hin, die hier sterben, und zwar sofort, bevor sie zu stinken anfangen. Sein Grossvater sagte nichts, schaute den Wachhabenden versteinert an. Dann nahm er ihn bei der Hand, und sie gingen auf der rechten Seite die Schumacher-Allee zurück. Als sie bei Paul Kuhns Haus ankamen, überquerten sie die Strasse, und er sagte: Wenn der Krieg zu Ende ist, Opa, graben wir Rodion aus und werden dafür sorgen, dass er ein richtiges Grab erhält. Dann besuchen wir ihn und pflanzen Blumen auf sein Grab. Sein Grossvater nickte und antwortete: Ja, das machen wir, wenn endlich Frieden ist.

Die letzten Tage in Meiendorf

Nach dem letzten englischen Tieffliegerangriff auf die Eisenbahnstrecke Hamburg-Lübeck durften sie nicht mehr am Bahndamm Fussball spielen. Der NSDAP-Bezirksleiter Wegener hatte es per Bekanntmachung verbieten lassen. Sie spielten von da an auf Schierhorns Koppel hinter dem Gasometer, da, wo der englische Pilot mit dem Fallschirm runtergekommen war. Aber Schierhorns Koppel war nicht so eben wie ihre Wiese am Bahndamm, hatte nicht ihr kurzes dunkelgrünes Gras. Schierhorns Koppel war eher ein holpriger Acker, mit Sandhöckern und zu hohem Gras bedeckt. Sie war mit ihrer Wiese am Bahndamm nicht zu vergleichen. Scheissacker, schimpfte Reimer

Wecke immer wieder, hier kann man nicht kombinieren. Besser, als auf Grand zu spielen, antwortete Jürgen Geiger dann. Er musste Geiger recht geben. Paul Kuhn hatte seinen rechten Fuss, seinen Knaller, wie er ihn nannte, zweimal während eines Spiels auf Schierhorns Acker verstaucht. Er bekam von seinem HJ-Unterführer einen Anschiss, weil er bei Gepäckmärschen nicht mitmachen konnte. Du hast eben zu weichliche Knochen, hatte der gesagt. Übrigens hatte er festgestellt, dass HJ-Führer Tietjen bei den Gepäckmärschen nie dabei war. Tietjen hielt aber weiterhin seine Reden bei der Aufnahme neuer Pimpfe. Und seine Reden, so schien es ihm, waren noch gewalttätiger, noch furchterregender, noch russenfeindlicher geworden. Sie riefen geradezu zu blindem Hass gegen die Russen auf. Manchmal glaubte er, Tietjen wär verrückt geworden. Aber dann dachte er, dass Tietjen an seine eigenen Worte glaubte, sonst könnte man doch nicht so reden.

Ab September 1943 ging er in die 4. Klasse der Meiendorfer Volks- und Realschule. Jeden Tag kam er zweimal auf seinem Schulweg am russischen Gefangenenlager vorbei. Jeden Tag musste er an Rodion Bashimiroff denken. Ob sie Rodion wohl in einen Sarg gelegt oder ob sie ihn einfach so in die Grube hinter dem Lager geworfen haben? grübelte er oft. Die Besuche der Russen bei seinen Grosseltern waren seltener geworden. Sie wurden viel strenger überwacht als zuvor. Nur zum Kartoffelschalensammeln klopfen die Russen noch regelmässig an die Tür. Und seine Grossmutter steckte ihnen regelmässig Brot, Käse, Wurst Schmalz und Obst zu. Von seinem Grossvater erhielten sie Tabak. Manchmal, wenn sie am späten Nachmittag kamen und sein Opa schon von den Aufräumarbeiten in der Stadt zurück war, holte er sie in den Korridor rein, und sie tranken zusammen Oldesloer Korn und rauchten Juno-Zigaretten, die er in der Stadt organisiert hatte, wie er sagte.

Bei so einer Gelegenheit reichte er den Russen die Schnapsgläser, und Pavel übergab ihm einen schmutzigen Briefumschlag. Er ist für

dich, mach ihn auf, sagte Pavel. Er riss den Briefumschlag auf und holte ein zerknittertes Foto von Rodion heraus. Es zeigte Rodion in Zivil. Er trug ein weisses Oberhemd und ein Jackett. Schulkinder standen um ihn herum und lachten. Das ist Rodion als Lehrer auf dem Schulhof in Deiskoje Selo, sagte Pavel. Wir haben es für dich aufbewahrt. Wir dachten, du würdest es gerne als Andenken an Rodion haben wollen. Danke, Pavel, danke, stotterte er und starrte auf Rodions Foto. Ich rahme es ein, dachte er, und hänge es in meinem Zimmer an die Wand. Dann sehe ich es immer. Die Russen verabschiedeten sich. Sie gaben sich alle die Hand. Danke, Babuschka, rief Pavel in die Küche hinein. Seine Oma machte die Küchentür auf und sagte: Bis bald, Towarishi, haltet euch aufrecht, bleibt am Leben.

Noch am selben Abend durfte er sich bei seiner Grossmutter einen Rahmen mit Glas aussuchen, in den Rodions Foto hineinpasste. Er holte Nagel und Hammer aus der Werkzeugkammer seines Grossvaters und nagelte Rodions Foto an die Fensterwand seines Zimmers. Dabei musste er unwillkürlich daran denken, wie es wohl gewesen wär, wenn Rodion und der alte Soldat hier in Meiendorf zusammen unterrichtet hätten. Das wär was gewesen, sinnierte er, da hätte es Spass gemacht, in die Schule zu gehen, da hätten sie viel gelernt, ohne gehorchen zu müssen. Die beiden hätten sich ausgezeichnet verstanden, das wusste er. Sie waren sich doch so ähnlich, das hatte er immer wieder empfunden. Er malte sich aus, was alles wohl gewesen wär. Doch die Wahrheit war, und die holte ihn schnell ein, sie hatten einen Tietjen-ähnlichen Klassenlehrer, den er nicht ausstehen konnte. Die meisten Schüler konnten ihn nicht ausstehen. Er hiess Naujoks. Er war ein Russenhasser, fast so schlimm wie Tietjen. Er war 45 Jahre alt, Mitglied der SA und des Ersatzheeres. Ein Kommisskopf, sagte Jürgen Geiger häufig. Und das passte genau. Aber das war nichts Neues, viele ihrer Lehrer waren so. Naujoks kannte nur Befehl und Gehorsam. Solche Menschen dürften niemals Lehrer sein, überlegte er oft.

Die Tommys hatten ihren Bahndamm im September und Oktober noch viermal bombardiert. Und die russischen Kriegsgefangenen mussten die Strecke wieder reparieren und neue Schienen verlegen. Im Winter 1943/44 bombardierten englische Tiefflieger die Teilstrecke, die durch die Meiendorfer Schweiz führte, noch zweimal. Im Februar 1944 hatten die Russen den deutschen Belagerungsring um Leningrad gesprengt und die Wehrmacht zurückgedrängt. Das hatte er im Volksempfänger seiner Mutter gehört, den sie oben in ihrem Zimmer angeschlossen hatte. Sie hatte ihm nicht gesagt, dass es der britische BBC-Sender war. Nun war Lübeck kein wichtiger Nachschubplatz mehr für die deutsche Heeresgruppe Nord, wie sein Grossvater erklärte, und die Strecke wurde von den Engländern nicht weiter angegriffen. Aber sie durften trotzdem nicht mehr unten am Bahndamm Fussball spielen. Die Bezirksleitung hob das Verbot nicht auf. Sein Vater, der im September 1943 fünf Tage lang auf Fronturlaub gekommen war, lag nun nicht mehr am Wolchow. In einem Feldpostbrief vom Februar 1944 schrieb er ihnen, dass seine Einheit nun an der Narwa, in der Nähe von Pskow lag. Er holte seinen Atlas aus dem Schreibtisch hervor und entdeckte über das Namensverzeichnis Pskow und den Narwa-Fluss auf der Kartenseite 37 unter C-3. Darüber freute er sich, und er erinnerte sich daran, wie der alte Soldat ihnen damals das Lesen von Landkarten und Atlanten beigebracht hatte. Deshalb erkannte er auch, dass sich die Einheit seines Vaters über ein Riesengebiet zwischen Wolchow und Narwa zurückgezogen hatte. Die sind ja fast bis nach Estland zurückmarschiert, dachte er, als er die Landkarte ein zweites Mal studierte. Dann hatte sein Grossvater ja doch recht, fand er, der Krieg würde bald zu Ende sein, sein Vater würde zurückkommen, und er würde Sterni, Fingerdoof, Bäckerchen, Gerd Wuchs und Uwe Heilhoff wiedersehen. Es würden keine Bomben mehr fallen, sie würden alle bei Altona 93 eintreten, und alles würde gut sein. Dann würde das Leben wieder interessanter werden, sie wür-

den vieles gemeinsam unternehmen, ihre Wohnungen und Treppenhäuser in der Schlageterstrasse wieder reparieren, sich dabei gegenseitig helfen. Er stellte sich das alles vor, und es überkam ihn eine grosse Vorfreude. Da würde es eine Menge zu tun geben, dachte er zuletzt noch, da würden sie alle mit anpacken, eine lange Zeit lang. Es würde herrlich werden, davon war er überzeugt. Wenn doch bloss der alte Soldat noch lebte, dann würde er auch gern wieder in die Schule gehen.

Als sein Vater die fünf Tage auf Fronturlaub bei ihnen in Meiendorf gewesen war, hatte sein Grossvater ihn gefragt: Mein Junge, was macht ihr da eigentlich in Russland? Man hört hier schlimme Sachen über euch. Wir führen nur Befehle aus, hatte sein Vater geantwortet, wenn wir das nicht tun, lassen uns die eigenen Offiziere erschliessen. Einige von uns haben sie schon wegen Befehlsverweigerung an die Wand gestellt. Ihr müsst da hausen wie die Barbaren, hatte sein Opa gesagt. Sein Vater hatte nicht darauf geantwortet. In den fünf Tagen hatte er seinen Vater nicht oft zu Gesicht bekommen. Sie waren einmal zusammen zum Bahndamm geradelt. Und er hatte ihm die Stelle gezeigt, wo die englischen Tiefflieger sie angegriffen hatten, wo Rodion ihm das Leben gerettet hatte und dabei getötet worden war. Du musst ihn sehr gern gehabt haben, hatte sein Vater gesagt. Ja, hatte er geantwortet, das habe ich immer noch. Darauf hatte sein Vater ihm über den Kopf gestrichen. Er hatte das gut gefunden, dass sein Vater das getan hatte. Dann waren sie über die Wiesen, über die Wandse und durch die Knicks wieder nach Hause gefahren.

Im März 1944 konnte es jeder sehen: Seine Mutter war schwanger. Du wirst bald einen Bruder oder eine Schwester bekommen, sagte seine Mutter zu ihm, freu dich man. Paul Kuhn sagte auf der Strasse zu ihm: Dein Alter hat deine Mutter dick gemacht, als er auf Fronturlaub war. Er konnte mit Pauls Bemerkung nicht viel anfangen. Im Juni 1944 bekam er einen Bruder. Er hiess Joachim, schrie viel und saugte an den Brüsten seiner Mutter.

Das schaute er sich oft an und fand es interessant. Babys brauchen viel Muttermilch und viel Zärtlichkeit, sagte seine Mutter, wenn sie stillte, du hast es auch bekommen. Er nickte. Er glaubte, was seine Mutter gesagt hatte.

Am 6. Juni 1944 hörten sie im Radio seiner Mutter, dass die Invasion stattgefunden hatte, dass die Alliierten in der Normandie gelandet waren. Die Nazis haben sie nicht ins Meer zurückwerfen können, triumphierte sein Grossvater. Nun werden wir bald befreit. Am 20. Juli 1944 sprach der Führer des Grossdeutschen Reiches, Adolf Hitler, auf allen deutschen Radiosendern über das misslungene Attentat gegen ihn. Er nannte die Attentäter eine verbrecherische Bande ehrloser deutscher Offiziere, mit denen man kurzen Prozess machen werde. Das sind keine Verbrecher, schrie sein Opa, während er die Sendung am Volksempfänger verfolgte, das sind Helden. Und leise für sich sagte er: Es hat nicht hingehauen, verdammt. Sie haben es aber doch noch versucht, zu spät, zu spät. Sie hätten es eher tun sollen. Sie hätten das Schwein schon 1939 umlegen sollen. Aber da waren sie zu feige. Aber sie haben es wenigstens versucht.

Einmal, es war Ende Juli 1944 während der Schulferien, war er den ganzen Tag über aus Meiendorf fortgewesen. Frühmorgens schon war er weggegangen. Der Junge ist verschwunden, sagte seine Mutter am Abendbrottisch, wir müssen etwas unternehmen. Um Gottes willen, unterbrach sie sein Grossvater, schalte bloss nicht die Polizei ein, der kommt schon wieder zurück. Er kam zurück. Noch am selben Abend, spät um halb acht. Es ist ein langer HJ-Tag gewesen, behauptete er, als er bei seinen Grosseltern in der Küche stand. Sie haben uns frühmorgens nach Höltigbaum rausgefahren und uns an Panzerfäusten ausgebildet, und wir mussten Panzersperren bauen. Seine Mutter schaute ihn ungläubig an. Nächstes Mal sagst du im Voraus Bescheid, verstanden? schimpfte sie. Er hatte das erste Mal wirklich gelogen. Er fühlte sich nicht wohl dabei. Er war nicht mit der HJ in Höltigbaum

gewesen. Er hatte sich frühmorgens drei Scheiben Brot geschmiert und nach Hamburg aufgemacht. Hamburg war seit zwei Wochen nicht bombardiert worden, das wusste er aus dem Radio. Im Moment ist Hamburg wohl sicher, glaubte er. Er hatte herausgefunden, dass es einen Busfahrdienst von Rahlstedt nach Hamburg-Innenstadt gab. Er wollte sich Klarheit verschaffen, ob Sterni, Bäckerchen und Uwe Heilhoff die Stadt verlassen hatten und ob Fingerdoof und Gerd Wuchs noch lebten.

Mit seinem Fahrrad fuhr er zum Rahlstedter Bahnhof, schloss das Rad dort bei den Bahnhofs-Fahrradständern an und stieg in den Hamburger Bus. Es war sieben Uhr morgens. Er zeigte dem Busfahrer seinen HJ-Ausweis, mit dem er umsonst die öffentlichen Verkehrsmittel benutzen durfte. Wo soll's denn hingehen, mein Junge? fragte der. Und er antwortete: Nach Hause. Dann man los, meinte der Busfahrer. Der Bus war voll mit Leuten, die Rucksäcke trugen und nach Hamburg zurückwollten. Er bemerkte keinen, der lachte. Er musste die ganze Fahrt über stehen, aber das machte ihm nichts aus. Die Strecke war dieselbe, auf der sie im Juli 1943 mit der Schott'schen Karre nach Meindorf marschiert waren. Der Bus brauchte über eineinhalb Stunden, um am Hauptbahnhof anzukommen. Er hielt nur einmal am Wandsbeker Marktplatz, nahm neue Passagiere auf, und sie mussten noch enger zusammenrücken. Der Hamburger Hauptbahnhof war schon wieder in Betrieb. Züge und S-Bahnen fuhren ein und aus. Aber der Hauptbahnhof hatte kein Dach mehr, und die Glasscheiben an den seitlichen Stahlgerüsten waren alle zersplittert, Eisenträger ragten nackt in den Himmel. Der Bahnhof sah gespenstisch aus. Er ging die provisorischen hölzernen Bahnhofstrepfen an der Kirchenallee-Seite zu den S-Bahn-Steigen runter. Er wusste, er musste die S2 Richtung Altonaer Bahnhof nehmen. Nach einer halben Stunde kam sie endlich, langsam fuhr sie in den Bahnhof ein, viel langsamer als früher, dachte er. Sein Abteil war voll mit Rückkehrern und Ersatzheersoldaten. Er musste

wieder stehen. Er hatte keine Angst vor all den fremden Leuten. Er kam sich schon richtig erwachsen vor. Er kannte die Strecke, er war sie oft mit seinen Eltern gefahren. Zuerst würde Dammtor kommen, dann Sternschanze und dann Holstenstrasse. Da musste er raus, da war er zu Hause. Am Ausgang des Bahnhofs Holstenstrasse begann die Schlageterstrasse, begann ihr Viertel.

Als er am Holstenbahnhof ausstieg und die Schlageterstrasse entlangging, dachte er: Ich gehe zuerst nach Hause und sehe mal nach, ob noch alles da ist, dann besuche ich Berni Fingerdo. Fingerdoof wollte ja mit seiner Mutter in der Wohnung bleiben, und bei Fliegeralarm wollten sie sofort in den unterirdischen Bunker auf dem Sonderburger Platz laufen. Die sind vielleicht mutig, dachte er noch und ging dabei auf der Strassenseite mit den geraden Nummern, also da, wo die meisten Wohnungen und Treppenhäuser stehengeblieben waren, weiter. Auf der gegenüberliegenden Seite, der Seite mit den ungeraden Nummern, ragten nur noch nackte, rauchgeschwärzte, fensterlose Fassaden empor. Hansis, Holles und Hansels Grab, schoss es ihm durch den Kopf. Er ging weiter auf seiner Seite, bei der Schlachtereibitt vorbei, die geschlossen war. Das Schaufenster war mit Brettern vernagelt. Nur wenige Menschen waren auf der Strasse. Er kannte keinen von ihnen. Niemand grüsste. Er kam an Bäckerchens Brotladen vorbei, alles war geschlossen und verriegelt. Er kam sich fremd vor. Er schaute an Bäckerchens Treppenhaus hoch und sah, dass alle Wohnungsfenster mit Pappe vernagelt waren. Das gleiche stellte er beim nächsten Hauseingang fest. Dann stand er vor der Schlageterstrasse Nummer 30, vor ihrem Eingang. Er schaute hoch bis zum vierten Stock, bis zu ihrer Wohnung auf der linken Treppenhausseite. Auch hier waren alle Fenster mit Pappe vernagelt.

Dann ging er ins Treppenhaus. Er stellte fest, dass die rechte Wohnungsseite nun gänzlich eingestürzt war, dort klaffte ein riesiges Loch, dort gab es keine Wohnungen mehr, dort lag nur ein Haufen Trümmer,

und das Treppenhaus hing irgendwie in der Luft. Vorsichtig ging er die ersten Stufen hoch, sie hielten. Sie hatten das Treppenhausgeländer repariert. Man konnte sich wieder daran festhalten, ohne abzustürzen. Im zweiten Stockwerk empfand er, dass das Treppenhaus schwankte, und er kriegte es mit der Angst zu tun. Er stiefelte langsam in den dritten Stock, das Schwanken hörte auf. Hab ich mir wahrscheinlich nur eingebildet, dachte er. An Frankens Wohnungstür war das Namensschild verschwunden. Er klopfte an. Eine ältere Frau öffnete. Er hatte sie noch nie gesehen. Ja bitte? sagte sie freundlich. Wohnen die Frankens nicht mehr hier? fragte er. Sie sind abgeholt worden, antwortete die alte Frau. Wo leben sie jetzt? fragte er. Ich glaube, man hat sie nach Neuengamme gebracht, erwiderte die alte Frau, es tut mir so leid. Von seinem Opa mütterlicherseits wusste er, dass Neuengamme ein Konzentrationslager vor den Toren Hamburgs war. Aber was da passierte, wusste er nicht. Bist du ein Verwandter der Frankens? fragte die Frau. Nein, antwortete er, wir waren Nachbarn, viele Jahre lang. Ach so, sagte die Frau. Nun muss ich aber gehen, sagte er dann, ich will ja nach oben in den 4. Stock in unsere Wohnung. Auf Wiedersehen. Auf Wiedersehen, sagte die alte Frau, oben wohnen auch andere Leute. Sie machte die Tür zu. Er verstand nicht, was sie mit «oben wohnen auch andere Leute» meinte. Ich erzähle meiner Mutter, dass die Frankens hier nicht mehr leben, sagte er zu sich, als er in das vierte Stockwerk hinaufstieg.

Er stand vor ihrer Wohnungstür und holte den Schlüssel aus seiner rechten Hosentasche. Den hatte er seiner Mutter aus ihrem Nähkasten geklaut. Auch ihr Namensschild war verschwunden. Er steckte den Schlüssel ins Schlüsselloch. Er passte nicht. Er drehte und drehte und versuchte den Schlüssel hineinzuwürgen. Es ging nicht. Das kann doch nicht angehen, dachte er, was ist bloss los, es ist doch unser Schlüssel. Er wurde wütend, er trat gegen die Tür. Dann beruhigte er sich und klopfte. Eine Frau öffnete. Sie war jünger als die Frau bei den

Frankens unten. Ich will in unsere Wohnung, befahl er barsch, sie gehört meinen Eltern. Ach du lieber Gott, antwortete die Frau, dann müssen wir ja ein Zimmer wieder abgeben. Wir sind hier vom Bezirksamt einquartiert worden. Wir sind nämlich in der Oeverseestrasse ausgebombt worden, verstehst du? Wir haben alles verloren. Er verstand nicht. Er verstand überhaupt nichts. Auch diese Frau war freundlich zu ihm. Komm man rein, sagte sie, und sieh dich um.

In ihrer Wohnung war nichts mehr so wie früher, nichts mehr, gar nichts mehr, so kam es ihm jedenfalls vor. Selbst der Küchenschrank und der Küchentisch standen nicht mehr am alten Platz. In der Wohnstube fehlte der Bücherschrank, der stand nun glaslos und bücherlos im Korridor. Der Esstisch war an die dem Fenster gegenüberliegende Seite gerückt worden. Es lag keine Tischdecke darauf. Nur zwei Stühle standen am Tisch, nicht vier wie sonst immer. Die geöffneten Fenster waren mit Pappe vernagelt. Im Schlafzimmer lag ein alter Mann im Bett seiner Eltern. Der alte Mann nickte ihm zu. Er sagte: Guten Tag, mein Junge. Guten Tag, antwortete er und stellte fest, dass sein Bett verschwunden war. Da, wo sein Bett sonst stand, stand jetzt eine Schlafcouch. Ich heisse Frau Möller. Ich wohne hier mit meinem alten Vater, sagte die Frau, er ist sehr krank und braucht meine Hilfe. Mein Mann ist an der Ostfront. Er sah, dass der alte Mann zitterte. Er kam sich schäbig vor, dass er bei diesen Leuten so hereingeplatzt war. Sie haben doch alles verloren, dachte er. Aber es war ja ihre Wohnung. Ich wollte nur mal wieder zu Hause sein, kam es plötzlich aus ihm heraus. Ich wohne jetzt mit meiner Mutter in Meiendorf bei meinen Grosseltern, fuhr er fort. Meine Mutter hat ein Baby bekommen, wissen Sie, deshalb kann sie im Moment nicht hierherfahren. Wir kommen erst am Ende des Krieges wieder nach Hause, wenn mein Vater von der Front zurück ist. So lange können Sie hier wohnen, ganz bestimmt. Das ist gut von dir, das zu sagen, antwortete der alte Mann, dann werde ich dich vielleicht noch wiedersehen? Er nickte. Er verab-

schiedete sich von dem alten Mann und von Frau Möller. Sie gaben sich die Hand. Komm ruhig mal wieder, sagte Frau Möller beim Händeschütteln. Er hatte ein gutes Gefühl, als er die beiden verliess. Es sind nette Leute, dachte er.

Er ging die Schlageterstrasse Richtung Holstenbahnhof zurück. Auf der linken Seite lagen Berge von Trümmern hinter den Fassaden. Dann stand er vor Berni Fingerdos Treppenhaus. Fingerdoof wohnte mit seiner Mutter im zweiten Stock. Hoffentlich sind sie da, dachte er, sonst bin ich ja fast umsonst gekommen. Er schaute an der Hauswand hoch. Auch hier waren bis zum fünften Stockwerk rauf alle Fenster mit Pappe vernagelt. Es sah gespenstisch aus, so, als würden hinter den Pappfenstern keine Menschen mehr wohnen, so, als würde hinter den Pappen nur dunkle Leere sein. Er ging das Treppenhaus hoch. Es war dunkel. Er schaltete den Lichtschalter an. Aber es gab kein Licht. Er fasste nach dem Geländer. Es gab kein Geländer mehr. Vorsichtig schlich er an der Treppenhauswand zum zweiten Stockwerk hoch und klopfte auf der linken Seite an die Tür. Frau Fingerdo öffnete die Tür. Sie hielt ihm eine Taschenlampe entgegen und blendete ihn. Guten Tag, Frau Fingerdo, sagte er. Du bist es, staunte sie. Komm doch herein. Was machst du hier? Ich dachte, ihr lebt in Meiendorf? Tun wir ja auch, antwortete er. Ich wollte bloss mal nach Hause kommen. Weiss deine Mutter das? fragte sie. Er wollte erst lügen. Doch er sagte: Nein, sie weiss es nicht. Aber ich fahr ja nachher wieder mit dem Bus zurück. Das will ich auch hoffen, entgegnete Frau Fingerdo, sonst bring ich dich selbst wieder nach Meiendorf zurück. Wie geht es deiner Mutter? Gut, antwortete er, sie hat ein Baby bekommen, einen kleinen Jungen. Ach, wie süss, sagte Frau Fingerdo, dann hast du ja jetzt einen Bruder. Dein Vater ist wohl auf Urlaub gewesen, nicht wahr? Ja, sagte er, das war er. Wo ist Berni? fragte er. Der ist zu Fischers Holzhandlung in die Koldingstrasse gegangen, um neue Pappen für unsere Fenster zu

holen, sagte sie. Die alten Pappen sind nämlich beim letzten Regen aufgeweicht und fallen in sich zusammen. Fensterscheiben gibt es ja nicht mehr. Dann geh ich zu Fischer rüber und helfe Berni beim Tragen. Das tu man, sagte Frau Fingerdo, da freut er sich. Ich mache euch nachher auch ein schönes Essen.

Er schlich an der Wand entlang die Stufen des dunklen Treppenhauses runter, ging durch die Haustür, vor der Sandsäcke lagen, überquerte die Schlageterstrasse und rannte auf der Ruinenseite Richtung Holstenbahnhof, bog vor dem Bahnhof in die Alsenstrasse ein und lief dann in die nächste Querstrasse, die Koldingstrasse. Er sah auf der anderen Seite Fingerdoof aus Fischers Holzhandlung herauskommen. Unter seinen Armen trug er je drei grosse rechteckige Pappen. Fingerdoof, rief er über die Strasse rüber, Mensch, Fingerdoof. Was willst du denn hier? rief Fingerdoof zurück. Ich denk, du bist bei deinen Grosseltern in Meiendorf. Berni liess die sechs Pappen fallen und starrte ihn an. Du bist es wirklich? sagte er, nicht möglich. Ich bin's, antwortete Fingerdoof, ich bin's. Ich lebe noch. Sie gaben sich die Hand, und er nahm drei von Fingerdoofs Pappen auf. Berni steckte sich die anderen drei unter den Arm. Sie sind für unsere Fenster, weisst du. Ich habe Fischer unsere Masse gegeben, und er hat sie uns zugeschnitten. Wir brauchen sie nur noch anzunageln, nachdem wir die alten, aufgeweichten abgerissen haben. Hast du was von Sterni, Bäckerchen und Uwe Heilhoff gehört? fragte er. Nichts, antwortete Fingerdoof, gar nichts. Sie sind damals einfach abgehauen, so wie ihr. Es ist hier langweilig geworden, weisst du. Ich hab hier keine Freunde mehr, ich bin ganz allein. Gerd Wuchs wagt sich nicht aus seinem Schrebergarten. Und zur Schule gehen wir kaum noch wegen der dauernden Fliegerangriffe. Auch die HJ-Treffen fallen wegen der Alarme oft aus. Sie überquerten mit den sechs Pappen die Koldingstrasse und gingen die Alsenstrasse hoch. Die verdammten Tommys haben Altona noch viele Male angegriffen, fuhr Fingerdoof fort. Aber es hat keinen Feu-

ersturm mehr gegeben. Sie haben oben die Allee mit ihren Phosphorbomben und Wohnblockknackern ausradiert und den Altonaer Bahnhof zerstört. Wir sind nachts immer in den Sonderburger Bunker gelaufen, meine Mutter und ich. Ja, ja, antwortete er, ich habe die Angriffe mit meinem Grossvater vom Boden unseres Hauses in Meindorf verfolgt, und ich habe gefleht, dass sie euch nicht treffen. Sie bogen mit ihren Pappen in die Schlageterstrasse ein.

Dann standen sie vor Fingerdoofs Hauseingang, schlichen die Stufen des dunklen Treppenhauses zum zweiten Stock hoch und klingelten. Bernis Mutter öffnete. Da seid ihr ja, sagte sie, wollt ihr vor dem Annageln essen oder danach? Danach, Mama, danach, antwortete Berni. Na, dann man los, es gibt anschliessend Kartoffelsalat mit Würstchen. Bockwurst? fragte Berni. Ja, Bockwurst, antwortete seine Mutter und lächelte. Sie gingen zuerst ins Wohnzimmer, in dem die vielen Bilder von Bernis Vater in der Uniform des Afrika-Korps hingen, auf die Fingerdoof so stolz war. Sie rissen die alten, aufgeweichten Pappen ab und trugen sie auf den Balkon. Das machen wir so zweimal im Monat, wenn die Dinger vom Regen aufgeweicht sind, meinte Berni. Darin bin ich schon Spezialist. Fingerdoof hatte vorher aus der Werkzeugkiste seines Vaters, die unten in der Speisekammer stand, zwei Hämmer geholt und ihm einen davon gegeben. Beide Hämmer hatten auf der einen Seite einen Nagelausreisser. Damit zogen sie die Nägel aus den Fensterrahmen heraus und nagelten die neuen Pappen mit den alten Nägeln fest. Vorsichtig nageln, warnte Fingerdoof, mehr Nägel haben wir nämlich nicht. Du musst immer genau den Kopf treffen. Halt die Nägel etwas schräg in die Pappe, so lässt es sich am besten nageln, und du triffst immer den Kopf. Er tat, wie Fingerdoof ihn geheissen hatte. Fingerdoof hatte recht, so liess es sich am besten nageln. Sie nagelten acht Nägel pro Pappe in jede Rahmenseite, also insgesamt 16 Nägel für die beiden Wohnzimmerfenster. So machten sie es anschliessend auch im Schlafzimmer und in der Küche. Es klappte ausgezeichnet. Sie hatten keinen Nagel krummgeschlagen. Als sie ihr

Werk vollendet hatten, waren sie richtig stolz auf sich. Und Fingerdoofs Mutter sagte: Das habt ihr fein gemacht, Jungs, ihr habt euch euer Mittagessen redlich verdient. Sie setzten sich an den Küchentisch, und Frau Fingerdoof stellte vor jeden einen Teller mit Kartoffelsalat und Bockwurst, dazu gab es Fassbrause. Die Bockwurst war dick und knackig, und der Kartoffelsalat war warm, und es waren Speckstücke darin. So mochten sie ihn am liebsten, und Fassbrause war sowieso ihr Lieblingsgetränk. Es schmeckt prima, Frau Fingerdoof, sagte er. Das stimmt, Mama, unterstützte ihn Berni. Frau Fingerdoof lächelte. Sie kriegten einen Nachschlag und jeder noch eine halbe Wurst. Bin mal gespannt, wie lange die Pappen diesmal halten, sagte Frau Fingerdoof, die am Gasherd stand. Vielleicht etwas länger, Mama, meinte Fingerdoof, im Juli und August regnet es ja nicht so viel. Sie assen weiter und bekamen noch ein Glas Fassbrause eingeschickt. Er musste niesen, weil ihm die Kohlensäure in die Nase stieg. Fingerdoof lachte ihn aus.

Komm doch mal wieder zu uns, sagte Berni und sah ihn direkt an. Mach ich, antwortete er, mach ich. Der alte Soldat liegt jetzt in einem Massengrab in Ohlsdorf, sagte Fingerdoof plötzlich, da, wo auch Hansi, Holle und Hansel liegen. Sie sind jetzt alle zusammen. Sie schwiegen für eine Weile. Er versuchte sich das Massengrab vorzustellen. Er konnte es nicht. Übrigens ist auch die Wohnung des alten Soldaten damals völlig zerstört worden, fuhr Fingerdoof fort. Nichts ist mehr übriggeblieben von ihm. Nein, Fingerdoof, sagte er, das stimmt nicht. Du weißt doch, wie oft wir an ihn denken. Wir werden ihn nie vergessen. Da hast du recht, da hast du wirklich recht, antwortete Fingerdoof. Sie hatten aufgegessen. Frau Fingerdoof schmierte ihm noch zwei Scheiben Brot mit Leberwurst, steckte sie in Pergamentpapier, gab sie ihm und sagte: Die isst du auf der Heimreise. Ja, danke, Frau Fingerdoof, sagte er. Dabei fiel ihm ein, dass er die drei Scheiben Käsebrot, die er frühmorgens eingepackt hatte, als noch alle, ausser seinem Grossva-

ter, schliefen, schon im Bus aufgeessen hatte. Vergiss nicht, deine Mutter von mir herzlich zu grüssen, sagte Frau Fingerdo, die wieder am Herd stand, und ihr alles Gute mit dem Baby zu wünschen. Das mach ich, Frau Fingerdo, antwortete er. Nach dem Krieg werden wir uns ja alle wiedersehen, fügte sie noch leise hinzu. Etwas später brachte Fingerdoof ihn zum Holstenbahnhof. Es wurde Zeit. Er wollte um 18 Uhr den Rahlstedter Bus am Hauptbahnhöferwischen. Als er im Holstenbahnhof in die S-Bahn stieg, musste er Berni Fingerdo versprechen, bald wiederzukommen. Ja, das war seine Nach-Hause-Reise Ende Juli 1944 gewesen. Es hatte keinen Alarm gegeben, die Tommys hatten Hamburg nicht bombardiert.

Zuletzt – nein, eigentlich das ganze Jahr 1944 über – empfand er, dass in Meiendorf einfach nichts mehr passierte. Das Leben hier war für ihn langweilig geworden. Die Leute lebten hier mehr für sich allein. Es gab keine Stadtteilmannschaften, nicht mal – ausser der Schumacher-Allee und den Oldenfeldern – Strassenmannschaften, aber man konnte ja nicht immer gegen die Oldenfelder spielen. Es gab auch keine Strassenbanden und keinen Sonderburger Platz, wo sie sich nach der Schule immer trafen, wo sie Kloppe austeilten. Und Rodion Bashimiroff war tot. Er würde nie wieder dasein. Er war tot, weil er ihm das Leben gerettet hatte. Sein Grossvater bemerkte seinen Missmut manchmal. Wenn er am Essenstisch vor sich hin stierte, sagte sein Opa: Du langweilst dich hier etwas, nicht wahr? Du bist eben doch ein Stadtjunge. Er ging regelmässig ungern in die Schule. Er nahm regelmässig ungern an den HJ-Veranstaltungen teil. Nur das Singen beim Marschieren, das Zelten im Wald und die Sportwettkämpfe der HJ fand er prima. Den Drill beim Waffentraining, beim Dienstgrade-Auswendiglernen, bei der Kleiderordnung, das Geschrei und Befehlegeben der Unterführer und das ewige Gehorchen fand er beschissen. Ohne Reimer Wecke, Paul Kuhn, Jürgen Geiger und Emil wäre es für ihn hier unerträglich geworden. Aber selbst zu ihnen mochte er nicht

mehr so häufig gehen wie vorher, weil ihre Leute immer schlimmer über die Russen schimpften. Bolschewistenschweine nannten sie sie. Und sie faselten wie Tietjen dauernd vom Endsieg und von den neuen Wunderwaffen des Führers, mit denen man den Krieg schliesslich und endlich todsicher gewinnen würde. Dabei hatte sein Vater während seines fünftägigen Fronturlaubs im September 1943 gesagt: Wir marschieren nur noch zurück. Lange wird es nicht mehr dauern, dann stossen die Russen an Deutschlands Grenzen. Sie lassen sich nicht mehr aufhalten.

Das Beste waren noch ihre Fahrradfahrten mit Emil zum Mühlen-
teich und zurück und das Posieren und Schwimmen mit den Mädchen dort. Darauf freute er sich immer. Sie hatten sich mit den Mädchen richtig angefreundet. Die Mädchen waren alle im BDM und erzählten Witze über die HJ-Pimpfe, und sie erzählten ihnen Witze über die BDM-Mädels. Manchmal gingen sie gemeinsam um den Mühlen-
teich herum, Paul Kuhn und Reimer Wecke dabei Hand in Hand mit ihren Angebeteten. Die Mädchen liessen ihre Mütter zu Hause, und sie trafen sich immer an derselben Stelle am Mühlen-
teich und breiteten auch ihre Badesachen an derselben Stelle aus. Sie mochten die Mädchen, und die Mädchen mochten sie. Es war schön, mit ihnen am Mühlen-
teich zu sitzen, zu schwimmen und spazierenzugehen. Auch Emil hatte sich an die Mädchen gewöhnt, und sie verwöhnten ihn mit Lekerbissen.

Zu Weihnachten 1944 hielt der Rektor der Meiendorfer Volks- und Realschule und HJ-Führer der Kameradschaft Walddörfer, Otto Tietjen, eine Rede in der Aula. Alle Hitlerjungen mussten dabeisein. Tietjen fluchte wieder auf die Russen, nannte sie bolschewistische Untermenschen und erklärte, dass der Führer und seine Wehrmacht nun zum letzten Schlag gegen sie ausholen würden, um die westliche Zivilisation vor diesen östlichen Barbaren zu retten. Gleichzeitig sprach er von Racheaktionen gegen die Engländer. Der Führer würde nun all seine Wunderwaffen einsetzen, die V-1- und auch die noch viel zielgenauere V-2-Waffe. Er würde nun keine Rücksicht mehr gegen Eng-

land walten lassen. Wir werden London dem Erdboden gleichmachen, grölte Tietjen. Donnernder Applaus kam von den Hitlerjungen, und ein dreifaches Sieg Heil wie aus einem Munde ertönte, wobei sie alle aufstanden und den rechten Arm zum Hitlergruss emporrissen. Er war auch aufgestanden. Er fragte seinen Grossvater später, was V-1 und V-2 für Waffen wären. Und sein Grossvater erklärte ihm, das wären raketenartige Flugkörper, die man nicht abschiessen und deren Anflug man nicht hören könnte. Deshalb wären sie so gefährlich, fügte er noch hinzu.

Zu Weihnachten 1944 erhielten sie von seinem Vater keinen Feldpostbrief von der Front. Aber oben im Zimmer seiner Mutter hörten sie im Radio den britischen BBC-Sender ab. Der deutschsprechende BBC-Reporter berichtete, dass V-1- und V-2-Waffen tatsächlich auf London abgefeuert worden waren und dass die Ostfront nun an der Memel bei Kaunas, also fast an der deutschen Grenze, verlief. Das sah er wieder in seinem Atlas nach. Nun ist es nicht mehr lange, dachte er, dann ist der Krieg vorbei, mein Vater kommt zurück, und wir können nach Hause in die Schlageterstrasse gehen.

Am zweiten Weihnachtstag bombardierten die Tommys Hamburg so schwer, dass wieder Zehntausende Hamburger aus der Stadt flüchteten. Wieder war der Himmel wegen der Russ- und Rauchwolken am darauffolgenden Tage stockdunkel. Es war ein kalter Wintertag, als die Hamburger ihre Stadt verliessen, und es schneite heftig. Die Flüchtenden trotteten mit Kind und Kegel dick ver mummt durch den hohen Schnee der Ahrensburger Strasse. Sie froren. Da haben wir es besser gehabt damals, dachte er, wir mussten nicht frieren. Er war mit Reimer Wecke und Paul Kuhn am Morgen nach der Bombardierung zur Ahrensburger Strasse runtergelaufen, um sich den Flüchtlingstreck anzusehen. Wo wollen die armen Schweine bloss alle hin? fragte Paul Kuhn. Hier ist doch kein Platz mehr. Die marschieren nach Stormarn

und Oldesloe rauf, sagte Reimer, da oben müssen die Bauern noch Flüchtlinge aufnehmen. Dass die Tommys Weihnachten bombardieren, ist eine Sauerei ohnegleichen, sagte Paul Kuhn. Ja, das ist es, entgegnete er, die nehmen vor nichts Rücksicht. Er hoffte, dass Fingerdoof und seine Mutter den Angriff überlebt hatten. Und er wusste, dass er vor Kriegsende nicht mehr mit dem Bus nach Hamburg fahren würde.

Einige Tage später, es war Mitte Januar 1945, hörte er mit seiner Mutter und seinen Grosseltern wieder den BBC-Sender ab. Der deutschsprachige Reporter berichtete, dass die Russen die deutsche Ostgrenze bei Tilsit in Ostpreussen und bei Allenstein in Oberschlesien überschritten hätten und die westlichen Alliierten fast am linksrheinischen Ufer stünden. Das ist das Ende der Nazis, triumphierte sein Grossvater, jetzt dauert es nicht mehr lange, und wir sind frei. Von dem Tag an, als sein Grossvater das gesagt hatte, warteten sie nur noch auf das Ende des Krieges. Kurz darauf war Pavel an einem späten Nachmittag mit zwei anderen russischen Kriegsgefangenen an ihre Haustür gekommen, um Kartoffelschalen zu sammeln. Sein Grossvater ging mit ihnen in die Küche und erzählte ihnen, dass ihre Kameraden bereits auf deutschem Boden stünden. Haltet noch etwas aus, Towarishi, sagte er, bald befreien euch eure Leute. Es kann nicht mehr lange dauern. Dann kommt ihr alle zu uns, und wir feiern den Frieden. Lasst euch nicht unterkriegen. Wir werden durchhalten, Towarish Willem, antwortete Pavel, wir wollen den Frieden mit dir feiern.

Im April 1945 standen die britischen Truppen in der Lüneburger Heide, vor den Toren Hamburgs. Trotzdem bombardierten die Tommys die Zivilbevölkerung Hamburgs noch zweimal. Unglaublich, sagte sein Opa, die wollen Hamburg platt machen, bevor sie in die Stadt einmarschieren. Wenn wir nach Hause gehen, wird nichts mehr stehen, was soll dann bloss aus uns werden, wo sollen wir hin? sagte seine Mutter und fing an zu weinen. Und er dachte: Dann kommen

vielleicht Sterni, Uwe Heilhoff und Bäckerchen nicht wieder zurück. Was sollen sie denn in einer völlig zerstörten Stadt, in der es kein Leben mehr gibt? Am 1. Mai, sie sassen vor dem Volksempfänger, meldete der Reichssender Hamburg: «Der Führer Adolf Hitler ist gestern Nachmittag auf seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei, bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen.» Das Schwein ist endlich tot, sagte sein Grossvater. Dieser Verbrecher ist nicht gefallen, der hat sich selbst umgebracht.

Am 2. Mai 1945 hörten sie nachmittags im Radio, dass der Gauleiter Karl Kaufmann die Stadt Hamburg den britischen Truppen bedingungslos übergeben hatte. Es gab in der Stadt nichts mehr zu verteidigen. Jetzt spürte er, dass selbst in Meiendorf in den letzten Kriegstagen noch etwas passieren würde, und er wollte daran teilnehmen. Nach der Radiosendung lief er zum russischen Gefangenenlager hoch. Er wollte die Russen besuchen, wollte ihnen als erster von Kaufmanns Kapitulation berichten, wollte ihnen sagen, sie könnten das Lager endlich verlassen. Aber er kam nicht ins Lager rein. Vor dem Tor stand noch immer ein schwarzuniformierter SS-Mann mit geschultertem Gewehr Wache und scheuchte ihn mit den Worten «Hau ab» davon. Er rannte nach Hause zurück, stürzte in die Küche und rief: Opa, die SS bewacht noch immer das Lager. Ist der Krieg denn nicht zu Ende? Noch nicht überall, antwortete sein Grossvater, aber es kann sich nur noch um zwei oder drei Tage handeln. Die Engländer werden morgen kommen und die Russen befreien, verlass dich darauf. Diese Nacht konnte er vor Aufregung kaum Schlaf finden.

Am nächsten Tag, vormittags, hörten sie, wie englische Panzer, LKWs und Jeeps die Schumacher-Allee rauffuhren. Die englischen Soldaten sassen auf den Fahrzeugen in ihren braunen Uniformen und mit entscherten Gewehren. Die Panzer und LKWs fuhren zum Lager hoch. Zwei Jeeps hielten vor dem Haus des SA-Unterführers und Blockwarts Egon Giesing. Er war den Jeeps hinterhergelaufen. Gie-

sing kam in Zivil aus seinem Haus gestürzt, schlug unaufgefordert die Hacken zusammen und salutierte, indem er die Hände an die Hosennaht presste. Ein englischer Offizier stieg aus einem der Jeeps und befahl Giesing in deutscher Sprache, sofort eine «Bekanntmachung» an die Vorderseite seines Hauses zu hängen. Jawoll, brüllte Giesing, wird sofort erledigt. Der englische Offizier, der unter seinem linken Arm einen Stock trug, gab Giesing die Bekanntmachung. Giesing lief in sein Haus, kam in Windeseile mit Klebestreifen zurück, salutierte wieder unaufgefordert und begann, die Bekanntmachung an der Vorderseite seines Hauses anzubringen. Sie lautete: «*Bekanntmachung!* Der Befehlshaber der englischen Besatzungstruppen hat folgende Anordnungen erlassen: Heute Mittag beginnt der Einmarsch der Besatzungstruppen. Ab 13 Uhr besteht Ausgehverbot für die Bevölkerung, mit Ausnahme der Angehörigen der Versorgungsbetriebe (Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke). Die Dauer des Ausgehverbots wird von der Disziplin der Bevölkerung abhängig gemacht. Die Verantwortung für die Durchführung dieser Massnahme wird der Hamburger Polizei übertragen. Bei Nichtbefolgung wird die englische Besatzungsmacht mit Waffengewalt einschreiten. Der gesamte Verkehr wird um 12.00 Uhr eingestellt. *Der Befehlshaber der englischen Besatzungstruppen.* Hamburg, den 3. Mai 1945.»

Die englischen Offiziere blieben so lange mit ihren Jeeps vor Giesings Haus stehen, bis der die Bekanntmachung an der Vorderseite seines Hauses befestigt hatte. Als sie in ihre Jeeps stiegen und zum Lager rauffuhren, schlug Giesing wieder die Hacken zusammen und salutierte. Danach verschwand er in seinem Haus. Sein Grossvater stand plötzlich hinter ihm, und sie lasen zusammen die Bekanntmachung. Dann kamen immer mehr Leute zu Giesings Haus. Auch Paul Kuhns Mutter stand da, las und sagte: Mein Gott, die haben einfach kapituliert, das kann man doch nicht machen. Wenn das unser Führer wüsste.

Lass uns zum Lager gehen, sagte sein Grossvater, mal sehen, was die Engländer mit den Russen machen. Ab 13.00 Uhr dürfen wir das Haus nicht mehr verlassen. Du hast es ja gelesen. Als sie vor dem Tor des Lagers standen und dann ins Lager hineingingen, stellten sie fest, dass die SS-Wachmannschaft verschwunden war. Die haben sich aus dem Staub gemacht, bevor die Engländer kamen, dachte er. Die Panzer, LKWs und Jeeps der Engländer standen vor dem Lager bis zu Jebens' Bauernhof rauf. Die englischen Soldaten entluden die LKWs und schleppten Kisten ins Lager. In den Kisten befanden sich Dosen mit Corned Beef, Heringen und Sardinen und Kartons mit getrockneten Aprikosen und Rosinen, mit Cadbury-Schokolade und Keksen und grosse Stangen Navy-Cut- und Chesterfield-Zigaretten. Auch mehrere Flaschen Wodka waren dabei. Alles wurde sofort ausgepackt und im Lagerinnenhof an die Russen verteilt, die nun keine Gefangenen mehr waren. Engländer und Russen standen zusammen, rauchten Zigaretten, tranken Wodka, schüttelten sich immer wieder die Hände, und die Russen assen dabei aus den Corned-Beef- und Fischdosen.

Er ging mit seinem Grossvater auf eine Gruppe Engländer und Russen zu, in der er Pavel und Nikolai entdeckte. Pavel, rief er, Nikolai. Die beiden Russen drehten sich um, lachten, gingen auf seinen Grossvater und ihn zu und umarmten sie lange. Nikolai strich ihm dabei über den Kopf, und Pavel küsste seinen Grossvater auf die Wangen. Die beiden Männer weinten. Jetzt sind wir alle frei, Pavel, sagte sein Opa, die Nazis haben kapituliert. Ja, Towarish Willem, jetzt sind wir endlich frei, antwortete Pavel. Und wir leben noch dank eurer Hilfe. Was wollen die beiden Jerrys hier? fragte ein englischer Offizier. Sie sind Freunde, friends, verstehen Sie, antwortete Pavel, sie gehören hierher, sie gehören zu uns. Okay, sagte der Engländer und schüttelte den Kopf. Jetzt wurde er mit seinem Grossvater von Gruppe zu Gruppe herumgereicht. Die Russen umarmten sie, immer wieder küsstes sie seinen Grossvater auf die Wangen und streichelten seinen Kopf. Sie

gaben ihm Cadbury-Schokolade und seinem Grossvater Navy-Cut- und Chesterfield-Zigaretten. Für dich, Towarish Willem, sagten sie, für dich. Sie schenkten seinem Grossvater ein grosses Glas voll Wodka ein und stiessen mit ihm an und riefen: Drushba, Willem. Auf euch, antwortete sein Grossvater, ihr sollt leben. Und dann tranken sie in einem Zug ihre Gläser aus.

Nachdem sie von allen umarmt worden waren, gingen sie zur Gruppe zurück, in der Pavel und Nikolai mit zwei englischen Offizieren standen. Sie bekamen mit, dass die Engländer die Russen morgen Mittag in LKWs abholen würden, einfach mit ihnen abfahren würden, sie zu einem Rot-Kreuz-Lazarett fahren würden. Packt in Ruhe eure Sachen, das ist eure letzte Nacht hier, sagte einer der englischen Offiziere in gebrochenem Deutsch. Pavel verstand und übersetzte es für seine Kameraden. Wo ist Rodions Grab? fragte er plötzlich. Pavel und Nikolai schauten sich an. Er sah, wie sie einander zunickten. Dann nahmen sie ihn an die Hand und gingen mit ihm hinter das Lager, dahin, wo die Jauche- und Abfallgruben waren. Die letzte der Gruben, die jetzt zugeschüttet ist, sagte Pavel und deutete mit seiner rechten Hand nach vorn, das ist der Friedhof der Russen. Da liegt auch Rodion. Sie gingen linksseits an den stinkenden Abfall- und Jauchegruben vorbei und langten bei der letzten Grube an. Er starrte auf die zugeschüttete Grube. Da drunter liegt Rodion also, dachte er, da haben sie ihn reingeworfen. Einfach so. Wie er wohl jetzt aussieht? Vielleicht hat er noch sein Zeug an. Vielleicht liegt da nur noch sein Skelett. Und er kriegte einen ungeheuren Schreck vor dem Tod, wie damals, als er sich beim Feuersturm über die leblosen Gesichter von Hansel und Holle gebeugt hatte. Pavel bemerkte seinen Schreck und legte eine Hand auf seine Schulter. Die hier begrabenen Russen werden bald nach Ohlsdorf in ein Massengrab verlegt, erklärte Pavel. Die Engländer bringen sie dorthin, wo auch die abgeschossenen englischen und amerikanischen Flieger begraben werden sollen und wo die

beim Feuersturm umgekommenen Hamburger schon liegen. Das hat der eine englische Offizier gesagt. Dann werden Rodion, der alte Soldat, Hansel, Holle und Hansi zusammen dort liegen, dachte er. Und es überkam ihn ein Gefühl der Zufriedenheit bei diesem Gedanken.

Er ging mit Pavel und Nikolai zu der Gruppe zurück, bei der sein Grossvater stand. Ich komme gleich wieder, sagte er zu den beiden. Ich hole nur ein paar Blumen. Er verliess das Lager, rannte die Schuhmacher-Allee runter zu ihrem Haus, lief durch die offene Pforte und pflückte im Vorgarten seiner Grossmutter einen riesigen Strauss Blumen. Von jedem Beet pflückte er dabei drei oder vier verschiedene Blumen, bis der Strauss so gross war, dass er dahinter seinen Kopf und seinen Oberkörper verstecken konnte, bis der Strauss so gross war, dass er ihn kaum noch mit beiden Händen umfassen konnte. Dann lief er zum Lager zurück, ging mit seinem Strauss durch den Innenhof, an den Russen und Engländern vorbei, hinter die Baracken und zu den Jauche- und Abfallgruben und legte die Blumen auf die letzte, die zugeschüttete Grube, den Friedhof der Russen. Er blieb eine Zeitlang vor der Grube stehen. Seine Blumen auf dem Grab sahen wunderschön aus. Er beugte sich runter und verteilte die Blumen auf dem Grab. Das gefiel ihm besser so. Es liegt ja nicht nur Rodion hier, dachte er. Rodion wird es verstehen. Dann kamen Pavel und Nikolai, schauten lange auf das blumengeschmückte Grab, nahmen ihn schliesslich an die Hand und gingen mit ihm zum Innenhof zurück. Während sie zurückgingen, sagte Nikolai: Jetzt sieht es wirklich wie ein Grab aus, jetzt hat es Würde. Ja, sagte Pavel, das stimmt. Er war glücklich darüber, dass die beiden das gesagt hatten.

Sie gingen zur Gruppe zurück, in der sein Grossvater mit den älteren Russen und zwei englischen Offizieren stand. Sie sprachen über den morgigen Abtransport, über das Leben im Lager und über die vielen Reparaturarbeiten am Bahndamm. So sorry that we had to bomb you, entschuldigte sich ein englischer Offizier. Die Russen assen Cadbury-Schokolade und tranken Wodka dazu.

Plötzlich sagte der zweite englische Offizier: Die beiden Deutschen müssen hier weg, es ist fünf vor eins. Um eins müssen alle Jerrys in ihren Wohnungen sein, das ist ein Befehl. Als sie sich verabschiedeten und das Lager verlassen wollten, sagte Pavel: Willem, wir kommen morgen Mittag noch vorbei und sagen auf Wiedersehen. Bis morgen dann, antwortete sein Grossvater. Ich sage der Babuschka, dass ihr kommt. Bis morgen, sagte er. Bis morgen, antworteten die Russen. Dann ging er mit seinem Grossvater nach Hause. Die Schumacher-Allee war wie leergefegt. Kein Mensch war auf der Strasse. Totenstille herrschte. Die hocken alle in ihren Häusern, dachte er. Erst jetzt, so schien es ihm, war der Krieg zu Ende.

Als sie zu Hause ankamen, sassen seine Oma und seine Mutter beim Kartoffel- und Wurzelschälen in der Küche. Bertha, Elfi, bat sein Grossvater, seid so gut und schält mehr Kartoffeln und Wurzeln, soviel, wie ihr könnt, und tut unser ganzes Hammelfleisch und die Würste hinzu. Setzt grosse Töpfe auf den Herd und kocht Kartoffelsuppe, was das Zeug hält. Die Russen kommen morgen Mittag zu uns, zu ihrer letzten Mahlzeit. Sie verlassen uns, sie wollen sich von uns verabschieden. Die Engländer holen sie ab. Lasst uns ein Fest mit ihnen feiern. Wir werden unser Bestes tun, antwortete seine Grossmutter. Ich werde noch zur Nachbarin gehen und zwei grosse Töpfe und mehr Teller holen. Du musst hinten durch den Garten gehen, Bertha, sagte sein Opa. Nach 13.00 Uhr darf kein Deutscher mehr auf die Strasse. Nachdem seine Oma die Töpfe und Teller von der Nachbarin geholt hatte und die beiden Frauen zwei Waschbüten voll Kartoffeln und Wurzeln geschält und Bohnenkraut und Petersilie aus dem Garten geholt und dazugeschüttet hatten, verteilten sie alles auf vier grosse Töpfe, setzten sie auf die Herdplatten, machten das Feuer an und begannen mit dem Kochen. Das Hammelfleisch und die Würste setzen wir später an, Elfi, sagte seine Oma. Die beiden Frauen kochten den ganzen Nachmittag und Abend über. Man sah sie nur in den Töpfen herumrühren. Das Haus roch herrlich nach Kartoffelsuppe. Jedenfalls

empfand er das so. Als er spät abends einschlief, dachte er: Das wird morgen ein Fest werden.

Pünktlich um 12 Uhr kamen die Russen auf den englischen LKWs vorbeigefahren, sprangen ab und marschierten durch die Pforte in den Garten hinter dem Haus. Sie kannten sich ja aus. Da, wo die alte Pumpe stand, die ein paar von ihnen damals repariert hatten, hatte er mit seinem Grossvater Gartentische und Gartenstühle aufgestellt. Auf den Tischen standen haufenweise Teller und Gläser, lagen Löffel, Messer und Gabeln und Körbe mit Brot, standen Kummern mit Schmalz. Auch drei Flaschen Oldesloer Korn und eine Batterie Flaschenbier, die sein Grossvater morgens noch beim Gemischtwarenhändler Dregisch besorgt hatte, waren dabei. Es war alles vorbereitet. Und er war stolz darauf, dass er mitgeholfen hatte. Nun standen sie alle im Garten an den Tischen, vor der Pumpe und um seinen Grossvater und ihn herum. Sie hatten traurige Gesichter. Keiner sagte etwas. Kommt und holt es euch, schallte es plötzlich aus dem Küchenfenster. Es war die Stimme seiner Grossmutter. Das ist das Signal, sagte sein Opa und lachte. Da lachten auch die Russen. Nehmt euch Teller und Löffel, Towarishi, fuhr sein Grossvater fort, holt euch das Essen aus der Küche. Die Russen bildeten eine Schlange in die Küche hinein. In der Küche standen seine Mutter und seine Oma am Herd vor den Töpfen und füllten den Russen mit zwei grossen Kellen Kartoffelsuppe in ihre Teller. Viele Russen gaben seiner Mutter die Hand und verbeugten sich, bevor sie ihre Suppe erhielten, seine Grossmutter umarmten sie und streichelten ihr Haar. Babuschka, sagten einige, bald werden wir dich nicht mehr sehen. Seine Oma fing an zu weinen. Dann krabbelte sein kleiner Bruder in die Küche. Ein Russe nahm ihn auf den Arm, warf ihn in die Luft, fing ihn auf, drückte ihm einen Kuss auf die Wange. Sein Bruder jauchzte. Sie nahmen ihn mit in den Garten, reichten ihn von Mann zu Mann, herzten ihn. Und seinem Bruder gefiel es. Als er das sah, dachte er: Wenn Rodion doch dabeisein könnte.

Draussen im Garten standen Russen an der Pumpe, reinigten ihre Teller und gaben sie Kameraden, die keinen mehr abbekommen hatten. Andere Russen holten sich Nachschlag. Es war genug für alle da. Seine Oma und seine Mutter füllten in der Küche ununterbrochen die Teller auf. Auch Pavel ging ein zweites Mal in die Küche. Er ging auf seine Oma zu. Babuschka, sagte er, es schmeckt köstlich, wie immer. Wir danken dir für alles, was du für uns getan hast. Ohne dich wär mancher von uns nicht mehr am Leben. Dann überreichte er seiner Grossmutter ein Stück Papier. Auf dem Papier war das Gefangenenerlager aufgezeichnet, darunter stand ein Text, und unter dem Text hatten alle Gefangenen unterzeichnet. Es ist ein Dankesbrief an dich, Babuschka. Er ist auf kyrillisch geschrieben. Du weisst ja, das ist unsere Schrift. Seine Oma holte ein Taschentuch aus ihrer Schürzentasche und wischte sich die Tränen ab. Ich danke dir, Pavel, sagte sie, ich hoffe, dass ihr alle gesund nach Russland zurückkommt, zurück zu euren Leuten, und dass ihr lange leben werdet. Die beiden umarmten sich lange und trennten sich, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Als Pavel in den Garten zurückging, waren die Russen und sein Grossvater bei Korn und Bier angelangt. Sie prosteten einander zu, lachten, rauchten Chesterfield und Navy Cut und hörten gar nicht, dass die englischen Soldaten, die draussen auf der Strasse in ihren LKWs und Jeeps geblieben waren, hupten. Seine Oma und seine Mutter kamen in den Garten hinaus, und die Russen liessen sie hochleben. Dreimal taten sie es. Dabei hielten sie ihre Schnapsgläser nach oben und tranken sie aus. So, wie es die Deutschen auch tun, dachte er. Sein Bruder sass bei einem jungen Russen auf der Schulter und raufte ihm das Haar. Der junge Russe tanzte mit ihm um die Tische herum. Wieder hupten die Engländer draussen auf der Strasse. Pavel schaute auf seinen Grossvater. Der schenkte Korn nach und kauderwelschte mit mehreren Russen. Auch seine Oma und seine Mutter bekamen einen Korn und mussten ihn mit einem Schluck austrinken. Und die Russen klatschten Beifall.

Dann kam ein englischer Offizier in den Garten, klopfte mit dem rechten Zeigefinger auf seine Uhr und sagte: It is time to go, Russkies. Dann ging er wieder auf die Strasse.

Die Engländer drängen, sagte Pavel zu seinem Grossvater. Wir müssen gehen, Towarish Willem. Leb wohl. Wir werden uns wohl nicht wiedersehen. Wir danken dir für alles. Die beiden Männer umarmten sich. Er konnte sehen, dass beide weinten. Leb wohl, Pavel, antwortete sein Grossvater, komm gut heim. Nikolai kam auf ihn zu, umarmte ihn. Mach's gut, Nikolai, sagte er. Du auch, antwortete Nikolai, ich werde oft an dich denken. Dann umarmte ihn Pavel und küsste ihn auf die Wangen. Ich hoffe, dass dein Vater bald heimkehrt, sagte Pavel. Du bist ein grosser Junge, sei gut zu deiner Mutter. Das werde ich, Pavel, sagte er, komm gut nach Hause. Alle Russen umarmten seinen Grossvater, seine Grossmutter und ihn und gaben seiner Mutter die Hand. Dann verliessen sie den hinteren Garten, gingen an der Hauswand entlang und durch den Vorgarten. Es geht alles so schnell, dachte er. Er ging mit seinem Grossvater hinterher. Vor der Pforte blieben die Russen stehen, drehten sich noch einmal um, und Pavel rief: Wir werden euch nie vergessen. Lebt wohl, Towarishi, rief sein Grossvater zurück. Die Russen marschierten durch die Pforte, stiegen auf die LKWs, und die Engländer fuhren mit ihnen davon.

Nachbemerkung

Am Morgen des 24. Juli 1943 gegen 8:20 Uhr erliess der Oberbefehlshaber des britischen Bomberkommandos, Sir Arthur Harris, den Einsatzbefehl Nr. 173 an seine sechs Geschwaderkommandeure:

«Sie sollen die alte Hansestadt Hamburg bis auf den Grund zerstören, und zwar im vollsten Ausmass aller ihrer Fähigkeiten und Möglichkeiten ... Die Schlacht um Hamburg kann nicht in einer einzigen Nacht gewonnen werden. Es wird erforderlich sein, wenigstens 10'000 Tonnen Bomben abzuwerfen, um diese Stadt auszulöschen. Wenn wir den maximalen Effekt des Bombardements erreichen wollen, dann muss diese Stadt unablässig angegriffen werden ... Der erste Angriff heute Nacht wird vor allem mit Brand- und Phosphorbomben ausgeführt, um die Feuerwehkräfte und die Löschmöglichkeiten zu erschöpfen ...»

Etwa 800'000 Menschen verliessen Hamburg zwischen dem 25. und dem 28. Juli 1943. Hätten die Hamburger nach dem ersten Nachtangriff der Engländer nicht angefangen, die Stadt fluchtartig zu verlassen, wären Hunderttausende im Feuersturm verbrannt, verschüttet, erstickt oder erschlagen worden statt der 50'000, die grösstenteils auf dem Ohlsdorfer Friedhof an einer bestimmten Stätte anonym in Massengräbern verscharrt wurden.

Nach dem 1943er Angriff auf Hamburg sagte der Oberbefehlshaber des britischen Bomberkommandos, Sir Arthur Harris, zu einem Reporter:

«Ich hatte schon immer den Wunsch gehabt, Hamburg einmal tatsächlich und direkt aufs Korn nehmen zu können. Es war die zweitgrösste Stadt Deutschlands, und ich wollte dort einmal wirklich eine ungeheure Show abziehen (... wanted to make a tremendous show there ...) ... Wir nannten unseren Plan 'Unternehmen Gomorrha'.»

Thomas Radbruch

**Hamburger
Impressionen**

Mit einem Text von

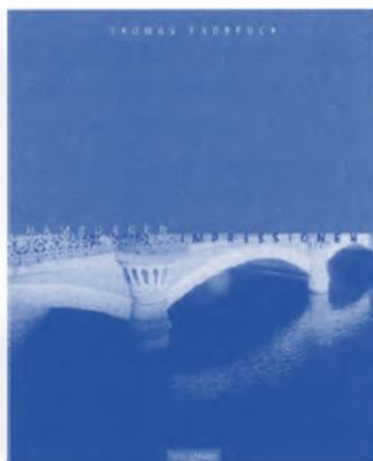
Dirk Schümer

128 Seiten

Großformat mit

zahlreichen

Farbfotos



Impressionen einer Stadt, die sich gerne als die nordisch Kühle und Verschlussene gibt und noch lieber als solche dargestellt wird. Thomas Radbruch fiel nicht auf die listige Diva herein. Verlockt von einer Schönheit, die nicht einschüchtert, einer Majestät, die nicht in die Knie zwingt, zeigt er uns ein Hamburg voller Charme – einen fast romantischen Ort.

Den Fotografien hat Dirk Schümer einen kongenialen Text zur Seite gestellt.

Eckart Kleßmann

**Geschichte
der Stadt Hamburg**

Aktualisierte
und erweiterte

Neuausgabe

680 Seiten,

mit vielen

Abbildungen

Gebunden mit

Schutzumschlag



Die Geschichte der Stadt Hamburg umschließt weit über tausend Jahre: von der ersten sächsischen Festung aus dem 8. Jahrhundert über die namensgebende Gründung der Hammaburg im 9. Jahrhundert bis in unsere Zeit.

Das Standardwerk zur Geschichte Hamburgs von Eckart Kleßmann.